1017

Reseda.

Von

Fanny Tarnow.

Leipzig, 1827.

Rein'sche Buchhandlung.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Inhalt.

Weibliche Seelenstärke 1

Fragmente über Irland von Lady Morgan . 44

Die Spanier auf Fühnen. Frei nach einem ausländischen Original . . . 81

Stummer Schmerz 249

Weibliche Seelenstärke *).

Indem ich die schmerzlichsten Erinnerungen meines Lebens aufzuzeichnen versuche, wünsche ich denen, die unglücklich genug sind, es nicht zu wissen, zu beweisen, daß der wahre Muth, d. i. der Muth, den der Glaube erzeugt, uns die aller-

*) Diese Darstellung ist durchaus wahr, und man hat sich nicht erlaubt, zu dem, von der Heldin derselben eigenhändig geschriebenen und von vielen gerichtlichen Beweisstücken begleiteten, Manuscript irgend einen Zusatz zu machen. Diese durch ihr Unglück und ihren Muth gleich merkwürdige Frau heißt Madame Malleville, geborne Neyven; sie wohnt rue Neuve des-Petits-Champs No. 93. in Paris, und das von ihr unternommene Geschäft soll guten Fortgang haben, und ihr die Hoffnung erlauben, für sich und ihre Kinder einen, ihren einfachen Wünschen zusagenden Wohlstand zu gründen.

schrecklichsten Begebenheiten, die herzzerreißendsten Unglücksfälle zu ertragen, Kraft gibt. Mein Schicksal ist eben so furchtbar als ungewöhnlich. Ich bin von Natur blöde und furchtsam; es liegt selbst in meinem Charakter eine Art von Klugheit, die leicht in Unentschlossenheit ausarten kann; und doch habe ich bei tausend Gelegenheiten die kühnsten Entschlüsse zu fassen und sie mit Ausdauer und Festigkeit auszuführen vermocht. Kunstlos will ich alles schildern, was ich erlebt und empfunden habe; ich mache keinen Anspruch darauf, schön zu schreiben; die Wahrheit allein muß meinen Mangel an Talent und Beredsamkeit ersetzen, und ich wünsche nichts, als daß diese Blätter und mein Beispiel den Muth der Seelen neu beleben mögen, die sich durch viel kleinere Unglücksfälle, als die, die mich bis zu dem heutigen Tage verfolgt haben, niederschlagen lassen.

Ich bin zu St. Malo geboren, wo mein Großvater königlicher Notarius war; er hatte zwei Töchter, von denen die älteste, meine Mutter, einen Schiffskapitain Namens Neyven, ei-

nen Abkömmling der spanischen Gräfin von Cu: lon, heirathete.

Gleich nach seiner Heirath unternahm mein Vater mehrere Seereisen, die alle unglücklich wa: ren, und seine Vermögensumstände zerrütteten. Bei dem Ausbruche der Revolution entschloß er sich, da er aus Grundsatz und aus Empfindung königlich gesinnt war, nach den Kolonien auszu: wandern; doch ließ er in Frankreich eine Frau und zwei Töchter zurück, von denen ich die jüng: ste war.

Mein Vater ließ sich in den Kolonien nie: der, und es gelang ihm, seine Glücksumstände ziemlich [illegible] zu verbessern; mehrere Jahre ver: gingen; meine Mutter dachte darauf, meine Schwester zu verheirathen, und kaum war dies geschehen, als mein Vater ihr schrieb, daß sie zu ihm kommen solle; ohne Zögern beschloß sie es zu thun, da sie stets nur dem Gebot der Pflicht folgte; wir alle, d. h. meine Mutter, meine Schwester mit ihrem Mann und ihren Kindern, und ich schifften uns nach Isle de France — jetzt Ile Maurice — ein. Ich war damals 16

Jahr alt. Unsere Ueberfahrt war, nach der Meinung der Seefahrer, glücklich; da ich aber noch nie zur See gewesen war, fand ich sie mühselig und schreckenvoll; uns traf mehrere Male ein, von einer so langen Seefahrt unzertrennliches Unwetter, das ich jedesmal für einen gewaltigen Sturm hielt; dazu war ich unaufhörlich seekrank, und gestand es offen, daß ich lebenslänglich eine unüberwindliche Abneigung gegen alle Seereisen empfinden würde.

Funfzehn Monat nach unsrer Ankunft auf der Insel traf mich das unersetzlichste Unglück, die würdigste und geliebteste aller Mütter zu verlieren. Das Andenken an die Gottseligkeit ihres Lebens, und an die Heiligkeit ihrer Sterbestunde, blieb mein einziger Trost. — Von diesem Zeitpunkte an ist mein trauriges Daseyn nur ein Gewebe von Unglücksfällen gewesen! —

Im Jahr 1810 eroberten die Engländer Isle de France; ich sah unsere Flagge sich vor der eines fremden Volkes senken, und nie hatte ich es lebhafter empfunden, daß ich eine Französin war! - Unsre Landsleute verließen die Kolonie, die-

sen schönen Aufenthalt, den die Natur wohlgefällig mit allen ihren Reichthümern geschmückt zu haben scheint, und der mir, von diesem Augenblicke an, um so mehr eine Wüste zu seyn schien, da die Veränderung des Gouvernements auch die Abreise meiner Schwester und ihrer Familie nach sich zog; ich blieb allein mit meinem Vater, den ich liebte und ehrte, den aber seine Geschäfte von mir entfernt hielten, und den ich erst seit meiner Ankunft in der Kolonie kannte, da er mich bei seiner Abreise aus Frankreich in der Wiege zurückgelassen hatte.

Kurze Zeit nach der Abreise meiner Schwester heirathete ich im Jahr 1812 den Kapitän eines Kauffahrteischiffes, der, im Besitze eines ansehnlichen Vermögens, wegen seiner Rechtlichkeit und seines moralischen Werthes eben so geachtet, als durch seine Kenntnisse als Seefahrer ausgezeichnet war. Er hatte mich aus Neigung gewählt; ich achtete, ich liebte ihn, und hoffte von der Zukunft Tage des Glücks. Diese Hoffnung stieg, als ich mich schwanger fühlte. Ich wurde Mutter eines gesunden wohlgestalteten Kna-

bens, den ich mit unaussprechlichem Entzücken an mein Herz drückte; doch fünf Tage nach seiner Geburt bekam er ein Augenübel, das alle Bemühungen eines geschickten Arztes nicht zu heben vermochten und ich empfand den unaussprechlichen Schmerz, ihn auf dem linken Auge blind werden zu sehen. Das arme Kind wurde mir dadurch noch um vieles theurer, da ich fühlte, wie sehr er des Ersatzes für sein Unglück bedürfen würde. Ich versprach mir, daß mein Herz ihm diesen gewähren solle! — Wie viele Thränen vergoß ich nicht, wenn er auf meinem Schoße lag, und ich sein kleines Gesicht betrachtete, das hübsch gewesen seyn würde, wenn dieser Fehler es nicht entstellt hätte. Ich werde dich trösten, mein geliebtes Kind, sagte ich mir selbst, du sollst deinem Unglück eine glücklichere Kindheit, eine sanftere, liebevollere Behandlung zu verdanken haben. Die allerzärtlichste Liebe deiner Mutter ist eine Pflicht, die ihr die Gerechtigkeit allein schon gegen dich auferlegt.

Einige Monate nach meiner Niederkunft unternahm mein Mann eine neue Reise, die auch

bis zu seiner Rückkehr in den Hafen der Insel glücklich war; allein da erhob sich ein gewaltiger Sturm, in dem er sein Schiff und die ganze ihm gehörende Ladung desselben verlor. Dieser Schiffbruch, im Angesichte der Insel, war ein schreckliches Schauspiel, das fast alle Bewohner derselben an das Ufer lockte; das Geschrei und der Tumult drangen bis zu mir; ich erwartete jeden Tag die Rückkehr meines Mannes, und bei dem ersten Gerücht von einem Schiffbruch empfand ich schon die Gewißheit meines Unglücks! — Außer mir stürzte ich aus meiner Wohnung, doch als ich meinen Mann wieder sah, als ich den Ton seiner Stimme hörte, mich von seinen Armen umschlungen fand, fühlte ich mir all mein Glück zurückgegeben. Vergebens sagte er mir, daß das Meer alle unsere Habe verschlungen habe; ich glaubte, wenn ich ihn ansah, nichts verloren zu haben. —

So geschah es, daß wir uns noch nicht zwei Jahr nach unsrer Verbindung unsers ganzen Vermögens beraubt sahen. Das Unglück meines Mannes hatte ihm indessen nicht das Vertrauen

der Kaufmannschaft geraubt, das er sich durch seine Einsicht, seinen Muth, und durch seine in jeder Hinsicht untadelhafte Aufführung erworben hatte; er erhielt den Befehl über ein Fahrzeug von der Insel Bourbon; ich begleitete ihn und wir landeten den 26. November 1815 auf dieser Insel. Von hier aus unternahm er mehrere Reisen. Im November 1816 wurde ich Mutter eines zweiten Sohnes, der zwei Monate nach seiner Geburt starb; der Gram über seinen Verlust warf mich auf das Krankenlager; ich war ziemlich gefährlich krank, doch die Tröstungen der Religion besänftigten meinen Schmerz; des Glückes meines Kindes gewiß, wurden meine Klagen rein persönlich, und das Gebet nahm ihnen jede Bitterkeit. Meine Kräfte kamen allmählig wieder, und mit ihnen meine Ruhe, als ich die Nachricht erhielt, das Haus, dem mein Mann seinen Erwerb seit unserm Unglück anvertraut hatte, mache bankerott, und die Gläubiger desselben dürften sich keine Hoffnung machen, irgend etwas zu retten. Diese Nachricht traf mich erstarrend; doch trug ich sie mit mehr Muth

und Fassung, als ich in früheren Zeiten gezeigt haben würde; ich begann mich an das Unglück zu gewöhnen, und hatte schon eins meiner Kinder auf meinem Schoße sterben sehen! Was bedeutet nach einem solchen Verluste der Verlust des Vermögens! — Ich hatte auf der Insel Bourbon viele Freunde; alle eilten gleich herbei; denn auf diesem glücklichen Eilande versammelt sich das Unglück um den Unglücklichen: sie umgaben mich, und überhäuften mich, wie tröstende Engel, mit den Beweisen der allerzärtlichsten Theilnahme und Fürsorge. Es scheint, daß die Vorsehung diesen fruchtbaren Boden, der unter dem reinsten Himmel die schönsten Producte aller Zonen vereint und hervorbringt, nur mit Wesen bevölkert hat, deren glühende Fühlbarkeit, deren Güte und Sanftmuth stets in Harmonie mit der Schönheit dieses Klimas und mit dem Glanze der wohlthätigen Sonne sind, die diesen glücklichen Erdstrich erhellt, in welchem man nur die gesundeste Luft athmet. Nicht lange ward mir das Glück, mit diesen interessanten Kreolen zu leben. Mein Mann, der es einsah, daß er

auf den Seschellen besser fortkommen würde, nahm das Kommando auf ihren Küsten an und beschloß sich dort niederzulassen. Wenn ich ihn auch nicht so innig geliebt hätte, wie ich ihn liebte, so würde ich schon, um seines Unglücks willen, nicht angestanden haben, ihm zu folgen und diese Art von Verbannung mit ihm zu theilen; ich trennte mich von meinem Vater, ich verließ Freunde, deren Zuverlässigkeit sich erprobt hatte, da ich sie dem Unglück verdankte, aber ich that meine Pflicht und in diesem Gedanken liegt stets nicht nur Ermuthigung, sondern auch Trost.

Am 28. November 1817 schiffte ich mich mit meinem Manne nach den Seschellen ein. Der bloße Anblick dieser Inseln beklemmte mein Herz — er hat etwas Wildes und Düstres, und der Anblick der Insel, die ich verlassen hatte, ist eben so bezaubernd, als lachend und fruchtbar. —

Wir wurden mit der Gemüthlichkeit aufgenommen, die im Allgemeinen allen diesen Insulanern vorzugsweise eigen ist, und ich verlebte

in diesem traurigen Lande einige Monate ganz friedlich, aber ach! diese Art von Ruhe glich der Erschöpfung des Kranken, die Schlaf zu seyn scheint, und aus der er nur erwacht, um schneidendere Schmerzen zu empfinden, als die, die er vor dem Einschlafen erlitt.

Ein eben so seltsames als unerwartetes Ereigniß versetzte uns im Februar 1818 in die gerechteste Betrübniß. Mein Mann hatte zum obersten Matrosen auf seinem Schiff einen eben so geschickten als treuen Neger, der ihm von dem größten Nutzen war; die Eifersucht darüber verleitete zwei andre Schwarze zu einem scheußlichen Verbrechen; sie überfielen ihn im Schlaf und begossen ihn mit zwei Kesseln kochenden Wassers, worauf sie die Flucht ergriffen. Man brachte diesen unglücklichen Neger, dessen Qualen das schmerzlichste Mitleid einflößen mußten, zu uns getragen, und trotz aller angewendeten Sorgfalt starb er nach einigen Tagen. Sein Tod war für uns ein wesentlicher Verlust und ein tief empfundener Kummer. Die Europäer können sich keinen Begriff von der Gewalt, oder vielmehr

von der rasenden Wuth machen, zu der in dem Herzen dieser Neger der Durst nach Rache und die Eifersucht ausarten. Der Religion allein ist es möglich, diese wilden Naturen zu zähmen.

Zu Ende Oktobers 1818 wurde ich Mutter eines dritten Sohnes, der, wie sein ältester Bruder, einige Tage nach seiner Geburt, von einem Augenübel befallen wurde, das zwei Monate lang dauerte. Eine frühere grausame Erfahrung flößte mir ein solches Schrecken ein, daß ich gefährlich krank wurde; man beeilte sich, ihn von meiner Brust wegzureißen und ihm eine andere Amme zu geben, zu der man, nach der Sitte des Landes, eine Negerin wählte. Mein Kind behielt seine Augen, aber ich genaß nur langsam, da ich über 16 Monat in einem beunruhigenden Zustand von Ermattung und Hinwelkung blieb. Zu meinen übrigen Leiden gesellte sich auch noch der Kummer, von meinem Vater getrennt zu seyn; der Zustand seiner Gesundheit beunruhigte mich, und diese Furcht war nur zu sehr gegründet; denn 8 Monat nach meiner Niederkunft erhielt ich einen Brief von Isle de France, in

welchem man mir meldete, daß er lebensgefährlich krank sey. Mein Mann stand im Begriff von Neuem zur See zu gehen; er gab mir die Erlaubniß, zu meinem Vater zu reisen und ihn zu pflegen; aber da er glaubte, seine Krankheit könne langwierig werden, hielt er es für wohlgethan, uns wieder auf Isle de France niederzulassen, und beauftragte mich daher, alles mit mir einzuschiffen, was wir besaßen. Trotz der körperlichen Leiden, die mich oft noch recht schwer drückten, reiste ich den 28. Juli 1819 auf einem englischen Fahrzeuge, genannt: die sechs Schwestern, geführt von Kapitän Hodoul, ab; mit mir wurden meine beiden Kinder, 25 Sclaven, mein Silberzeug, mein Hausgeräth, alle unsre Waarenvorräthe, kurz, beinahe alles eingeschifft, was wir besaßen. Ich ließ das Schiff nicht versichern, weil dies in jenen Gegenden durchaus nicht gebräuchlich und die Ueberfahrt so wenig lang als gefährlich ist.

Seit drei Tagen waren wir auf dem Meer, als ich am 1. August um 8 Uhr des Morgens Feuer rufen hörte. Es brannte im Raum. Seit

unſrer Abfahrt litt ich entſetzlich an der Seekrankheit und hatte das Bette nicht verlaſſen; dieſer Schreckensruf, der während einer Schiffarth doppelt bedrohlich iſt, gab mir alle meinen Muth wieder; ich ſprang aus dem Bette, nahm meinen jüngſten Sohn auf den Arm und ſtieg auf das Verdeck, wo ich meinen älteſten Sohn, von allen meinen Negern umgeben, erblickte, die troſtlos waren, ihn nicht durch Schwimmen retten zu können, da wir 150 Meilen vom Lande entfernt waren! Ich konnte ſo wenig reden, als weinen; das Feuer drang ſchon durch alle Spalten und Oeffnungen zu uns, wir waren in Gefahr, in Rauch zu erſticken, und die allgemeine Muthloſigkeit vermehrte die Gefahr. Ich ſammelte meine ſchwindende Kraft und ſchleppte mich zu dem Kapitän hin, dem ich ſagte, was jede andere Mutter in meiner Lage ihm auch geſagt haben würde: „Das Opfer meines Lebens iſt gebracht; laſſen Sie mich hier am Bord ſterben, aber um aller Barmherzigkeit willen beſchwöre ich Sie, retten Sie meine Kinder, indem Sie ſie mit in die Chalupe nehmen!“ —

Dies kleine Boot, unsre einzige Hoffnung, war nur 18 Fuß lang und 5 Fuß breit, und auf dem Schiff waren einige 60 Menschen! Der Kapitän erwiederte mir gerührt: „Beruhigen Sie sich, Madame, wir wollen das Unmögliche versuchen, um sie alle zu retten.“

Die Gewalt des Feuers verdoppelte sich indessen mit jedem Augenblick; schaudernd sah ich, wie die Flammen schon aus den Fenstern der Kajüte emporschlugen; die allgemeine Trostlosigkeit hatte den höchsten Gipfel erreicht. Meine Schwarzen warfen sich mir zu Füßen und beschwuren mich, sie nicht zu verlassen; ihre Bitten zerrissen mein Herz, aber was konnte ich ihnen antworten? ich war nicht die Gebieterin des Schiffes, ich selbst zitterte für meine Kinder! — Die Zärtlichkeit für diese bewahrte mich vor jeder persönlichen Angst — wenn ich sie anblickte und an ihre Lage dachte, vergaß ich ohne alle Anstrengung mein eignes Schicksal! Plötzlich rief man von allen Seiten, es sey die höchste Zeit das Boot ins Meer zu lassen, und wirklich war auch kein Augenblick mehr zu verlieren, wenn wir das

von allen Seiten brennende Schiff noch verlassen wollten. Herr Lesage, ein würdiger, menschenfreundlich gesinnter Mann, brachte den Kapitän zu dem Entschlusse, keine Minute länger zu zögern; alle schauderten in diesem entscheidenden Augenblicke; man mußte sich entschließen, die Hälfte der Mannschaft, d. h. 34 oder 35 Menschen aufzuopfern, um die andere Hälfte zu retten; die Wahl dieser Schlachtopfer fiel natürlich auf die Neger, deren, mit Inbegriff der meinigen, so viele am Bord waren; diese Unglücklichen sahen ihr Schicksal nur zu gut voraus! Während man das Boot in's Meer hinab ließ, hatten sich zwei meiner Neger abseits zurückgezogen, und mit düsterm Blick, die Arme auf die Brust gekreuzt, beobachteten sie alles, was vorging. — Noch war indessen nichts ausgesprochen. — Ich hatte meine beiden Kinder auf dem Arm und drückte sie fest an meine Brust, als fürchtete ich, daß man sie mir entreißen würde. — Ihre beiden Wärterinnen hielten sich fest an meinen Rock, um mir unmittelbar zu folgen, wenn ich das Boot besteigen würde. Von Hrn. Lesage geführt, war

ich im Begriff dies zu thun, als die beiden Neger, deren ich erwähnt habe, sich mir näherten und mir sagten: „Wir sehen es wohl ein, Gebieterin, daß man uns nicht mit einschiffen wird; wir danken dir für alle deine Güte; gern wollen wir dir und deinen Kindern Platz machen, um dir jede Verlegenheit zu ersparen. Möchten doch unsre Gefährten unserm Beispiele folgen! Lebe wohl, Gebieterin und gib uns deinen Segen!" Bei diesen Worten warfen sie sich zu meinen Füßen nieder. — O meine Freunde! rief ich, betet zu Gott, ich will noch alles versuchen, um Euch zu retten! — Nein! nein! riefen sie, unser Entschluß ist gefaßt! — In diesem Augenblicke bezeichneten sie sich mit dem heiligen Kreuz, und Arm in Arm stürzten sie sich rasch in die Fluthen, die sie für immer verschlangen! —

Es gibt keine Worte für das, was ich in diesem Augenblicke empfand! Unbeweglich und erstarrt, fühlte ich nicht, wie mich der Kapitän mit meinen beiden Kindern und ihren Wärterinnen in das Boot schleppte, und ohne Ihn.

Lesage würde ich in's Meer gestürzt seyn. Als ich meine Kinder vor der Gefahr gesichert sah, warf ich mich in meiner leidenschaftlichen Aufwallung auf meine Kniee nieder, um Gott zu danken, doch das schmerzlichste, das herzzerreißendste Mitleid hemmte bald den Aufflug meiner Dankbarkeit.

Da die Neger sahen, daß man sie auf dem brennenden Schiff zurücklassen wollte, stürzten sie sich tumultuarisch in unser Boot; es war im Begriff zu sinken; Verzweiflung auf der einen, Schrecken auf der andern Seite, brachten vereint das entsetzlichste Getümmel hervor; der Kapitän, Herr Lesage, und mehrere andere, entschieden laut, daß die eine Hälfte der Mannschaft der andern augenblicklich geopfert werden müsse, da man nur um diesen Preis 34 oder 35 Personen retten könne; ich schauderte bei diesem entsetzlichen Ausspruch, und glaubte, daß man mir meine Kinder entreißen würde, um sie in das Meer zu werfen; voll von diesen Gedanken band ich meinen Gürtel los, und mit diesem breiten und langen Bande band ich meine Kinder fest an mich, indem ich

mir sagte: man soll mich wenigstens nicht von ihnen trennen! — Diese Vorsicht war unnütz, die Aufopferung aller Neger reichte zu unserer Sicherheit hin. Die beiden Neger, die mir die liebsten waren, hatten sich freiwillig geopfert, doch verursachte mir die gegen die andern verübte Gewaltthätigkeit den tiefsten Schmerz, und sie erschien mir wie der Gipfel aller Barbarei: alle diese Dienstboten waren mir treu und ergeben gewesen, alle waren mir mit Freuden gefolgt, und welchen Lohn fanden sie nun für ihre Anhänglichkeit! — Mir war, als sey ich mitschuldig an dem Tode, den man ihnen unter meinen Augen gab. Ihr Widerstand, der Schrei ihrer Verzweiflung, zerriß meine Seele, und noch kann ich mir nicht ohne Todesschauer den herzdurchbohrenden Ausdruck ihrer Züge zurückrufen! Vergeblich flehte ich, ach! den Kapitän und die übrigen um Erbarmen für sie an; meine schwache Stimme verhallte ungehört, oder vielmehr, man wollte sie nicht hören! Ich lag auf meinen Knieen und betete mit geschlossenen Augen, um dies scheußliche Schauspiel nicht zu sehen; aber

das Geräusch, was jeder dieser unglücklichen Neger bei'm Hinunterstürzen in die Meerestiefe verursachte, war für mich allemal ein Dolchstoß! — Plötzlich fühlte ich inmitten dieser gräuelvollen Auftritte eine ungeheure Last auf meine Schultern niederfallen; ich wandte mich um, indem ich die Augen öffnete, und erblickte eine der Kinderwärterinnen ohnmachtig hinter mir: sie hatte eben ihren Mann in's Meer werfen sehen! Ich beschäftigte mich jetzt nur damit, ihr beizustehen. — Einige von den Negern wurden gleich von den Wellen verschlungen; allein der größte Theil derselben lebte noch, und indem sie uns nachschwammen, gelang es mehrern, das Boot zu erreichen, und sich daran festzuklammern — man zwang sie aber, es loszulassen und der Hoffnung zu entsagen, sich mit uns zu retten. Nun wandten sich die Unglücklichen wieder dem brennenden Schiffe zu, wahrscheinlich in der Hoffnung, ihr elendes Daseyn noch länger zu fristen, wenn sie sich einiger Trümmer desselben zu bemächtigen vermöchten — aber sie fanden dort nur den Tod unter einer noch schrecklicheren Ge-

stalt; mitten in den Fluthen kamen sie alle in den Flammen um! —

Diese traurige Begebenheit erschütterte mich bis zur Verzweiflung; ich fühlte ein mütterliches Wohlwollen für alle diese unglücklichen Schlachtopfer, und müssen wir nicht auch unsre Sklaven wie Kinder ansehen, die uns von der Vorsehung anvertraut worden sind? — In dem Wohnsitze der Barbarei geboren, verdanken sie uns das Licht des Glaubens, die Entwickelung ihrer Vernunft; und die Erziehung, die sie von uns erhalten, ist eine zweite Schöpfung, die ihnen geistige Fähigkeiten verleiht, die sie ohne unsre Bemühungen nie bekommen haben würden. Betrachtet man diese Wohlthaten in religiöser Beziehung, so sind sie vollends unermeßlich und durchaus unschätzbar. Auch ist die Dankbarkeit dieser Sklaven, wenn sie menschlich behandelt werden, ohne Gränzen, und die Kindesliebe selbst kann kein Beispiel von unbedingterer Hingebung und Unterwerfung aufstellen, als man es bei ihnen findet. Alle diese Gedanken erschütterten mich so, daß sie mir einen unüberwindlichen Unmuth gegen diejenigen,

einflößten, die meine Neger in's Meer gestürzt und ersäuft hatten; lange Zeit waren sie in meinen Augen nur unbarmherzige Henker. — Auch wird das Bild dieser furchtbaren Begebenheit nie in meinem Gedächtniß erlöschen. —

Es waren in dem Boote 38 Menschen, und wir traten am 1. Aug. unter den allertraurigsten Umständen unsere mühselige Fahrt an. Das nächste Land war 150 Meilen von uns entfernt! Es fehlten uns viele zur Schiffarth nothwendige Instrumente; wir besaßen nur ein Segel, und an Mundvorrath nichts als 2 Lämmer, 2 Schweine, 2 Schildkröten und 2 Flaschen Wasser, womit wir unmöglich für die Zeit der Ueberfahrt ausreichen konnten.

Am folgenden Tage fingen wir alle an Hunger zu empfinden; aber es war beschlossen worden, daß wir, bei dem Mangel an Lebensmitteln, bis zu Landung immer nur den dritten Tag zu essen erhalten sollten. Als dies festgesetzt wurde, hatten wir noch 2 Fasttage vor uns. Ich zitterte für meine Kinder, die mich schon einigemal weinend um Brod gebeten hatten. Nein, kein Mut-

terherz hat sich je selbst ergründet, wenn es noch nicht seine Kinder mit vom Weinen unterdrückter Stimme hat flehen hören: Mutter, einen Bissen Brod, einen Trunk Wasser, ich sterbe sonst! — Nie, nie will ich gegen die Bitte einer Mutter, die für ihr Kind bettelt, unempfindlich seyn! Ich habe es Gott gelobt, daß ich immer den Heller der Witwe für die unglücklichen Mütter solcher armen kleinen Kinder aufsparen will. — Wenn ich meinem ältesten, 6 Jahr alten Sohn antwortete: ach, ich habe nichts, ich kann dir nichts geben! so schwieg er ohne Murren, und ich drückte ihn heiß weinend an mein Herz! Wie oft hat er mir dann zugelächelt und mich geliebkoset! — Ich betete zu Gott mit unaussprechlicher Inbrunst, und Hoffnung und Glauben bewahrten mich vor Verzweiflung.

Endlich kam der vierte, mit so viel Angst und Ungeduld erwartete Tag. Die ersten Strahlen desselben waren für uns eine Art von Auferstehung; unser erster Gedanke war, daß wir etwas zu essen bekommen würden, und von allen Seiten hörte man den allgemeinen Ruf: unser

Essen! unser Essen! Wir bekamen jedes ein kleines Stück von einem Lamm, das am vorigen Abend gestorben war; meine Kinder, selbst der Kleine, der nur 9 Monate alt war, verschlangen dies ganz blutige und rohe Fleisch mit Entzücken. Man gab dazu einem jeden einige Tropfen Wasser. Damit mußten wir uns bis zum andern Morgen behelfen, weil man eingesehen hatte, daß wir, ohne zu sterben, nicht wieder ein dreitägiges Fasten auszuhalten vermögen würden. Den siebenten gelang es, von einigen Stücken Holz, die im Boote überflüssig waren, und die man zum Glück davon ohne Gefahr ablösen konnte, Feuer zu machen; man röstete, oder vielmehr, man erwärmte die Ueberbleibsel von dem todten Lamme; man vertheilte wieder an jeden seinen Bissen und gab dazu eine Flasche Wasser, die, unter 38 Personen vertheilt, den brennenden Durst, der uns alle verzehrte, nicht einmal linderte. Es regnete an diesem Tage, und wir fingen ungefähr 7 Flaschen voll auf; allein dies Regenwasser war so bitter als Galle, und alle, die davon tranken, bekamen heftiges Erbrechen. Man goß

es also fort, aber einige Stunden später stieg unser Durst zu einer solchen Qual, daß wir die Stricke und den Rand des Bootes, auf den dieser Regen gefallen war, gierig ableckten.

Unsre Leiden waren unerhört; des Nachts zitterten wir vor Frost, und des Tages brannten die Sonnenstrahlen, deren Gluth in dieser Zone unerträglich ist, senkrecht auf uns herab. Ohne den Trost der Religion würde ich erlegen seyn; in jedem Augenblicke erwartete ich den Tod; ich war ergeben in mein Schicksal; mein Geist blieb klar und besonnen; ich dachte nur noch an Gott und erwartete alles von seiner Güte und von seiner Barmherzigkeit; in einem leichten zerbrechlichen Fahrzeug über Abgründe dahin gleitend, bedrängt von allem, was man Elend nennen kann, drückte ich mein Crucifix an mein Herz, umschloß meine Kinder und erhob meine Augen voll Vertrauen zum Himmel, wo meiner, wie ich wußte, ein ewiges ungetrübtes Glück wartete. Ich dachte daran, daß die Märtyrer, nicht nur ohne Klagen, sondern freudig, lange Verfolgungen und tausendmal schreck-

lichere Qualen, als die meinigen, erduldet hätten, und dieser Gedanke gab mir, indem er meinen Muth belebte, zugleich übernatürliche Kraft.

Am achten Tage fing man einen Vogel, dessen Blut man trank, ehe er verzehrt wurde. Diejenigen aber, die an der Vertheilung desselben Theil nahmen, bekamen in den nächsten 24 Stunden nichts andres.

Die Bestürzung, in der wir alle waren, zog eine so gänzliche und niederschlagende Muthlosigkeit der ganzen Mannschaft nach sich, daß ich mich nicht erwehren konnte, mich auch davon ergriffen zu fühlen, vorzüglich des Nachts, wo ich fast ganz des Schlummers beraubt, aus der Betäubung, die ich meiner Erschöpfung verdankte, immer durch das dumpfe Wimmern meiner Kinder aufgeschreckt wurde. Der älteste, mein theurer Leonce, zeigte in dieser furchtbaren Lage fortdauernd Gesinnungen und eine Seelengröße, die mich für immer an ihn gebunden haben würden, auch wenn ich ihn nicht schon früher unaussprechlich geliebt hätte. Den ersten Tag ausgenommen, beklagte er sich

nie wieder über Hunger und Durst, sondern im Gegentheil wollte er, wenn ich ihm seinen Antheil gab, immer etwas davon zurückgeben, entweder für mich oder für seinen kleinen Bruder, der, sagte er, ja so viel kleiner und daher nicht so stark sey, als er. Oft wollte er auch seinem Antheil ganz entsagen, indem er mir versicherte, daß er noch recht gut ein oder zwei Tage länger fasten könne. Keinen Augenblick würde ich je gezögert haben, ihm das bischen Speise, das ich erhielt, zu opfern, wenn mein Leben nicht zur Erhaltung des seinen nothwendig gewesen wäre. Jede Mutter würde aber an meiner Stelle dasselbe gethan haben; doch bei einem Kinde seines Alters kann man dies Opfer nicht genug loben.

Zu allen meinen übrigen Leiden gesellte sich noch ein unerträglicher Schmerz; wir standen alle mit den Füßen Tag und Nacht im Salzwasser, das, ungeachtet der unausgesetzten Bemühung, es auszuschöpfen, doch in das Boot drang; meine Kinder schützte ich davor, indem ich sie stets auf dem Schooße hatte, aber das

scharfe Wasser beizte mir die Füße so schmerzlich wund, daß es mir unbeschreibliche Schmerzen und Qualen verursachte. Auch die Unmöglichkeit, mich niederlegen zu können, zog mir viele Schmerzen zu; doch mit Hülfe der beiden Kinderfrauen gelang es mir, meine Kinder auch davor zu schützen, indem wir sie abwechselnd, ausgestreckt auf den Armen liegend trugen; wir fanden auch Mittel, sie vor den Sonnenstichen zu schützen, die der Mannschaft viele Qualen verursachten. In allen diesen Leiden ward mir aber der Trost, in dem Kapitän Hodoul und in Hrn. Lesage die theilnehmendsten und großmüthigsten Beschützer zu finden, deren Güte und Fürsorge ich die Erhaltung des Lebens meiner Kinder, und auch meines eignen zu verdanken habe — ein Andenken, das nie in meinem Herzen ersterben kann. —

Am neunten Tage, gegen Sonnenuntergang, verkündete uns der Flug der Vögel die Nähe des Landes. Dieses Anzeichen belebte unsre hingeschwundenen Kräfte. Nichts kann einen Begriff von dem geben, was ich empfand, als ich den

Steuermann rufen hörte: ich glaube, wir sind gerettet! Diese Worte reichten hin, uns während der Nacht Vergessenheit aller unsrer Leiden und unsrer grausamen Beängstigungen zu gewähren. Keiner schlief; man erwartete mit höchster Ungeduld den Tag, in der Hoffnung, dann Land zu erblicken. Doch der erste Schimmer desselben bot mir, statt dieses ersehnten Anblicks, einen höchst jammervollen — die Amme meines jüngsten Kindes lag im Sterben! Ich schlepte mich zu ihr hin, und konnte mich nicht enthalten, laut aufzuschreien, als ich diese Unglückliche mit geschlossenen Augen und regungslos vor mir sah; das Leben meines Sohnes war an das ihrige gebunden; sie hatte ihm täglich noch einige Tropfen Milch geben können, und ich war in die Unmöglichkeit versetzt, ihm irgend einigen Beistand zu leisten.

Man drängte sich um uns, man hielt sie für schon gestorben, und sprach davon, sie in's Meer werfen zu wollen; aber ich flehete unter heißen Thränen so inbrünstig nur um eine Stunde Aufschub, daß man mir diese zugestand. Ich

rieb ihr die Arme, und es gelang mir, ihr einige Tropfen unsers schlechten Wassers einzuflößen. Bald darauf schlug sie die Augen auf, und ihre Jugend und ihre gute Gesundheit retteten sie.

Den 10. August, um 5 Uhr des Morgens, trat einer der schönsten Augenblicke meines Lebens ein; auf die Angst tödtlicher Unruhe folgte plötzlich die Erschütterung der tumultuarischsten Freude; man sah Grund, und wirklich waren wir auch auf der Sandbank, die wir seit lange suchten! . . . Um 8 Uhr entschädigte uns der Ruf: Land! Land! für alles, was wir gelitten hatten. Alle warfen sich nieder, um Gott zu danken, und dann überließ man sich allen nur ersinnlichen Ausbrüchen der Freundschaft, allen Entzückungen des Glückes; man drückte sich die Hände, man weinte, man umarmte sich, und zeigte sich wechselsweise das Land, das für uns wohl ein gelobtes Land zu nennen war! Ich wandte meine Augen nur davon ab, um meine Kinder anzublicken, und meine Seele öffnete sich ganz den köstlichsten Eindrücken der mütterlichen Liebe.

Wir landeten um 4 Uhr 25 Minuten des Abends auf der Insel La Digne — einer der Escheilen — erschöpft von Hunger, Durst, Ermattung und von rheumatischen Schmerzen, an denen, so wie an Sonnenstichen, fast jeder von uns litt. Wir hatten ja auch beinahe alles Elend erschöpft, was menschliche Wesen zu ertragen vermögen. — Das Gerücht unserer Ankunft verbreitete sich bald auf der Insel; die Einwohner strömten haufenweise herbei, um uns mit der rührendsten Herzlichkeit ihre Dienste anzubieten. Herr Morel Bois-Brun war der erste, der mich anredete. Ich lag auf meinen Knieen, Gott für die Rettung meiner Kinder und für die Fristung meines eignen Lebens zu danken — mit dem Ausdrucke der zärtlichsten Theilnahme näherte er sich mir, und bat mich, wie man um eine wichtige Gunst bittet, in sein Haus zu kommen; nur durch Thränen konnte ich ihm meine Dankbarkeit bezeugen; meine wunden Füße und die Schmerzen, die ich in allen meinen Gelenken empfand, machten es mir unmöglich, einen Schritt zu gehen; Hr. Bois-Brun trug mich

auf seinen Armen zu seiner Wohnung, wohin mich meine Kinder mit den beiden Negerinnen begleiteten. In diesem Zufluchtsorte frommen Erbarmens fanden wir alles, was wir zu unsrer Erquickung und Stärkung bedurften; als ich das brennende Schiff verließ, rettete ich, wie alle meine Unglücksgefährten, von meinen Sachen durchaus nichts, als was ich am Leibe trug; auch ließ ich ohne Bedauern alles zurück, da ein einziges Felleisen im Boot den Platz von 2 bis 3 Menschen eingenommen haben würde; aber das Kleid, das ich anhatte, und das seit 8 Tagen nicht trocken geworden war, hing nur noch in Lumpen um mich. Mad. Bois-Brun, deren Herzensgüte der ihres Mannes gleich kam, gab mir Kleider, Hemden u. s. w. — sie theilte die Wäsche ihrer Kinder mit den meinigen, ja sie verdoppelte sich, wenn ich so sagen darf, um alle unsre unglücklichen Schiffbrüchigen, welchen Standes sie auch waren, an diesen unschätzbaren Wohlthaten Theil nehmen zu lassen. Man brachte mich zu Bette; ich hatte es mir oft so wohlthuend gedacht, wieder auf guten Matratzen

zwischen zwei weißen trocknen Laken zu schlafen; aber es dauerte länger als acht Tage, ehe ich dieses Genusses theilhaftig werden konnte, da es mir unmöglich war, die Hände und die Füße ohne die allerentsetzlichsten Schmerzen auszustrecken; man legte mir auf alle Gelenke und auf die Fußsohlen erweichende Umschläge, die mir in Zeit von einigen Tagen große Erleichterung verschafften, und ich fing an, mich zu erheben, als ich die niederschlagende Nachricht von dem Tode meines geliebten Vaters erhielt.

Meine Geschäfte riefen mich jetzt nach Isle de France zurück, und ob ich gleich kaum genesen und tiefbetrübt war, fand ich mich in die unausweichliche Nothwendigkeit versetzt, meine Abreise beschleunigen zu müssen; ich nahm von meinen mildthätigen, tugendhaften Wirthen Abschied, und schiffte mich von Neuem ohne Verzug mit meinen Kindern und meinen beiden Negerinnen ein. Nicht ohne Schrecken und Entsetzen sah ich wieder die Meerestiefe unter mir; die furchtbarsten Erinnerungen drangen haufenweise auf meine Einbildungskraft ein, sie zu

verdunkeln, und das Gefühl der Leiden, von denen die Vorsehung mich befreit hatte, neu zu beleben. Doch kamen wir ohne weitere Unfälle in Isle de France an. Ehe ich begann mich mit dem traurigen Geschäft, die Verlassenschaft meines Vaters zu ordnen, zu unterziehen, dachte ich darauf, ein Gelübde zu erfüllen, das ich auf dem Meere gethan hatte: ich hatte Gott gelobt, daß ich, wenn er uns rettete, baarfuß eine neuntägige Wallfahrt zu der Hauptkirche der Insel, an der wir landen würden, thun wolle; dies hatte ich auf der Insel La Digne nicht thun können, weil der schlechte Zustand meiner Füße mir das Gehen unmöglich machte; aber da diese jetzt fast heil waren, wollte ich dies heilige Gelübde nicht länger unerfüllt lassen. Mein ältester Sohn bat inständigst, mich begleiten zu dürfen, und ich bewilligte es. Von einer meiner Negerinnen unterstützt, ging ich jeden Tag, meinen Sohn an der Hand, bei'm Anbruche der Morgenröthe zu einer nicht fern von unsrer Wohnung liegenden Kapelle, um dort die Messe lesen zu hören; meine Füße thaten mir noch sehr

wehe, doch waren die Löcher darin geheilt und sie brachen auch auf diesem kurzen Wege nicht wieder auf. Uebrigens beachtete ich diesen kleinen Schmerz auch nicht, wenn ich an die Pflicht der Dankbarkeit und der Gottesfurcht dachte, die ich vollzog, und die fromme Miene sah, mit der mein kleiner Leonce, gleichfalls baarfuß, festen Trittes einherging, um mir zu beweisen, daß ihm diese Wanderung keinen Schmerz verursache. Am dritten Tage bat er mich so dringend um die Erlaubniß voranzugehen, daß ich sie ihm nicht versagen konnte; er wollte den Weg untersuchen, um, wie er mir sagte, mich benachrichtigen zu können, wenn ein spitziger Kiesel oder eine Glasscherbe darauf liege, und, setzte er hinzu, indem ich darauf sehe, werde ich den lieben Gott bitten, daß meine gute Mutter sich nicht verletzt; sie hat schon so viel für uns gelitten. —

Am letzten Tage meiner Wallfahrt trat ich, auf dem Rückwege von der Kirche, der mich bei einer Kirche vorüberführte, mit dem ganzen Gewicht meines Körpers auf eine glühende Kohle,

die im Wege lag. Auf den Schrei, den ich ausstieß, wandte sich Leonce um und stürzte sich weinend in meine Arme, trostlos darüber, daß er diese Kohle, von der ich ernstlich verletzt war, unbeachtet gelassen hatte. Dieser Unfall zwang mich einige Tage das Bette zu hüten, und kaum war ich von dieser Brandwunde genesen, als ich von Neuem der ängstlichsten Besorgniß zum Raube wurde. Eine ansteckende Krankheit, eine Art von Cholera-Morbus, brach aus und richtete in der Insel schreckliche Verwüstungen an; mein jüngster Sohn wurde davon angesteckt; 36 Stunden lang schien er rettungslos verloren zu seyn, doch der Himmel erhielt ihn mir, und sobald er genesen war, begann ich mich ernstlich mit unsern Angelegenheiten zu beschäftigen. Ich schrieb nach den Seschellen, wo noch einige Ueberbleibsel unsers ehemaligen Besitzthums waren; man beeilte sich mir mit dem Fahrzeug: die junge Esther, geführt vom Kapitän Tourette, 25 Ballen Baumwolle zu senden, die man dafür eingetauscht hatte, und dies war mein Unglück; denn dies Fahrzeug strandete auf den Klippen

von St. Brandon, und war, nach der Gewohnheit des Landes, nicht versichert. Diese Vorsicht ist in jenen Gegenden in der Regel gar nicht üblich, da die Ueberfahrt von den Seschellen bis zur Isle de France nur 400 Meilen beträgt, und sich Unglücksfälle während derselben höchst selten ereignen, und doch mußte ich auf dieser Fahrt den Untergang von zwei Schiffen erleiden! —

Mein Mann war nach dem südlichen Frankreich gegangen, in der Hoffnung, dort seine ganz zerstörte Gesundheit wieder herzustellen. Ich hatte seit unsrer Trennung keine Nachricht von ihm gehabt, und zu meiner Besorgniß um ihn gesellte sich noch der Kummer, in einer so verwickelten Lage seiner Leitung entbehren zu müssen; doch war mein Entschluß bald gefaßt; ich raffte so schnell als möglich alles zusammen, was mir noch von meinem väterlichen Erbtheil geblieben war, und ungeachtet des Schreckens, das mir der Gedanke an eine neue 5 monatliche Seereise einflößte, war ich entschieden, mich dahin zu begeben, wohin Pflicht und

Neigung mich riefen, nämlich zu meinem Mann und in mein Vaterland. Ich traf alle nöthigen Anstalten zu meiner Abreise, doch in dem Augenblick, wo ich im Begriffe stand, mich einzuschiffen, machte man einen Prozeß gegen mich anhängig, der mich noch 2 Jahr auf der Insel zurückhielt; endlich aber, nachdem ich noch wieder neue Opfer gebracht hatte, sagte ich den Kolonien im November 1821 auf ewig Lebewohl.

Mein Unglück hatte so viel Aufsehen gemacht, und die Seltenheit meiner beiden schnell auf einander erfolgten Schiffbrüche erschien so ungewöhnlich, daß sie eine Art von Aberglauben erzeugten, der mir nachtheilig zu werden drohte, als ich meine Ueberfahrt auf dem Schiffe: der Bourbon, bedingen wollte. Der Kapitän und der Armateur desselben berathschlagten mit einander, ob sie mich aufnehmen sollten, da ich ihnen, wie sie fürchteten, Unglück bringen könne; endlich aber entschlossen sie sich doch dazu. Als ich am Bord war, hörte ich, wie die Matrosen das erste Mal, da wir ungünstigen Wind hatten, zu einander sagten: Madame Mallefille wird

uns Unglück bringen und Schuld daran seyn, daß wir auch Schiffbruch leiden. Warum hat der Kapitän auch diese Frau an Bord genommen! — Beruhigt Euch, rief ich ihnen zu, der Name des Schiffes wird Euch Glück bringen und der Himmel es beschützen!

Wirklich war auch unsre Ueberfahrt glücklich; ich kam mit der Angst weg, die ich für traurige Vorahnung genommen hatte. Wenn wir kein stürmisches Wetter hatten, das bei einer so langen Seereise nie ganz ausbleibt, so ängstigte ich mich unbeschreiblich vor Feuer, was aber durch das Andenken an unser unglückliches Fahrzeug nur zu sehr entschuldigt wurde. Nach vier Monaten kamen wir zu Ende März glücklich in Bordeaux an. Das Wiedersehn meines Mannes war schmerzvoll; ich fand seine Gesundheit zerstört, und hatte ihm so viel Trauriges zu berichten! — Doch das Glück, unsre Kinder vollkommen wohl wieder zu sehen, gereichte ihm, wie mir, zum Trost.

Im April 1822 ging ich nach Paris, um einige Rechnungen abzuschließen, und um einige

Zeit mit meiner Schwester und mit ihrer Familie zu verleben.

Mein Mann schrieb mir, daß er, da er unwohler denn je sey, meine Rückkehr nach Bordeaux wünsche; ich reiste gleich ab und war nur noch 12 Lieues von dieser Stadt entfernt, als der Eilwagen den 9. Juli um 6 Uhr des Morgens umwarf. Glücklicherweise hatte ich meine Kinder nicht bei mir, sondern sie in Bordeaux zurückgelassen; mein erstes Gefühl war, dem Himmel dafür zu danken. — Meine Reisegefährten kamen mit einigen Beulen und Quetschungen davon; ich allein hatte den rechten Arm zweimal gebrochen, doch behielt ich den Muth, meinen Weg, trotz den Schmerzen, die mir bei jedem Stoß des Wagens ein lautes Geschrei auspreßten, fortzusetzen. Als ich in Bordeaux angekommen, verband und heilte der Doktor Emil Martin meinen Arm.

Nachdem ich mit meinem Manne lange überlegt hatte, was wir beginnen wollten, um unsern und unsrer Kinder Lebensunterhalt zu erwerben, beschlossen wir, einen Handel mit Bor-

deaux-Weinen anzufangen, und es wurde verabredet, daß ich mich mit meinen Kindern in Paris niederlassen, mein Mann aber in Bordeaux bleiben und mir die besten Weine liefern sollte, die ich sowohl im Ganzen als im Einzelnen verkaufen wollte. Mein Mann besaß alle dazu erforderliche Erfahrung, die er seinem langen Aufenthalt in Bordeaux verdankte; seine Einsicht und seine allgemein anerkannte Rechtlichkeit flößten ihm die Hoffnung ein, das Vertrauen des Publikums bald zu gewinnen; und ich darf sagen, daß ich dasselbe auch durch mein Unglück, durch meinen Ruf, und durch die Gewissenhaftigkeit verdiene, die ich fortdauernd in allen mir aufgetragenen Geschäften bewiesen habe. Ich reiste zufolge dieses Entschlusses ab, um mich nach Paris zu begeben; einer unserer Freunde übernahm es, unsern ältesten Sohn dahin mitzunehmen, und ich hatte nur den jüngsten bei mir. Ohne Unfall kam ich bis nach Orleans. Doch fünf Meilen jenseit dieser Stadt warfen wir abermals um. — Die Vorsehung wachte über mein Kind, es blieb unverletzt, ich wurde wie-

der das einzige Opfer dieses traurigen Vorfalls, und zum zweiten Male in 8 Monaten brach ich den linken Arm und verrenkte mir die Schulter. In dem traurigsten Zustande kam ich in Paris an; meine Verletzungen waren so ernstlich, daß sie mich nöthigten, jeden Gedanken an die Errichtung meines Handels aufzugeben, und mich zwangen, länger als drei Monate das Bette zu hüten.

Sobald ich aber nur erst wieder in diesem aufrecht sitzen konnte, richtete ich mich in meinen neuen Weinschenke ein; doch hat diese noch nicht viel Kunden gefunden, und der einzige Wunsch, den ich für das Gedeihen eines Handels hege, von dem der Unterhalt meiner Familie abhängt, ist der, daß sie bekannt wird, da ich dann von der Güte unsrer Weine und unsrer strengen Redlichkeit erwarten kann, daß es uns an Absatz nicht fehlen wird.

In dieser Absicht habe ich diese Blätter geschrieben. Möge die traurige Erzählung, die sie enthalten, allen, die unter dem Drucke des Unglücks seufzen, beweisen, daß man, selbst in den

Lagen, wo man jedes menschlichen Trostes beraubt ist, in der Religion so mächtigen Trost finden kann, daß er hinreicht, einer schwachen Frau Kraft zur Ertragung der allerschrecklichsten Widerwärtigkeiten zu geben.

Fragmente über Irland von Lady Morgan;

No. 1.

Die wandernde Familie.

In jedem Lande iſt die Armuth der untern Volksklaſſen mehr eine Folge der Mißbräuche in der Staatsverwaltung, als die irgend eines Nationallaſters. Die Urſachen des tiefen Elendes, in welches das irländiſche Volk verſunken iſt, ſind eben ſo wenig ein Geheimniß, als es ſeine furchtbaren Folgen ſind. Alle Landſtraßen ſind zu gewiſſen Zeiten mit einer Menge von Armen und Elenden überſchwemmt, die das Schauſpiel des mannigfachſten Jammers, der den Menſchen treffen kann, darbieten. Man würde ſich ſehr täuſchen, wenn man dieſe Unglücklichen mit Bettlern von Handwerk verwechſeln wollte, wel-

che auf Unkosten der Gesellschaft leben, und sich ihrem Hange zur Faulheit und zum Laster sorglos überlassen, weil sie eine Abgabe von der Mildthätigkeit derer beizutreiben wissen, welche mehr aus mitleidiger Schwäche, als aus Menschenliebe Almosen geben. Die Armen dagegen, von denen ich rede, sind ehrliche, aber unglückliche irländische Bauerfamilien.

Wenn, wie dies in den mehrsten Grafschaften Irlands, die kein Getreideland, sondern nur Weide zur Viehzucht haben, der Fall ist, der Umfang der Arbeit in zu großem Mißverhältniß zu der Bevölkerung des Landes steht, so muß der bloße Tagelöhner, wenn keine Manufakturen und Fabriken die arbeitsamen Hände beschäftigen, welche der Mangel an Arbeit müßig läßt, bald dahin kommen, daß ihm das Nothwendigste fehlt. Die Geringfügigkeit des Tagelohnes, das er in der guten Jahreszeit erhält, erlaubt ihm trotz aller seiner Mäßigkeit nicht, etwas für die schlechte zu erübrigen. Er sieht sich dann gezwungen, seine Hütte zu verlassen, „in der er als Monarch hauset“.

„Sat him down the monarch of a shed," und sich von seiner Familie, die das Unglück seinem Herzen im Trennungsaugenblick noch theurer macht, zu trennen. Von Verzweiflung fortgetrieben, oder auch von Hoffnung fortgezogen, wandert er aus, und in einer andern Provinz, wohl auch unter einem andern Himmelsstriche, die Arbeit und den Lohn zu suchen, die ihm sein Vaterland so grausam als unpolitisch versagt.

Sobald die Weite seiner Entfernung es seiner Frau und seinen Kindern nicht mehr vergönnt, seinen enteilenden Schritten mit ihren weinenden Augen zu folgen, so schließt die Mutter die Thür ihrer elenden Hütte zu, und wenn, wie es gemeinhin der Fall ist, ihre Kinder noch zu klein sind, um der mütterlichen Fürsorge entbehren zu können, oder ihr in ihren Arbeiten beizustehen, so wandert auch sie mit ihnen fort, oft auch noch von dem, unter die Last der Jahre gebückt einherschleichenden Grosvater der Familie begleitet. Ihre einzige Schutzwehr gegen den Hungertod ist nun die Bettelei. Das jüngste Kind trägt sie

auf dem Rücken — den ältern ist die Decke anvertraut, die sie gegen die Kälte der Nacht schützen soll, und der hölzerne Napf, der zur Aufbewahrung der sauren geronnenen Milch dient, welche sie von der Barmherzigkeit zu erflehen hoffen, und so ausgerüstet, so begleitet, tritt sie ihre schmerzvolle und einsame Wallfarth an.

Wie oft haben nicht diese Unglücklichen mein Mitleiden erregt, wenn ich sie so mühbeladen auf den Landstraßen einherschleichen, oder sie, vor Erschöpfung niedergesunken, am Wege liegen sah! Ich begegnete eines Tages auf der Landstraße einer dieser nothleidenden Familien. Die Mutter, deren Gesundheit sichtlich von Elend und Mangel angegriffen war, trug ein Kind auf dem Rücken; ein kleines blasses zwölfjähriges Mädchen trug ein anderes, welches sehr krank zu seyn schien, auf dem Arme, während zwei andere, jünger noch als sie, ermattet hinterher schlichen. Als ich mich bei der Frau nach ihrem Manne erkundigte, antwortete sie mir, er sey ein ausgewanderter Sclave — so nennen sich die irländischen Tagelöhner alle selbst — und

als ich nach der Veranlassung zu ihrer Krankheit fragte, erfuhr ich, daß sie mehrere Nächte hintereinander auf nassem Stroh und bei Regenwetter unter freiem Himmel zugebracht hatten. Zu welchen traurigen Betrachtungen führte mich nicht ein anderesmal der Anblick einer Mutter, die im Begriff, unter ihrer theuern Last zu erliegen, schwer auf dem gefrornen Schnee dahin schlich, während die Kälte, die die zarten Glieder ihrer Kinder erstarrte, diese Thränen zu vergießen zwang, die bei der glücklichen Sorglosigkeit dieses Alters nicht die Folgen des Bewußtseyns ihres Elendes, sondern nur Beweis der körperlichen Leiden waren, die sie empfanden. — Oft gezwungen, unermeßliche Haiden zu durchwandern, deren dürre Unfruchtbarkeit ihnen keinen Schutz gegen die Gluth der Sonnenstrahlen, oder den schneidenden Eiswind rauher Jahreszeit darbietet, haben sie auf ihren Wanderungen kein Labsal zu erwarten, als das, was ihnen die Natur durch den Trunk aus einer Quelle gewährt. Man sollte glauben, daß kein menschliches Herz sich der Theilnahme an solchem unverdienten

Elend verschließen könnte, und doch habe ich oft solche Unglückliche mit rauher Fühllosigkeit von den Thüren der Beamten wegweisen sehen, deren Beruf es doch von ihnen erfordert hätte, ihre Leiden zu mildern und ihrer Noth zuvorzukommen! Dagegen bin ich aber auch oft Zeuge des rührenden Eifers gewesen, mit dem sie in der demüthigen Hütte ihrer Landsleute aufgenommen wurden, bei denen ihnen, wenn sie gleich beinahe eben so arm waren, als sie, doch ihr Elend zur Empfehlung diente, denn nie bleibt die Thür einer irländischen Hütte vor denen verschlossen, deren Bitten die Menschlichkeit ihrer Bewohner in Anspruch nehmen. Sobald ein Armer sich derselben naht, tönt ihm der gewöhnliche Gruß: „zehntausendmal willkommen!" entgegen. Der Kreis, der um den Herd Sitzenden erweitert sich, um die Ankommenden mit einzuschließen — man kocht Kartoffeln und trägt zum Nachtlager frisches Stroh herbei. Mehr als dies vermag der irländische Bauer nicht zu geben, weil er nicht mehr hat. —

Es gibt in Irland kein Gesetz gegen die

Bettelei, und die Zügel der Beamtengewalt werden selten mit fester Hand gehalten, weil der größte Theil derer, denen sie anvertraut sind, es so wenig für ihren Vortheil einträglich, als für ihre Eigenliebe schmeichelhaft finden, die Pflichten ihres Berufes treu zu erfüllen. Die schlechte Polizei der im Innern des Landes gelegenen Städte ist gewissermaßen eine Nationalschande. Die Gleichgültigkeit, mit der man es duldet, daß zahlreiche Haufen dieser Unglücklichen hülflos und ohne Unterstützung zu finden, umherirren, wirft einen dunklen Schatten auf die Menschlichkeit der Behörde. Vereinzelte Gaben der Wohlthätigkeit können hier nur eine augenblickliche theilweise Erleichterung verschaffen; der Regierung allein gebührt es, dieser Verarmung Gränzen zu setzen, sowohl dadurch, daß sie die Ursachen aufsucht, welche sie herbeiführen, als auch den Mißbräuchen abhilft, die sie nach sich zieht. Vielleicht würde die Errichtung einiger Manufakturen in den entlegenen Provinzen Irlands das sicherste Mittel seyn, den furchtbaren Fortschritten dieser entsetzlichen Verarmung, die

eine Folge gezwungenen Müssiggangs ist, Einhalt zu thun.

No. 2.

Eine irländische Dorfschule.

Da ich bei meinen Ausflügen in die Umgegend oft Gelegenheit gefunden hatte, mich mit den Bewohnern der naheliegenden Dörfer zu unterhalten, so erhielt ich unter ihnen eine Art von Ruf, der mir eines Morgens einen Besuch von dem Herrn Thaddy O' Conolan, einem Schulmeister aus der Nachbarschaft, verschaffte. Dieser Mann, der nicht nur bei seinen Schülern in großem Ansehen steht, sondern auch in der ganzen Gegend für ein Genie und für ein Wunder der Gelehrsamkeit gilt, sagte mir bei seinem Eintritt, er habe gehört, daß ich die irländische Dichtkunst leidenschaftlich liebe, und er bringe mir daher einige Gedichte von Ossian, in deren Besitz er sey. In der allerrauhesten Betonung pries er nun die irländische Sprache als die schön-

ste und edelste aller Sprachen. Die englische dürfe sich nicht mit ihr vergleichen wollen, welches allein der griechischen zu thun erlaubt sey. Er fing darauf an, mir mit der feurigsten Begeisterung auf irländisch die Beschreibung von dem Schilde Fians, und auf griechisch die Beschreibung von dem Schilde Achilles, vorzudeclamiren, und mir dann auseinander zu setzen, daß Homer hier dem irländischen Sänger nachstehe. Dann folgte die Stelle, wo Ossian die Hunde seines Vaters vergleicht, und die er einer ähnlichen Stelle im Ovid, mit der er sie verglich, bei weitem vorzog. Er schloß mit der Erklärung, wie er Willens sey, die Aeneide in's Irländische zu übersetzen, so wie auch einige Lustspiele des Terenz, die seine Schüler auswendig lernen sollten, um sie, unter seiner Anleitung, auf einem der ersten Theater Londons auf eine Weise aufzuführen, die, wie er versichert war, allgemeine Bewunderung erregen würde. Ich wünschte ihm zu seiner großen Gelehrsamkeit Glück, und sprach ihm mein Erstaunen aus, daß er, in einer so einsamen und abgele-

genen Gegend wohnend, so viele Kenntnisse habe erwerben können. „Ich habe auch," antwortete er, „schwer arbeiten und es mir, gleich vielen andern armen Studenten, sehr sauer werden lassen müssen, um es dahin zu bringen; noch nie hatte ich Schuhe und Strümpfe getragen, oder mein Haupt mit einem Hute bedeckt — dies alles fand erst nach meinem 20sten Jahre statt — als ich schon meinen Homer fertig übersetzte." — Ich bat ihn, mir von seinen Jugendjahren und von seinen Studien mehr zu erzählen, und erfuhr nun, daß es in seiner Jugend in Connaught nur wenige Schulen gegeben habe, und diese wenigen noch dazu so schlecht, daß 8 bis 10 Knaben voll Durst nach Kenntnissen, barfuß und barhaupt nach Münster auswanderten, wo es bessere Schulen gab. Ohne Geld, ohne Freunde, ohne Unterstützung traten sie eine solche Wanderung an, auf der sie zur Fristung ihres Lebens sich ihren Unterhalt erbetteln mußten. Doch der Titel armer wandernder Studenten sicherte ihnen allenthalben Beistand. „Ich hatte," erzählte er mir, „viel Rühmens von der

Gelehrsamkeit eines Schulmeisters in der Grafschaft Clare gehört, und schlug daher meinen Gefährten vor, uns zu diesem zu begeben; doch Clare ist ein ebenes Land, in welchem man folglich wenig Gastfreiheit findet (er wollte hiermit sagen, daß es spärlich bewohnt sey) und so kommten wir denn auch in der Nähe dieser Akademie kein Obdach finden. Voll Verzweiflung hierüber beschlossen wir, uns des Schulmeisters zu bemächtigen, und da wir alle brave, unternehmende Bursche waren, so entführten wir ihn in einer schönen Sommernacht, und rasteten nicht, bis wir ihn an das andere Ufer des Shano gebracht hatten, wo ein Priester uns ein kleines, zu einer Kapelle gehörendes Haus einräumte. Auf diese Weise verschaffte unsere Kühnheit uns den Unterricht, auf den wir so begierig waren, und noch obendrein eine gastfreie Aufnahme. Diese Begebenheit machte auch das Glück dieses Schulmeisters, denn die ganze Provinz lief ihm zu. Er rühmte mir hierauf die schöne Akademie, der er vorstehe; ich fragte, wie hoch sich die Anzahl seiner Schüler belaufe, und erfuhr, daß

er deren mehr als 50 habe. Die erste Klasse derselben beschäftigte sich ausschließlich mit dem Studium der griechischen Sprache, vorzüglich des Homers; diese bezahle nichts für ihren Unterricht, weil sie ihm die andern Klassen unterrichten helfe; die übrigen aber müßten, nach Verhältniß der Vermögensumstände ihrer Aeltern, vierteljährlich 1 bis 4 Schillinge zahlen; alle aus Connaught gebürtige Knaben nehme er indessen umsonst an; auch unterrichte er 5 junge Mädchen in der Philosophie, der Mathematik und den Humanioren, um sie fähig zu machen, dereinst in guten Häusern ein Unterkommen als Erzieherinnen zu finden.

Er verließ mich nicht eher, bis ich versprochen hatte, ihn und seine Akademie am folgengenden Tage in Gesellschaft meiner Reisegefährten zu besuchen.

Diese mir von ihm so pomphaft angekündigte und gerühmte Akademie bestand in einer dürftigen, am Rande eines umgehauenen Gehölzes gelegenen Hütte. Beim Rollen unsres Wagens stürzte ein Theil seiner Schüler aus derse-

ten hervor. Ihre leichte Kleidung war ganz den Vorschriften philosophischer Einfachheit angemessen; ihre Füße waren so wenig mit griechischen Sandalen, als mit römischen, ja nicht einmal mit irländischen Holzschuhen bedeckt, und dadurch gegen die Feuchtigkeit des Fußbodens ihres Schulzimmers geschützt. Herr Taddy O' Conolan zögerte gleichfalls nicht, sich uns in aller einem so großen Pädagogen gebührenden Majestät zu zeigen; seine tonsurartig verschnittenen Haare, sein rundes Gesicht, das der zurückgeschlagene Hemdekragen in seinem vollen Umfange hervorleuchten ließ, sein kurzer stämmiger Wuchs, sein langes aufgebundenes Kleid mit weiten schlotternden Aermeln, machten ihn, verbunden mit dem lächerlichen Ernst seines Anstandes und seines Betragens, zu einer Karicatur, bei deren Anblick es uns Mühe kostete, das Lachen zu unterdrücken. Noch schwerer wurde uns dies bei Anhörung der halb griechischen, halb lateinischen Rede, mit der er uns bewillkommte. Als dies vollendet war, wandte er sich an seine Zöglinge und warf ihnen ihren Mangel an Lebensart vor,

wobei er zugleich die Zuversicht verrieth, uns durch seine eigene ceremoniöse Höflichkeit überzeugt zu haben, daß dieser so wenig einem Mangel an Vorschriften, als auch des Beispiels von Seiten ihres Lehrers beizumessen sey.

Ich gedachte, sagte er uns, ihnen von den Schülern meiner ersten Classe einige Stücke aus dem Homer-übersetzen zu lassen, allein sie sind alle in's Moor gegangen, um für eine unglückliche Familie aus der Nachbarschaft Torf zu stechen. Sie sind so geneigt ihren Nächsten zu dienen, daß sie nur kürzlich erst die Hütte, die Sie da unten sehen, für eine arme alte Witwe gebaut haben; zur Belohnung dafür habe ich ihnen aber auch meinen Segen und einen Tag Ferien gegeben.

Das Innere seiner Wohnung entsprach vollkommen ihrem äußern Anscheine; es war in zwei Theile getheilt, von denen der eine, in dem wir uns befanden, kein anderes Hausgeräth enthielt, als einen alten tannenen, mit Schiefertafeln und Schreibbüchern bedeckten Tisch, und einigen auf Steinen gelegten Bretern, die

den Studenten dieser Akademie zum Sitze diente. Einige von diesen schienen mit einem Ernst, der der sieben Weisen Griechenlands würdig war, in tiefe Betrachtungen versenkt zu seyn, während andere, die die lateinischen Gespräche des Cardanus in den Händen hatten, weniger mit diesen, als mit uns, beschäftigt zu seyn schienen.

Dort ist, rief Taddy O' Canolan pathetisch, indem er mit der Hand auf die andere Abtheilung der Hütte zeigte, in die wir keinen profanen Blick zu thun wagten, mein sanctum sanctorum. Da gebe ich den Unterricht im Griechischen, in der Philosophie und Mathematik! Er zeigte uns nun einen ganz zerrissenen Band der Iliade. Es ist der einzige Homer, den ich besitze, sagte er, und obgleich sieben Jungens alle Tage regelmäßig darin lesen, zanken sie sich doch nie um ihn, statt daß, wenn ich an ihrer Stelle zwei Junker unterrichtete, er für diese vom Morgen bis zum Abend zum Apfel der Zwietracht werden würde.

Taddy ließ im Fortgange der Unterredung keine Gelegenheit entschlüpfen, sich geltend zu

machen, und uns die Kenntniſſe und Folgſamkeit ſeiner Schüler zu rühmen. Er verſicherte uns auch, daß der Tagelöhner, der täglich auch nur 6 Pence verdiene, lieber Hunger leide, und ſich darein ergebe, das ganze Jahr über nur Kartoffeln aus Salz und Waſſer zu eſſen, als daß er ſein Kind nicht in die Schule ſenden ſolle. Ich habe, ſagte er, mehr denn 20 Schüler, die ſich von entlegenen Orten hierher gebettelt haben, um meine Schule zu beſuchen; ſie werden ſämmtlich von den ſehr armen Bewohnern dieſer Gegend umſonſt beherbergt und beköſtigt, und weit entfernt, dieſe Gaſtfreiheit als eine Laſt anzuſehen, ſind ſie ſo willig, ſie bei ſich aufnehmen zu wollen, daß ich, um Anlaß zur Eiferſucht zu vermeiden, ſie darum habe looſen laſſen müſſen. Wahr iſt es aber auch, dieſe jungen Leute ſind ſo dankbar, daß ſie, wenn ich ſie nicht beſchäftigte, unermüdet vom Morgen bis zum Abend für ihre Beſchützer arbeiten.

Nachdem wir noch von ihm erbeten hatten, er ſolle ſeinen Schülern den Reſt des Tages, uns zu Ehren, frei geben, verabſchiedeten wir

uns von ihm. Doch waren wir noch nicht weit von seiner Wohnung entfernt, als wir einen großen und hübschen jungen Menschen, mit einem Sack auf dem Rücken, hinter unserem Wagen herlaufen sahen, den er, wie es schien, einzuholen wünschte. Wir ließen halten, er kam näher und sagte uns, daß er so frei gewesen wäre, uns zu folgen, um uns um einen Cicero zu bitten, den er sehr zu haben wünsche, und um so eher von uns zu erhalten hoffe, da er keines von den andern Büchern erhalten habe, die wir unter den Schülern vertheilt hatten. Wir sagten ihm die Gewährung seines Wunsches zu, und fragten, was er werden wolle? Ich habe eine Zeitlang Pharmacie studirt, antwortete er uns, allein seit Kurzem habe ich mich ausschließlich dem Studium der Philosophie ergeben.

Dieser jugendliche Adept der Weisheit begann seinen Cursus praktisch mit der Verachtung des Reichthums — er bot dem Regen und der Kälte Trotz, denn er trug so wenig Schuhe und Strümpfe, sein Haar war unbedeckt, und seine

Kleidung reichte kaum zu seiner nothdürftigen Bedeckung hin.

Es würde eben so ungerecht als ungereimt seyn, wenn man den Irländern die Liebe abstreiten wollte, die sie von jeher für die Wissenschaften gezeigt haben, da selbst ihre erbittertsten Feinde nie ihr Uebergewicht in diesem Zweige der schönen Künste abzuläugnen gewagt haben, und wie soll man diese glühende Liebe, diesen Hang zu allem, was den Menschen verfeinert und bildet, mit der Barbarei und Wildheit vereinigen, die man ihnen vorwirft? Sir John Davis — den man stets als den unparteiischten von allen Schriftstellern, die über Irland geschrieben haben, anführen kann, und der zu einer Zeit, wo eine lange Reihe bürgerlicher Kriege das Land in einen Zustand gestürzt hatte, den man, verglichen mit dem, in dem es die englischen Barone unter Heinrich II. fanden, fast barbarisch nennen kann, General Advokat in dem unglücklichen Irland war — sagt, daß die Irländer, selbst in der Zeit einer unruhvollen Angst für ihr stets bedrohtes Leben und Vermögen, nie

aufhörten, sich eifrig der Musik, der Dichtkunst und dem Studium der Wissenschaften zu widmen. Wenn es nach einem solchen Zeugnisse noch neuer Beweise für ihre Bildung bedürfte, so würde man diese, wie mich dünkt, in dem Eifer und der Fähigkeit finden, mit denen ihre Nachkommen, selbst aus den niedrigsten Ständen, denen alle Aufmunterung dazu fehlt, sich dem Studiren widmen. Doctor Johnson setzt, nachdem er sein Bedauern ausgedrückt hat, daß Taland seine irländische Geschichte von einem für den Ruhm dieses Volks zu späten Zeitpunkte an begonnen hat, noch hinzu, daß die Jahrhunderte, in denen Irland die Schule des Abendlandes war — und die Ehre, dies gewesen zu seyn, gebührt ihm wirklich — ein Gegenstand der sorgfältigsten Forschungen zu werden verdienten. — Die Wissenschaften, deren Fortschritte so oft in Irland durch innere und äußere Feinde gehemmt wurden, erhielten durch den ersten Einfall der Dänen eine mächtige Erschütterung. Verleitet von einer, der Barbarei jener Zeiten angemessenen Politik, ließ ihr Anführer alle

Bücher, deren er habhaft zu werden vermochte, verbrennen, und alle ihre blühenden Hochschulen schleifen. Man sah den Barden, dem mit dem Zufluchtsorte, den er der großmüthigen Gastfreiheit eines vaterländischen Beschützers verdankte, zugleich die Freiheit geraubt wurde, die ihm seine Gesänge eingab, vor dem Anblick des Usurpators fliehen, und den Ruinen des zerstörten Heiligthums seiner Göttin entweichen, um mit seiner Harfe in den Klüften einer Höhle, oder in dem Dickigt der Wälder eine Zuflucht aufzusuchen. Wie jener israelitische Sclave verweigerte er es, vor dem Feinde seines Vaterlandes die Gesänge seiner Klagen und seiner Schmerzen ertönen zu lassen. Wo sind jetzt noch die Dichter, zu finden, die mit den Barden Erins oder Israels rufen würden: „verdorren möge meine rechte Hand, wenn ich je deiner, o mein Vaterland! vergesse."

No. 3.

Das Thal von Knock-na-ree.

Ungefähr eine Meile von Sligo *) liegt ein köstliches Thal, dem der Berg Knock-na-ree, an dessen Fuß es liegt, seinen Namen gegeben hat. Die Nähe des Meeres erhöht noch die Schönheit dieses Ortes, den die Natur durch die mannigfaltigste Abwechselung von Erhabenheit und Lieblichkeit ausgezeichnet hat. Das kleine Dorf Gibraltar, wahrscheinlich wegen seiner Lage und der weißen Mauern seiner Hütten so genannt, staffirt die Felsen, mit denen dieser Theil der Küste wild und unregelmäßig besäet ist. Die hohen Gipfel des Benbullen und des Knock-na-ree, die sich in den Wolken verlieren, die Insel

*) Sligo ist eine kleine, 34 Meilen von Dublin in der Provinz Connaught gelegene Stadt.

Innismurry *), die man in der Ferne, so wie auch die Umrisse der Küste von Ulster erblickt, bieten dem Auge das bezauberndste und belebteste Gemälde dar, das man sehen kann. Der Fußsteig, der in das Thal hinabführt, geht durch eine große Wiese, die sich vom Fuße des Knocknaree bis zu dem Meerbusen ausdehnt, wo sie in eine Erdzunge endet; den Eingang zu ihr bildet ein Hohlweg, der sich wie ein Bach länger denn eine Meile durch eine doppelte Reihe fantastisch gestalteter Felsen hinschlängelt. Eine

*) Die in den irländischen Sagen so berühmte Insel Innismurry verdient noch wegen der Eigenthümlichkeit der Sitten, der Gebräuche und der Kleidung ihrer Bewohner besucht zu werden. Die Ruinen der Kapelle des Columbkills, der von seinem Beichtvater, dem Herrn Matarins, aus Innismurry verbannt und nach Schottland geschickt wurde, weil sein Ehrgeiz zwei blutige Schlachten veranlaßt hatte, werden dort noch heilig gehalten. Die Irländer scheinen überhaupt für ihre Inseln eine Art von abergläubischer Ehrfurcht zu haben. Alle sind auch reich an Trümmern untergesunkenen Glanzes und an historischen Erinnerungen.

gewaltige Erderschütterung scheint dies Thal hervorgebracht zu haben, denn an vielen Stellen desselben passen die sich gegenüberstehenden Felsen in allen ihren Sprüngen und Rissen so in einander, daß man glauben kann, ein neuer Stoß würde sie mit einander vereinigen und wieder nur eine Masse aus ihnen bilden können.

Nachdem ich einige Zeit die erhabene und seltsame Gestaltung dieser Felsenmassen betrachtet hatte, weilten meine Blicke mit Entzücken auf der reichen Mannigfaltigkeit des Farbenspiels, das ihre, mit Pflanzen und Gebüschen üppig umblüheten Seiten colorirt und auf den wahrhaft pittoresk gestalteten Bäumen, die sich hie und da aus ihren tiefen Spalten hervordrängen und deren nackte, kraus verschlungene Wurzeln keine Erde bedeckt. Von den höchsten Gipfeln dieser Felsen herab stürzen mehrere Ströme rauschend nieder und ebnen sich dann zu ihren Füßen zu klaren Bächen, während andere, ungestüm mit den Hindernissen kämpfend, die sie aufzuhalten streben, schäumend in die Abgründe stürzen, die

die Natur gegraben zu haben scheint, um ihnen zum Becken zu dienen.

Zu den Jahreszeiten, wo das Thal ganz von diesen Strömen überschwemmt ist, bildet das Moos, welches diese Felsenmassen bedeckt, und die Lianen, die es durchranken, dem unerschrockenen Wanderer eine Art von kleinem Damm, auf dem er diese Klippen durchstreifen und selbst ihre drohenden Gipfel erreichen kann.

Dieses Thal, das man Neu-Vaucluse nennen könnte, vereinigt alles in sich, was dem Auge und der Einbildungskraft zu gefallen vermag. Ergriffen von der furchtbaren Aufeinanderthürmung dieser Felsen, deren Massen ungeheueren Trümmerhaufen gleichen, und von denen mehrere wie Glockenthürme senkrecht in die Höhe steigen, entdeckte ich bald in den Umrissen ihrer Bruchstücke die Spuren einer Art von gothischer Architektur, welche meinen getäuschten Augen wechselsweise bald das Bild eines Klosters, bald das einer Festung oder einer Burg darboten. Nichts kann aber den Zauber beschreiben, den man empfindet, wenn man bis zu einer Stelle gelangt,

wo die Felsen so nahe zusammenrücken, daß sie kaum noch einigen Lichtstrahlen von oben herab den Zugang verstatten, und plötzlich aus diesem nächtlichen Schauerthale hinaustretend, vor sich eine weit ausgedehnte, prachtvolle Ufergegend erblickt. Wie festgebannt blieb ich unbeweglich bei diesem Anblicke stehen. Auf der einen Seite lag die klare Wasserfluth des Meerbusens vor mir, dessen grüne Ufer mit weißen Häuserchen wie besäet sind; weiter hin ragten die blaulichen Gipfel des Donega am Horizonte empor, während der Knock-na-ree sein erhabenes düsteres Felsenhaupt hoch über die Klippen erhob, die das an seinem Fuße gelegene Thal einschließen.

Sugun-Clogh, oder das Riesengrab, nahe bei der Stadt Sligo, flößt eine Theilnahme ganz anderer Art ein, als dies eben von mir beschriebene Thal. Es ist eine Anhäufung von unermeßlich großen Steinen, die auf höchst merkwürdige Weise mit der scharfen Ecke so auf einander gestellt sind, daß sie senkrecht in die Erde gepflanzt zu sein scheinen. Sugun-Clogh ist ein Miniaturbild des berühmten Stonhenge in der

Ebene von Salisbury und ein erſtaunenswürdiges Denkmal vergangener Zeiten, das den Alterthumforſchern ſchon vielfach Stoff zu ſehr ſinnreichen Erklärungen gegeben hat.

No. 4.

Die Harfner.

Diese sind in Irland die einzigen Tonsetzer und Aufbewahrer der National-Musik, und als solche wurden sie, bis fast auf unsere Zeiten, allgemein geliebt und vom hohen und niedern Adel unterhalten. Leider aber ist jeder Geist volksthümlicher Begeisterung, der ehemals die Zuhörer bei dem Klange dieser Melodieen entzückte, deren Reiz eine Menge volksthümlicher Ideen und Erinnerungen immer frisch erhielt, jetzt in eine Art von Gleichgültigkeit ausgeartet, und diese National-Gesänge, so geeignet, in der Seele patriotische Gefühle zu erregen und den Nationalgeschmack wieder aus dem Schlummer zu erwecken, in den er versunken ist, scheinen alle ihre Macht und ihren Einfluß verloren zu haben. Indem man sich unmerklich an den Styl einer fremdartigen Harmonie gewöhnt und der rührenden Einfachheit unserer alten Melodieen entsagt hat, um jene gekünstelten Verzierungen anzunehmen,

die das Ohr mit Erstaunen vernimmt, ohne daß sie zum Herzen zu reden vermögen, haben die Irländer einen wirklichen Genuß gegen kalte Sensationen vertauscht. Besteht, wie ich glaube, das Hauptverdienst der Musik darin, unsre Seele zu bewegen und unser Herz zu rühren, so sind die gelehrten Compositionen unserer modernen Tonkünstler gewiß nicht geeignet, Wirkungen hervorbringen zu können, denen gleich, welche ein Schweizer empfindet, wenn er plötzlich, fern von seinem Vaterlande, den Kuhreigen ertönen hört, den er früher in den Bergen „des Landes der Freiheit" hörte. Der Er-ni-go-brach der Irländer ist ganz dazu geeignet, in ihnen das Gefühl der Nationalfreiheit und die Klage um das gesunkene Glück ihres Vaterlandes zu erwecken. Doch nur die Irländer, bei denen die friedlichen Gewohnheiten des häuslichen Lebens nie durch den Aufenthalt in fremden Ländern unterbrochen und daher also auch die Reinheit und Tiefe der Jugendeindrücke nie getrübt worden sind, hören noch immer mit Vergnügen und mit einer Art von Nationalstolz jene Melodieen, welche der mu-

sikalische Genius ihres Landes erschuf, und jene einfachen Lieder, deren Tonweisen mit jedem Pulsschlag des Herzens im Einklange sind, und die, mögen sie Freude oder Schmerz ausdrücken, immer treue, wahrempfundene Naturlaute bleiben.

Noch immer sind die Irländer, wie in frühern Zeiten, leidenschaftliche Liebhaber der Musik, doch huldigen sie jetzt, weil die Mode es so befiehlt, sklavisch den eitlen Künsteleien, welche die Werke der italiänischen Schule auszeichnet, und haben selten mehr den Muth unsere schönsten Gesänge zu bewundern, wie sie bewundert zu werden verdienen. Fortgerissen von dem Unmuth, den ich gegen alle die empfinde, die sich bestreben, ihr Vaterland zu verleugnen und zu entwürdigen, darf ich doch aber nicht vergessen, wie oft ich ein Zeuge des lebhaften Eindruckes gewesen bin, den unsere irländischen National-Melodieen noch jetzt auf viele meiner Landsleute machen. Wie oft habe ich nicht beim Anhören eines unserer alten Lieder Thränen fließen sehen, und das auch in jenen Kreisen, wo der Einfluß

der Mode die Empfindung abstumpft, und wo die Sucht, gebildet zu erscheinen, die Meinung unabhängig von der Neigung des Herzens und von dem Urtheil des Verstandes, bildet und regelt! Ob sich aber gleich in dem Innern Irlands noch Familien finden, die, der alten Sitte treu, es einem Tonkünstler, und wäre sein Talent auch noch so rühmenswerth, sehr verübeln würden, wenn er, verleitet durch den herrschenden Modegeschmack, sich williger zeigte, einen deutschen Walzer, als einen Zig*), oder einen französischen Contretanz als einen Planxty zu spielen, so muß man doch einräumen, daß unsere, ehemals so beliebten und geachteten Barden jetzt wenig Aufs

*) Die Zig und der Planxty sind irländische Nationaltänze, die gewöhnlich nur von 3 — 4 Personen getanzt werden. Obgleich die Musik derselben ein rasches, feuriges Tempo hat, kommt sie doch denen, deren Ohr nicht daran gewöhnt ist, eintönig vor, aber das Volk in Irland, und vorzüglich die irländischen Matrosen lieben diese Tänze so leidenschaftlich, daß sie sie oft, und vorzüglich die Zig, ununterbrochen stundenlang tanzen, ohne sich ermüdet zu fühlen.

munterung finden, und daß, im Ganzen genommen, ihre Compositionen geringgeschätzt werden. Auch sieht man nicht selten einige dieser unglücklichen Wesen, die mit wankendem Schritt auf den Landstraßen umherirren, und vor der Thür des schwelgerischen Reichen, oder auch vor der niedrigen Hütte des Armen um Unterstützung flehen. Auf ihren, vom Alter gekrümmten Schultern sieht man sie eine Harfe tragen, deren Bauart und Besaitung das hohe Alter derselben bezeugt. In dem Verhältniß, wie die Liebe zur National-Musik sich gemindert hat, hat man auch aufgehört die vaterländischen Barden aufzumuntern. Doch sind diese in Irland noch nicht ausgestorben, und der ehrwürdige, noch lebende O'Neil ist ein höchst anziehender Beweis von dem, was sie gewesen sind und was sie noch seyn könnten. Auch Frauen giebt es, die sich diesem Beruf gewidmet haben und in den entlegensten Provinzen Irlands wandern noch einige derselben umher. Eine von ihnen, Namens Bridges, erhielt noch vor einigen Jahren bei dem zu Granard zur Ehre der Barden gestifte-

ten Feste den zweiten Preis. Die Namen der Frauen, die sich in den Zeiten, die „nicht mehr sind," ruhmvoll unter den Barden auszeichneten, hat die Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht aufbewahrt, und noch jetzt werden diese nie ohne Ehrfurcht ausgesprochen.

Der Bauer allein bewahrt für unsere National-Gesänge und National-Melodieen, deren Laute schon in der Kindheit in sein Herz drinngen, eine fast abgöttische Liebe; auch kann man sagen, daß er in einem Liede Versüßung seines mühevollen Tagewerkes und eine Vorbereitung auf die sanfte Ruhe der Nacht sucht und findet; Gesang erhöht nicht nur seine Freude, sondern er wird ihm auch zum Dollmetscher seines Schmerzes. Folgender Zug ist ein Beleg hiezu.

Einer meiner Freunde, ein Professor der Musik, ging vor einiger Zeit sehr früh am Morgen in der Umgegend von Shigo spazieren; plötzlich hörte er dumpfe, unregelmäßige Klagtöne — er näherte sich dem Orte, von wo sie kamen, und erblickte eine alte Frau, die vor der Thür ihrer Hütte saß: ihre grauen Haare flatterten, los-

gebunden, wild um ihre Schultern, ihre Augen waren voll Thränen, und doch sang sie, wenn gleich mit zitternder, vom Weinen unterbrochener, und aus der Brust schwer sich hervorringender Stimme folgende Worte: „Strahlend von Jugend und Schönheit stand sie gestern auf dieser Schwelle, die sie erstarrt und leblos [illegible] gen überschreiten wird, um nie, nie wieder heimzukehren!“ — Dieser Leichengesang war das Erzeugniß eines gebrochenen Mutterherzens; ihre einzige, junge, blühende Tochter war plötzlich in der Nacht gestorben.

Wenn man sich nach dem, was Cambrensis darüber sagt, einen Begriff von dem Genius der ursprünglichen irländischen Musik machen will, so ist es erwiesen, daß der leidenschaftliche Ausdruck, der ihr jetzt eigen ist, ihrem ursprünglichen Charakter nicht gemäß, sondern so weit von demselben abgewichen ist, wie es die jetzigen Irländer in ihren Sitten von den Sitten ihrer Vorfahren. — Wenn sich, wie Lord Verulam behauptet, die National-Musik eines Volkes dem Charakter desselben treu anschmiegt und ihn aus-

drückt, so kann man auch die volksthümlichen Gesinnungen eines Volkes aus seinen National-Gesängen errathen, da in diesen fast immer die politischen Verhältnisse angedeutet sind, die diese Volkgesänge erzeugt haben. In der langen Zeitfolge ihrer bürgerlichen Unglücksfälle sind die Irländer nie darauf verfallen, ihren Kummer in dem raschen, lebhaften Tonmaß neuerer Gesänge auszudrücken; in leisen sanft gehaltenen Tönen sangen sie ihre Schmerzen, und der Barde, der sich, auch noch in späteren Zeiten, der Verfolgung und der Unterdrückung preisgegeben sah, gab, „da seine Seele voll Schwermuth war," seinen Gesängen gleichfalls jenen Ausdruck der Wehmuth und der Klage, der noch immer der irländischen Musik eigen ist, trotz der raschen Lebhaftigkeit des National-Charakters und dem Hange zum Frohsinn, der dies Volk auszeichnet.

Das rasche Taktmaß, dessen Cambrensis, als bezeichnend für die älteste irländische Musik erwähnt, findet sich nur noch in einer gewissen Art von Gesängen wieder, wo auf jede Note ein Wort kommt, z. B. in dem schönen alten

Gesang von plai racah na Rourk, oder das hohe Fest des O'Rourk.

Die leidenschaftliche Vorliebe, die die Irländer in allen Jahrhunderten für die Musik gezeigt haben, hat sie auch vermocht, sich angelegentlich mit den Mitteln, diese befriedigen zu können, zu beschäftigen. In den kleinsten Städten, in den abgelegensten Gegenden findet man häufig Personen, die bei dem Handwerk, das sie treiben, beiher auch noch Instrumentenmacher sind. So gibt es z. B. in dem Städtchen Strabane einen Zimmermann, der es ohne alle Anweisung dahin gebracht hat, recht gute Flöten und Violinen, ja sogar eine kleine Orgel zu verfertigen. Das auffallendste Beispiel dieser Art ist aber wohl Hr. John Egan, der einzige Verfertiger von Pedal-Harfen, den es in Irland giebt, und der sowohl als Mechanikus, wie auch als Tonkünstler eine so ausgezeichnete Erscheinung ist, daß es schwer halten würde, ein Gegenstück zu ihm zu finden. In seiner frühesten Jugend war er ein Grobschmidt, dann arbeitete er bei einem Schlosser-

meiſter und hier bekam er zufällig eine in Frankreich verfertigte Harfe zu ſehen. Bei ſeiner Liebe zur Muſik flößte ihm dies ſchön und graziös gearbeitete Inſtrument eine ſolche Bewunderung ein, daß er, nachdem er den Mechanismus deſſelben ſorgfältig unterſucht hatte, alles Geld, das er beſaß, zu dem Ankauf der Materialien verwandte, deren er bedurfte, um eine Pedal-Harfe zu bauen. Er brachte glücklich eine zu Stande, und da es ihm gelang, dieſe zu einem guten Preiſe zu verkaufen, ſo widmete er ſich ganz dieſem Geſchäft, und zwar mit ſo glücklichem Erfolg, daß er jetzt zu den bedeutendſten Großhändlern dieſes Faches in Großbrittannien gezählt werden kann. Vermittelſt einer Erfindung, deren Verdienſt ihm ausſchließlich angehört, hat er den Mechanismus dieſes Inſtruments ſo vereinfacht, daß die ſeinigen der Federn nicht bedürfen, welche man ſonſt nothwendig hielt, um die Pedale zu treten. — Eine Folge davon iſt, daß ſeine Inſtrumente ſich nicht leicht verſtimmen, und daß ſie ſich leichter ſtimmen laſſen. Auch ſieht ſich der ſinnreiche Erfinder dadurch in den

Stand gesetzt, seine Harfen fast für die Hälfte des Preises geben zu können, den man für eine aus der Fremde verschriebenen Harfe zahlt; dagegen haben sie aber auch wieder einen Fehler, der zwar bei wahren Kennern ihrem Werthe keinen Abbruch thut und der auch nicht ihrer Versendung nach Schottland und selbst nach einigen Theilen von England hinderlich wird, doch aber auf ihren Absatz in Irland selbst sehr nachtheilig einwirkt, nämlich den, daß ihr Verfertiger ein Irländer ist und daß sie im Lande selbst gebauet werden.

Die
Spanier auf Fühnen.

Schauſpiel in vier Aufzügen.

Frei nach einem ausländiſchen Original bearbeitet.

Que el orbe se admire
Y en nosostros mire
Los hijos del Cid.

Personen:

Der General, Marquis de la Romana,
Der Oberst Don Juan Diaz, sein Neffe und Adjutant.
Der französische Resident auf der Insel Fühnen.
Charlos Leblanc, ein französischer Officier.
Wallis, ein englischer Officier.
Der Wirth des Gasthofes zu den drei Kronen.
Frau von Tourville oder Madame Leblanc.
Frau von Coulanges oder Mademoiselle Leblanc, ihre Tochter.
Louise, ihre Kammerjungfer.
Bedienten, Kellner, Matrosen und Soldaten.

Das Stück spielt auf der Insel Fühnen im Jahr 1808.

I. Aufzug.

Erster Auftritt.

Das Zimmer des Residenten. Man hört in der Ferne spanische Kriegsmusik.

Der Resident allein.

Der Teufel hole die verwünschte Musik! Die Parade nimmt doch gar kein Ende. Ich mag mich gar nicht gern von diesen alten eingekrümmten Soldaten umgeben sehn. (sieht aus dem Fenster) Da sprengt der General la Romana in vollem Galop nach seinem Hause hin. Nun kann ich mich ausruhn. — Gott! was habe ich doch eigentlich für einen beschwerlichen Dienst! Meine Instruction macht es mir zur Pflicht, viel mit den Offizieren umzugehn. Da bin ich nur eben noch eine ganze Stunde mit ihnen spazieren gegangen — wie

riechen aber auch jetzt meine Kleider nach Tabak! In Paris dürfte ich mich 6 Wochen lang nicht darin sehen lassen, doch hier, in diesem barbarischen Lande, macht man sich nichts daraus. (setzt sich) Uf! ist mir doch ganz bange geworden für all diesen Gesichtern mit den langen Schnurrbärten und den wilden schwarzen Augen! Sie scheinen uns Franzosen auch eben nicht besonders lieb zu haben. Diese verteufelten Spanier sind so unwissend — sie können es gar nicht begreifen, daß der Kaiser ihnen nur, um sie glücklich zu machen, seinen erlauchten Bruder zum König giebt. — Auch finden sie es hier auf dieser Insel ein wenig kalt; ich wahrhaftig aber ebenfalls. — Recht theuer muß ich doch die Ehre bezahlen, die mit meiner Mission verbunden ist. — Als ich mich in die Diplomatie warf, dachte ich nicht anders, als daß man mich nach Rom oder Neapel, kurz nach einem Lande senden würde, wo gute Gesellschaft anzutreffen ist. — Wie ich aber zu dem Minister komme, ihn um eine Anstellung zu bitten, erwähne ich zum Unglück in der Unterredung mit ihm, daß ich spanisch verstehe.

— „Sie sprechen spanisch?“ frägt er — „das freut mich“ — und wie ich nach Hause komme, finde ich schon eine Instruktion und einen Paß vor. Ich denke, beydes ist für Madrit bestimmt; — keineswegs! ich bin bey der spanischen Division des Marquis de la Romana auf der Insel Fühnen angestellt. Auf der Insel Fühnen! Guter Gott! was sie wohl in Paris gesagt haben, als es kund geworden, daß ich auf der Insel Fühnen angestellt sey! Hätte man mich noch in Dänemark bey Bernadotte's Armee gelassen, so wäre ich doch bey Franzosen und könnte mit ihnen sprechen; aber ach! da bin ich hier mit einem großen Haufen Spanier, Dänen, Hannoveraner, Deutscher, und Gott weiß, wer sonst noch alles, zusammengeschachtelt. Alle diese vortrefflichen Leute lieben sich unter einander wie Hund und Katze und ich — ich muß da nun unter ihnen umher spioniren, muß ihnen Vernunftrecht und Naturrecht und Staatskunst predigen, muß sie amüsiren — so befiehlt mir meine Instruktion — aber das ist meiner Treu keine leichte Aufgabe. Es will ihnen gar nicht in den

Kopf, daß die Engländer mit ihrem wohlfeilen Zucker und Caffee ihre Todfeinde sind, sie lieben ihre Colonialwaaren und diese Wasserratzen mit. Wenn wir uns aber derselben begeben, so können sie es doch wohl auch. — Hätten wir das verwünschte England nur erst einmal im Besitz! Die Engländer sind doch allein Schuld daran, daß ich hier auf dieser Insel mit den spanischen Murrköpfen eingesperrt sitzen muß! — Was das heute wieder für eine feuchte Luft ist! Ich kann wahrhaftig von Glück sagen, wenn ich mir auf dem Spaziergang nicht einen tüchtigen Husten und Schnupfen geholt habe. Ich hätte wohl Lust, mich ein Stündchen niederzulegen, aber ich muß ja erst meinen Bericht machen. Verwünschtes Handwerk! man hat nicht einen Augenblick seine gehörige Ruhe! Und was soll ich nun in den Bericht setzen? — Der Prinz schreibt mir, daß er Ursache habe, die Treue des Marquis de la Romana in Zweifel zu ziehn, und daß ich daher ein wachsames Auge auf seine Aufführung haben und die Stimmung der Soldaten sondiren solle. Ja! das ist leicht gesagt, aber kann ich ihnen

in's Herz sehn? Diese Mohrenkerle haben ja eine so verteufelt schwarze Haut, daß es unmöglich ist, durch dieselbe in ihr Herz zu gucken. Ha ha ha! Der Einfall ist nicht übel! Ich will dies dem Prinzen von Pontecorvo schreiben, er wird darüber lachen, und es bleibt immer das beste Mittel, sein Glück zu machen, wenn man die Leute amüsirt. Auch nach Paris will ich das schreiben — der Einfall ist allerliebst.

(setzt sich an seinen Schreibtisch nieder)

Zweiter Auftritt.

Sein Bedienter tritt ein.

Bedienter.

Es ist eine Dame draussen, welche den Herrn Residenten zu sprechen verlangt.

Resident.

Eine Dame? Wie sieht sie aus?

Bedienter.

Wahrscheinlich ist es eine Französin; sie ist geschmackvoll angezogen und hat einen hübschen Anstand.

Resident.

Eine Französin auf der Insel Fühnen! Eine Französin in Nyborg! Welch ein unverhofftes Glück! Geschwind, la Fleur, gieb mir meinen blauen Frack und meine Uhr mit den Breloques her — auch einen Kamm — so — nun ist's gut. Laß sie herein kommen.

Dritter Auftritt.

Der Resident, Frau von Coulanges in Reisekleidern, der Bediente öffnet ihr die Thür und meldet:

Frau von Coulanges.

Der Resident bey Seite.

Ei wie hübsch! das ist gewiß die Frau eines Generals!

(laut.)

Ich bin trostlos, gnädige Frau, daß ich Sie hier, umgeben von allen Gräueln eines diplomatischen Cabinets, empfangen muß.

Frau von Coulanges.

Hier dieser Brief, mein Herr —

Der Resident.

Haben Sie die Gewogenheit, Platz zu nehmen.

Frau von Coulanges.

Dieser Brief —

Der Resident.

Darf ich Ihnen diesen Stuhl anbieten?

Frau von Coulanges.

Wenn —

Der Resident.

Die gnädige Frau kommen ohne Zweifel aus Paris?

Frau von Coulanges.

Ja, mein Herr, dieser Brief —

Resident.

Ich darf kaum auf das Glück hoffen, daß Sie, gnädige Frau, es der Mühe werth finden werden, Ihren Aufenthalt in diesem barbarischen Lande zu verlängern!

Frau von Coulanges.

Ich kann darüber noch nichts bestimmen, aber wenn Sie sich die Mühe nehmen wollten, diesen Brief zu lesen —

Der Reſident ſehr ſchnell.

Nyborg iſt ein ſehr trauriger Aufenthalt. Die Spanier, die hier cantonirt liegen, langweilen ſich mit den Deutſchen um die Wette. Wir haben faſt gar keine Franzoſen hier; dieſe ſind unglücklicherweiſe alle jenſeit des Belts in Dänemark, wo der Prinz von Pontecorvo ſteht. Doch Ihr Aufenthalt in Nyborg wird hinreichen, um den ganzen état major des Prinzen herbeyzuziehn. Eine Einöde, von einer ſolchen Einſiedlerin bewohnt —

Frau von Coulanges.

Mein Herr, wenn Sie —

Reſident ſehr ſchnell.

Apropos! was macht Talma?

Frau von Coulanges.

Ich habe das Schauſpiel nur ſelten beſucht. Haben Sie die Güte —

Reſident.

Ich vermag Ihnen das Entzücken nicht auszudrücken, mit dem mich hier in dieſem ewigen Schnee der Anblick einer ſo blühenden Pariſer Roſe erfüllt! Welch ein Glück, hier eine ſo liebenswür-

dige Landsmännin kennen zu lernen! Wie sehr wünschte ich, Ihnen in irgend etwas behülflich seyn zu können: Befehlen Sie nur, gnädige Frau.

Frau von Coulanges.

Ich muß Sie recht sehr bitten, diesen Brief gleich zu erbrechen und ihn zu lesen.

Resident.

Wenn Sie es erlauben. (Er liest.) Hm! hm! Wer hätte das gedacht! Nun man darf sich nicht dafür schämen. — Sagen Sie mir aber, meine schöne Dame, was wollen Sie denn eigentlich von mir erfahren?

Frau von Coulanges.

Machen Sie mich mit dem Charakter des Marquis de la Romana bekannt.

Resident.

Ja, was kann ich Ihnen von dem Mann viel sagen? Ich habe ihn freilich sehr genau beobachtet, aber man kann nichts von ihm herauslocken; er ist unglaublich verschlossen. Und dann — er ist schon zu alt; so schön, wie Ihre Augen auch sind, mag ihnen doch die

Macht fehlen, einen Todten zu beleben. (er rückt mit seinem Stuhle näher zu ihr hin.)

Frau von Coulanges.

(schiebt ihren Stuhl zurück.)

Hat er keinen Freund? Keinen, der sein ganzes Vertrauen besitzt?

Resident.

Ja, den hat er, und zwar ist es ein rechter Windbeutel, aber es ist sein Neffe und zugleich sein Adjutant. Uebrigens ist dieser Mensch ein Schläger und ein Zänker, der vor noch nicht 14 Tagen einen unsrer Offiziere, einen allerliebsten jungen Mann, im Zweykampf ganz zu Schanden gehauen hat, und warum? — weil der Franzose ihm die Ohren abzuschneiden drohte, wenn er nicht mit ihm auf die Gesundheit Sr. Majestät, unsers allergnädigsten Kayſers trinken würde, und denken Sie, dieser Spanier trank nicht, und machte den Andern beynah mausetodt.

Frau von Coulanges.

Was ist es übrigens für ein Mensch? Von welchem Charakter?

Resident.

Charakter? — Wie meynen Sie das so eigentlich? Ich weiß nicht recht, was ich Ihnen davon sagen soll — Er putzt immer an seinem Schnurrbart, und dann ist er ein Tabakeschmaucher, ein gewaltiger Schmaucher. Sie werden es nicht glauben, aber ganze Stunden sitzen er und der Marquis zusammen und rauchen auf höchst possierliche Weise kleine papierne Cigarren, die sie sich selbst machen. Sie können sich darauf verlassen, daß dies buchstäblich wahr ist, ich habe es selbst gesehn.

Frau von Coulanges.

Sie haben doch gewiß mehrere Noten über ihn erhalten?

Resident.

Man hat mir wohl einige eingehändigt, aber ich weiß wahrhaftig nicht, wo sie geblieben sind. Ich habe so viel Papiere! Auf jeden Fall müssen sie sehr unbedeutend gewesen seyn, da ich mich ihres Inhalts gar nicht mehr erinnere.

Frau von Coulanges.

Seinen Namen werden Sie doch wenigstens wissen?

Resident.

Hm! — er heißt Don — Sie wissen, alle Spanier heißen Don — Don Juan Diaz. — Einzige Namen haben sie! Don Juan Diaz! — was das für ein Name ist! Er hat auch noch einen andern Namen, auf den ich mich in diesem Augenblick aber nicht besinnen kann, und wohnt mit dem General in dem Gasthof zu den drei Kronen.

Frau von Coulanges.

Genug, ich danke Ihnen für die mir mitgetheilten Nachrichten und ersuche Sie nur noch, mir hundert Louisd'or zu geben.

Der Resident.

Gleich sollen Sie sie erhalten und es bedürfte dazu nicht des unbedingten Credits, den Sie nach diesem Briefe haben — eine so schöne Frau findet allenthalben Credit — Ha! ha! ha!

Frau von Coulanges.

Könnte ich wohl durch Ihre Vermittelung,

mein Herr, meinem Bruder, der als Sergeant in der Kaiserlichen Garde dient, einiges Geld kostenfrei übersenden? dieses Geld ist der Ertrag von einigen französischen Waaren, die ich auf der Reise hieher in Deutschland vortheilhaft verkauft habe!

Der Resident.

Das wird keine Schwierigkeit haben; ich sende meinen Pariser Freunden mit dem diplomatischen Courier fast täglich von hier geräuchertes Rindfleisch. Darf ich aber auch darauf rechnen, Sie für diese Gefälligkeit ein wenig erkenntlich zu finden?

Frau von Coulanges.

Die 100 Louisd'or kann ich auch heute bekommen?

Der Resident.

Augenblicklich; dieser Don Juan Diaz ist ein wahrer Glücksvogel, — wir Diplomaten sehen solch eine Sache gleich durch. Sie werden ihn erobern, fesseln, wahrlich das könnte einem Lust machen, sich auch in eine Verschwörung einzulassen.

Frau von Coulanges.

Es würde eine zu schwere Aufgabe seyn, Sie und Ihre Geheimnisse ergründen zu wollen. Verzeihen Sie nur, daß ich Sie wegen solcher unbedeutenden Kleinigkeit in Ihren wichtigen diplomatischen Geschäften gestört habe.

Der Resident.

Darf ich auf die Vergünstigung hoffen, mich in Ihrer Gesellschaft, meine Schöne, zuweilen von meinen diplomatischen und politischen Mühseligkeiten erholen zu dürfen?

Frau von Coulanges.

Sie bedenken nicht, mein Herr, daß es sehr unbesonnen von mir seyn würde, auf der Insel Fühnen Besuche von dem französischen Residenten annehmen zu wollen.

Der Resident.

Auf meine Ehre, Sie haben Recht — wenigstens einigermaßen — oder des Abends — in einem großen Mantel vermummt, wie ihn diese Spanier tragen — da darf ich doch kommen?

Frau von Coulanges.

Nein, dies ist unsre erste und zugleich un-

re letzte Zusammenkunft. Meine Mutter wird Ihnen künftig meine Berichte an den Prinzen überbringen.

(Sie steht auf)

Der Resident.

Erlauben Sie mir wenigstens —

Vierter Auftritt.

Der Bediente tritt ein.

Der Adjutant des Generals La Romana wünscht mit Ihnen zu sprechen.

Der Resident.

Mag er meinethalben zum Teufel gehen! — Führe die gnädige Frau geschwind die kleine gehelme Treppe hinunter, Lasleur. Leben Sie wohl, schöne Syrene, ich sage doch, auf Wiedersehen.

(Frau von Coulanges und der Bediente ab)

Fünfter Auftritt.

Der Resident allein.

Wie ärgert mich diese Störung! Nie war ich geistreicher, nie angenehmer und dabey war ich so schön im Zuge! — Diese Spanier sind wahrlich des Teufels! Es ist unerträglich, daß man auch nicht einen Augenblick für sich hat.

Sechster Auftritt.

Don Juan und der Resident.

Der Resident.

Ach, mein Herr, ich bin entzückt, Sie bey mir zu sehen! Wie befinden Sie Sich? Wie geht's dem lieben General? nehmen Sie Platz.

Don Juan.

Ich muß Sie um die Gefälligkeit bitten, mich einige Augenblicke ruhig anzuhören.

Der Resident.

Ich stehe ganz zu Ihrem Befehl.

Don Juan.

Seit einem halben Jahr, mein Herr, sind wir ohne alle Briefe und Nachrichten aus Spanien. Aus mehr als einem Grunde vermuthe ich und mit mir mehrere Offiziere aus unserer Division, daß Sie von Ihrer Regierung den Befehl haben, sie aufzufangen. —

Der Resident.

Verzeihen Sie, Herr Obrist, Sie irren hierinnen sehr. Sie davon zu überführen, mache ich mir ein besondres Vergnügen daraus, Ihnen die neusten Depeschen aus Spanien mitzutheilen, die ich eben erst empfangen habe. Hier ist eine Proklamation des Großherzogs von Berg; hier ein Bülletin aus dem —

Don Juan.

Was gehn mich Ihre Proklamationen und Bülletins an! An diesen ist uns wahrlich nichts gelegen! Wir wollen von unsern Familien Nachrichten haben, und nicht vom Großherzog von Berg.

Der Resident.

Es giebt so viele Zufälle, welche die Aus-

kunft eines Briefs verzögern können — vielleicht hat man in Spanien vergessen, die Briefe an Sie zu frankiren, und dann —

Don Juan.

Das ist eine sehr lächerliche Ausrede, und ich bitte Sie, mir jede ähnliche zu ersparen.

Der Resident.

Wollen Sie mir die Ehre erzeigen, mit mir zu frühstücken?

Don Juan.

Ich danke, Herr Resident. Mich erwartet zu Haus eine Tasse eingeschmuggelter Chokolade und Sie werden verzeihn, wenn ich diese Ihrem kaiserlichen Caffee vorziehe.

Der Resident.

Junger Mann! junger Mann! Wie ist es nur möglich, daß Sie den unersetzlichen Schaden, den Sie durch den Genuß dieser Colonialwaaren dem Handel zufügen, so ganz ausser Acht lassen! Sind es nicht unsre bittersten Feinde, die Ihnen diese Chokolade zuführen?

Don Juan.

Das kümmert mich nicht, wenn sie nur gut ist.

Der Resident.

Aber einem Offizier, der die Ehre hat, unter den siegreichen Adlern Sr. kaiserlichen Majestät zu kämpfen, sollte die Chokolade, die von den Tyrannen des Weltmeers herkommt, wie Gift und Galle schmecken.

Don Juan.

Und welche Entschädigung haben uns denn Ihro kaiserl. Majestät dafür zugedacht, wenn wir die Continental-Surrogate, die uns geboten werden, geduldig verschlucken lernen?

Der Resident.

Eine wahrhaft kaiserliche, denn Ihro Majestät haben ja, wie Sie wissen, beschlossen, auch jenseits der Pyrenäen die Sonne der Civilisation strahlen zu lassen, die bis jetzt in Spanien nicht durch den Nebel des Fanatismus und der Unwissenheit zu brechen vermochte.

Don Juan lacht.

Welche väterliche Fürsorge! Es ist wahr-

haftig rührend! — doch frei gestanden, mein Herr, wir lieben in Spanien den Schatten und würden uns gern ohne diese kaiserliche Sonne behelfen.

Der Resident.

Das ist nur ein neuer Beweis, wie sehr Ihr ganzes Volk eines Gesetzgebers bedarf, der es in eine neue Form zu gießen vermag. Wenn Sie es erlauben, Herr Obrist, so werde ich Ihnen ganz freimüthig meine Meynung sagen. Die Spanier sind nicht nur mit unsrer Zeit nicht fortgeschritten, sondern so weit zurückgeblieben, daß sie sogar die Aufklärung, die man ihnen bringen will, gewaltsam von sich abzuhalten suchen. Sie haben wohl nie den Voltaire gelesen, mein Herr?

Don Juan.

Um Verzeihung, ich weiß einen großen Theil seiner Werke auswendig.

Der Resident.

Nun, in diesem Fall brauche ich ihn nicht anzuführen, aber so viel ist gewiß, die Spanier — ich rede nicht von Ihnen, mein Herr, Sie

sind ein Freigeist, wie es nur immer ein Franzose seyn kann — sondern nur von dem großen Haufen Ihrer Landsleute — sind noch voll des blindesten Aberglaubens und haben nur Respekt für das Mönchsgesindel. — Verdient es da nicht Dank, wenn wir die Philosophie des 19ten Jahrhundert bey ihnen einzuführen und die Spanier von ihren alten Vorurtheilen, diesen Kindern der Unwissenheit und des Irthums, frei zu machen suchen?

Don Juan.

Wir werden die Philosophie stets mit offnen Armen aufnehmen, wenn man sie uns in gut emballirten Bücherkisten zusendet; aber das Gefolge von 80,000 Mann, das sie jetzt begleitet, ist auf Ehre nicht dazu geeignet, sie uns angenehm und liebenswürdig zu machen.

Der Resident.

Sr. Majestät der Kayser wollen großmüthig die Spanier vom Joch der Engländer befrein.

Don Juan.

So? — Man sagt, daß in Portugal, na-

he am Ufer des Meers, bey der Burg Vimeira —

Der Resident schnell einfallend.

Sie sind ganz falsch berichtet worden, Herr Obrist —

Don Juan.

Woher wissen Sie das, da ich ja noch nichts gesagt habe?

Der Resident.

Aber ich errathe, was Sie sagen wollten. Erlauben Sie mir daher, Ihnen den wahren Verlauf der Sache zu berichten. Die Engländer sind bey Vimeira gelandet, das ist wahr, aber wir haben sie angegriffen und — wie gewöhnlich — alle niedergemezzelt. Es ist ein entsetzliches Blutbad gewesen, viele ihrer Generale sind geblieben und ihre ganze Armee ist so in Unordnung gerathen, so aufgelößt, daß unsre braven Truppen sich auf höheren Befehl eingeschifft haben, um nach Brest zu gehn. Dies ist der wahre Zustand der Dinge, Herr Obrist.

Don Juan.

Ich bin Ihnen ausserordentlich für diesen

wunderbaren Bericht verbunden, und eile, ihn sogleich meinen Freunden mitzutheilen.

Der Resident.

Ich werde die Ehre haben, Ihnen einen ausführlichern offiziellen Bericht davon zuzusenden.

Don Juan lacht.

O Ihr Bericht ist so vortrefflich und so klar, daß ich mich ganz daran halte und keines andern bedarf. Adieu, mein Herr, ich wünsche Ihnen den guten Apetit, dessen man bedarf, um den Cassee der großen Nation wohlschmeckend zu finden.

Der Resident.

Gehorsamer Diener, mein Herr, empfehlen Sie mich dem Herrn General, wenn ich bitten darf.

(Don Juan ab)

Siebenter Auftritt.

Der Resident allein.

Der Wizbold, der Spötter! mag er aber lachen, so viel er will, ich habe ihn doch mit meinem Bericht von der Schlacht bey Vimeira herrlich angeführt. Ich muß mich selbst darüber wundern, aber es ist wahr, seit meinem Eintritt in die diplomatische Laufbahn entdecke ich in mir ein Talent und eine Unerschrockenheit, Lügen zu erzählen, die ich mir vor einem Jahre selber noch nicht zugetraut hätte. Ich kann jetzt wahrhaftig so gut wie der Major General Bülletins machen. Geduld! Geduld! Ich bin nicht für immer an diese Insel festgeschmiedet. Wer weiß, ob ich nicht eines Morgens mit dem Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten unter'm Kopfkissen erwache.

(ab)

Achter Auftritt.

Saal im Wirthshause zu den 3 Kronen.

Marquis de la Romana.

(allein, er geht unruhig auf und ab und zieht endlich seine Uhr hervor.)

Er sollte schon seit einer Stunde hier seyn! — Ich kann keinen Augenblick auf einer Stelle bleiben! — — Vielleicht läßt sich von hier aus etwas entdecken. (öffnet das Fenster, welches nach dem Meere zu geht) Nein — auf der ganzen Wasserfläche ist kein Boot zu sehn — so weit das Auge reicht, nur Wellen, nichts als Wellen — kein einziger dunkler Punkt, der mir zum Hoffnungsschimmer werden könnte! (geht wieder auf und ab) Vielleicht fürchten sie sich vor dem Unwetter, aber gerade das konnte uns begünstigen. — Wenn ich nur wenigstens Gewißheit hätte, daß sie sich noch nicht eingeschifft haben! (tritt von Neuem an's Fenster) Sie werden mich noch einen Tag auf dieser Folterbank der Ungewißheit lassen — und doch schrieb mir der Admiral: ich solle, möge

das Wetter auch noch so schlecht seyn, heut gewiß Nachricht von ihm haben. — Mir ist, als ob Feuer in allen meinen Adern glühte — wenn sie trotz ihrer Pässe von den Küstenwächtern gefangen genommen worden wären! Werden sie auch alle mögliche Vorsicht angewandt haben, um ihre Depeschen zu bergen? — Ich habe ihnen dies so dringend anempfohlen — Tausendmal lieber möcht' ich mitten im Kugelregen auf einem Schlachtfeld stehn, als hier in diesem Zimmer auf jenes Boot warten, ohne irgend etwas zur Beschleunigung seiner Ankunft thun zu können.

Neunter Auftritt.

La Romana. Don Juan.

(letzterer noch hinter der Scene.)

Sattle nur mein Pferd ab, Lorenzo, das Wetter ist zum Spazierenreiten zu schlecht.

(er tritt ein.)

Ich wollte, daß dies Nebelland mit seinen ewigen Regengüssen zum Teufel wäre! Ah! Ew.

Excellenz! — Ich küsse Ihnen die Hände. Haben Sie denn, seitdem ich Sie verließ, immerfort so unverwandt hier aus dem Fenster gesehn? Können Sie mir jetzt sagen, wieviel Wellen dieser Belt in einer Stunde schlägt?

La Romana.

Wie gefällt Dir dies Land, Don Juan?

Don Juan.

Wie ein Vorgemach des Fegefeuers, und ich hoffe, daß die Zeit, die ich hier zubringe, mir in jener Welt auf die Jahre zu gute gerechnet werden wird, die ich zur Büßung meiner Sünden im Fegefeuer zubringen soll.

La Romana bey Seite.

Die See geht zu hoh! — ich hoffe, daß sie sich nicht eingeschifft haben.

Don Juan.

Wenn es hier nicht schneit, so regnet es; die Frauen sind alle rothkörfig und man bekommt kein schwarzes Auge, keinen kleinen Fuß zu sehn. O Spanien, Spanien, wann werd' ich deine Basquina's, deine hübschen kleinen Füße, deine

schwarzen, wie Karfunkel glänzenden Augen wiedersehn!

La Romana.

Wünschest du denn Spanien nur wegen der schwarzen Augen und der kleinen Füße wieder zu sehn, die man dort findet?

Don Juan.

Soll ich ernsthaft reden?

La Romana.

Ja, wenn du eines ernsten Gedankens fähig bist.

Don Juan.

Bey Gott! wenn Ihr nicht mein General wärt, würde ich einen sehr ernsten Grund angeben, warum ich Spanien wieder zu sehn wünsche.

La Romana.

So gieb ihn dem Onkel und nicht dem General.

Don Juan.

Ihr versprecht also, mich nicht in Arrest zu schicken?

La Romana.

Mußt du denn ewig spaßen?

Don Juan.

Ihr wollt also Ernst hören? Nun wohl, ich wünsche Spanien wieder zu sehn, um mich mit dem Unterdrücker meines Vaterlandes Auge im Auge zu messen, um in Galizien die Fahne der Freiheit aufzupflanzen, und frei zu sterben, wenn ich nicht frei leben kann.

La Romana drückt ihm die Hand.

Du hast trotz deines anscheinenden Leichtsinns das Herz eines wahren Spaniers, und diesem Herzen, Don Juan, will ich ein Geheimnis anvertrauen, das du werth bist, zu erfahren. Ob wir gleich keine Ketten tragen, sind wir doch auf dieser Insel eben so gut Gefangene, als wir es in einem großen Kerker seyn würden. Ein zahlreiches Heer deutscher Bundestruppen bewacht uns, und auf jener Seite des Belts steht die Armee des Prinzen von Pontecorvo, die nur einiger Tage bedarf, um sich mit den Dänen und den Deutschen zu vereinigen, und jeden Widerstand von unsrer Seite fruchtlos zu machen. Doch dies

Meer, das uns den Weg nach unserm Vaterlande zu verschließen scheint, dies Meer —

Zehnter Auftritt.

Frau von Coulanges, Frau von Tourville, der Wirth und eine Kammerjungfer treten ein. Der Marquis zieht sich an das Fenster zurück, Don Juan betrachtet sie aufmerksam.

Der Wirth.

In diesem Saal versammelt sich täglich die beste Gesellschaft unsrer Stadt. Auch wohnt der General la Romana mit seinem Adjutanten bey mir und Sie, meine Damen, können daraus sehn, daß Sie gewiß in den besten Gasthof gekommen sind.

Frau von Coulanges.

Louise, besorge, daß unsre Sachen nach unsern Zimmern gebracht werden.

Frau von Tourville.

Ich werde dich begleiten. (Leise zu Frau von Coulanges.) Muth gefaßt, du siehst den Feind vor dir; auf den ersten Eindruck kommt alles an.

Frau von Coulanges.

Gut, ich bleibe hier, während du die nöthigen Einrichtungen triffst. (ſtellt ſich, als ob ſie jetzt erſt den Marquis und Don Juan erblickte) Wer iſt das?

Wirth.

Der General, deſſen ich vorhin erwähnte, und ſein Adjutant.

Don Juan leiſe zum Marquis.

Sehn Sie doch, Ihro Excellenz, wahre Andaluſiſche Augen, ſo wahr ich lebe!

La Romana will abgehen.

Komm, Don Juan.

Der Wirth.

Eine franzöſiſche Dame, Ihro Exzellenz, Frau von Coulanges, die Ihre Nachbarin werden wird.

(zu Frau von Coulanges.)

Der Herr General, Marquis de la Romana und der Herr Obriſt Don Juan Diaz.

(ſie verneigen ſich gegen einander.)

Frau von Coulanges zum Wirth.

Sie übernehmen es also, mir einen treuen Bedienten zu verschaffen?

Wirth.

Ich werde mich gleich darum bemühn. Verzeihn Sie daher, gnädige Frau, wenn ich Sie jetzt verlasse.

(ab)

Eilfter Auftritt.

Don Juan.

Erlauben Sie uns, als den früheren Bewohnern dieses Hauses, die honneurs desselben zu machen. Seyn Sie so gewogen, Platz zu nehmen. — Nur ein Sturm kann Sie auf diese Insel verschlagen haben. Seit lange bat ich den Himmel, uns einen zu schicken, ob ich gleich nicht hoffen konnte, daß er uns eine so liebenswürdige Gesellschaft zuführen würde.

Frau von Coulanges.

Sie irren, Herr Obrist, ich bin gestern mit dem Paketboot angekommen, und ob ich gleich

meinen Muth nicht preisen kann, habe ich doch keinen Augenblick Gelegenheit gefunden, mich während der Ueberfahrt zu ängstigen, was freilich heut, bey diesem stürmischen Wetter, der Fall gewesen seyn würde.

Don Juan.

Sie reden zu gut spanisch, um nicht unsre Landsmännin zu seyn und da führt Sie gewiß das Mitleiden mit uns armen unglücklichen Verbannten hieher.

Frau von Coulanges.

Nein, mein Herr, ich bin keine Spanierin, aber ich habe lange in Ihrem schönen Vaterlande gewohnt.

Don Juan.

Und ich hätte darauf schwören wollen, daß nur eine Andalusierin solche Augen haben könnte. Würden Ew. Exzellenz nicht auch geglaubt haben, daß die gnädige Frau aus Sevilla gebürtig sey?

Frau von Coulanges.

Und ich möchte Sie, Ihren Complimenten

nach, für einen Pariser halten. Sie haben mir in drey Worten drey Schmeicheleyen gesagt, allein ich liebe diese nicht.

Don Juan.

Sie müssen mir dies verzeihn, meine Gnädige, ich habe so lange keine schöne Frau gesehn.

La Romana.

Don Juan, ich erwarte Euch in meinem Zimmer.

(ab)

Zwölfter Auftritt.

Don Juan, Frau von Coulanges.

Frau von Coulanges.

Der General scheint Ihnen etwas sagen zu wollen.

Don Juan.

Ich werde noch immer Zeit finden, es zu hören, und habe durchaus keine Lust, die Gesellschaft einer jungen Dame zu verlassen, um mich mit einem alten General zu unterhalten.

Dürfen wir hoffen, Sie, gnädige Frau, lange hier zu sehn?

Frau von Coulanges.

Ich weiß es selbst nicht. Ich habe seit dem Tode meines Mannes Polen verlassen und soll hier auf meinen Onkel warten, der zu Ihrem Armeekorps versetzt worden ist.

Don Juan.

Er ist also Soldat?

Frau von Coulanges.

Dragonerobrist.

Don Juan.

Und die Nummer seines Regiments?

Frau von Coulanges bey Seite.

Ich zittre!

(laut)

Das 11te wie ich glaube.

Don Juan.

Dann ist es der Obrist Dürand. Aber sein Regiment stand in Holstein und ist vor Kurzem nach Spanien abmarschirt.

Frau von Coulanges.

Mein Onkel heißt Tourville, und ist jetzt

— wie ich glaube — beym Generalſtaab angeſtellt. Früher ſtand er bey jenem Regiment — es iſt aber auch leicht möglich, daß ich mich in der Nummer deſſelben irre.

Don Juan.

Sie haben Spanien vor dem Einfall — vor dem Einzug der Franzoſen verlaſſen?

Frau von Coulanges.

Ja, mein Herr, und ich freue mich darüber, da die Franzoſen jetzt dort ſo ſehr verabſcheut werden.

Don Juan.

Franzöſinnen, die Ihnen gleichen, gnädige Frau, werden immer in jedem Lande geliebt werden, und ich bin überzeugt, daß unſre Rebellen — wie Sie ſie nennen —

(Stimmen hinter der Scene.)

Sie ſind verloren — die Brandung verſchlingt ſie!

Don Juan.

Da iſt ja wohl gar von einem Schiffbruch die Rede. (Beyde treten an das Fenſter.)

Frau von Coulanges.

O mein Gott! Sehn Sie das kleine Boot dort mit den drey Menschen, und die ungeheuern Wellen!

Don Juan.

Sie müssen an diesen Klippen scheitern, wenn man ihnen nicht zu Hülfe eilt, und das scheint Niemand wagen zu wollen.

Frau von Coulanges.

O wenn ich ein Mann wäre!

Don Juan.

Ich eile —

Frau von Coulanges.

Um Gotteswillen, bleiben Sie! Sie eilen Ihrem gewissen Untergang entgegen.

Don Juan.

Ich vermag kein ruhiger Zuschauer zu bleiben, wenn ich Menschen in Lebensgefahr sehe.

Frau von Coulanges.

Aber Sie sind kein Seeman — Sie werden mit Jenen untergehn, ohne sie zu retten. Um Gottes Barmherzigkeit willen, bleiben Sie!

(Sie sucht ihn aufzuhalten, er reißt sich los und stürzt ab)

Dreyzehnter Auftritt.

Frau von Coulanges allein.

Ach welche Hülfe kann er ihnen bringen! — (sie reißt das Fenster auf) Herr Obrist! Don Juan! er hört mich nicht! — Alles vergebens! — Da wirft er sich schon in ein kleines Boot — der Unglückliche! — sieh! zwey eben so muthige Männer springen auch hinein — aber was kann das helfen — diese häuserhohen Wellen müssen sie ja verschlingen! —

Vierzehnter Auftritt.

Frau von Coulanges. Der Marquis la Romana.

Der Marquis.

Was bedeutet dieser Tumult?

Frau von Coulanges.

Ach Herr General! Ihr Adjutant —

La Romana.

Was ist's mit ihm?

Frau von Coulanges.

Er hat sich trotz aller meiner Bitten —

La Romana.

Wo ist er?

Frau von Coulanges.

Dort — sehn Sie ihn? — ach!

La Romana.

Don Juan! Don Juan!

Frau von Coulanges.

Gott — dieser furchtbare Sturm — und das Boot ist so klein!

La Romana am Fenster.

Laßt das Boot nicht abstoßen — haltet sie auf — sie eilen ihrem unvermeidlichen Untergange entgegen! Hier ist meine Börse — eilt, haltet sie auf!

Frau von Coulanges.

Ach die Gefahr ist so drohend, daß selbst das Gold seine lockende Zaubermacht verliert.

La Romana.

Feiglinge! Laßt Ihr Eure Kameraden so vor Euren Augen hülflos umkommen! — Gott ich bin wie geblendet — ich sehe nichts mehr — sagen Sie mir, können Sie ihn noch sehn?

Frau von Coulanges.

Ja — da ſind ſie noch — ſie liegen ganz auf die Ruder niedergebeugt —

La Romana.

Gerechter Gott, kannſt du ihn ein Opfer ſeiner Großmuth werden laſſen!

Frau von Coulanges.

Ha! nun ſind ſie weg — Barmherzigkeit!

La Romana.

Nein — das Boot taucht wieder auf — aber das Andre ſeh ich nicht mehr.

Frau von Coulanges.

Ich kann die Augen nicht von dem furchtbaren Schauſpiel abwenden, ob mich gleich die Angſt tödtet!

La Romana.

Ich ſeh' ihn nicht mehr.

Frau von Coulanges.

Er iſt verloren —!

La Romana.

Unglücklicher! Was ſoll ich ſeiner Mutter ſagen!

Frau von Coulanges.

Meine Thränen verdunkeln alles — ich kann nicht mehr! (sinkt in einen Stuhl.)

La Romana.

Er ist hin — ist todt! und seine Mutter, die ihn mir anvertraut hatte!

(geht ausser sich auf und nieder, nach einigen Augenblicken)

Stimmen hinter der Scene.

Da sind sie — da sind sie!

La Romana.

Sie sind gerettet — ich sehe ihn! — Don Juan! Don Juan! Gnädige Frau, er ist gerettet!

Frau von Coulanges.

Wie? er lebt?

La Romana.

Da ist sein Boot! Sie haben die Menschen aus dem andern, gescheiterten aufgenommen. — Frisch zu! Muthig gesteuert, Don Juan! Noch diese Welle — Land! Land!

Frau von Coulanges.

Ich vergehe!

La Romana.

O mein Juan!

Geſchrey hinter der Scene.

Sie ſind gerettet!

La Romana.

Da ſpringt er an's Ufer — o kommen Sie, kommen Sie, gnädige Frau, ſehn Sie, er trägt in ſeinen Armen den Unglücklichen, den er gerettet hat — der brave Junge!

(eilt ab)

Funfzehnter Auftritt.

Frau von Coulanges allein.

Und das iſt der Mann, den ich in's Verderben zu ſtürzen hieher gekommen bin! o wie wenig gleicht dieſer Don Juan dem Bilde, das ich mir von ihm entworfen hatte!

Sechzehnter Auftritt.

Don Juan tritt ein, den ohnmächtigen Wallis in den Armen tragend, la Romana, Frau von Tourville und einige Aufwärter aus dem Gasthause folgen.

Don Juan.

Gott sey Dank, er ist gerettet! welch ein Glück, daß ich schwimmen kann! Ach, gnädige Frau, sind Sie da? — Bitte, bitte, machen Sie uns ein wenig Platz.

Der Wirth.

Schonen Sie den Sopha, Herr Obrist, der Ueberzug ist ganz neu — wir wollen eine Serviette unterlegen.

Don Juan.

Hier kommt's auch auf den Sopha an! — So, laßt uns ihn recht sanft niederlegen.

Der Marquis umarmt ihn.

Mein Sohn! mein lieber Juan!

Der Wirth zu den Kellnern.

Besorgt ein gewärmtes Bette — ich eile selbst nach dem Arzt.

(ab)

Don Juan.

Wo ist Ihr Flacon, gnädige Frau? Jede schöne junge Dame ist ja stets damit versehen.

Frau von Coulanges.

Ich eile, den meinigen zu holen.

(ab)

Don Juan.

Er wird bald wieder zur Besinnung kommen, er war ja nur wenige Augenblicke unter dem Wasser. — Sehn Sie aber einmal, Exzellenz — unter dieser schlechten Jacke das fein gefältelte Hemde — für einen Norwegischen Fischer finde ich das zu elegant.

Der Marquis leise.

Schweig!

Don Juan.

Warum? — Reiben Sie ihm da auf Ihrer Seite nur recht tüchtig die Schläfe und das Gelenk der Hand — wie fest er die Hände auf der Brust gefaltet hält — Sieh da, eine kleine Capsel an einer Schnur — gewiß ein Liebespfand!

Frau von Tourville.

Lassen Sie sehen!

Der Marquis.

(greift rasch nach der Kapsel.)

Lassen Sie uns erst für den Kranken sorgen, ehe wir an die Befriedigung unsrer Neugierde denken.

Frau von Coulanges.

(Kommt wieder und bringt ihren Flacon.)

Hier. Er beginnt zu athmen — da, liebe Mutter, halten Sie ihm den Kopf in die Höhe.

Frau von Tourville.

Man sollte ihn bey den Füßen aufhängen, damit er das eingeschluckte Wasser wieder von sich giebt.

Der Marquis.

Das würde ein gutes Mittel seyn, ihn vollends zu tödten.

Wallis schwach.

Wo bin ich?

Don Juan.

Unter guten Freunden, Kamerad. Wie geht's?

Wallis greift nach der Brust.

Wo ist meine Capsel?

Don Juan.

Sie ist in sichern Händen; der Herr dort, der General de la Romana hat sie — er wird — sie dir unbeschädigt wieder geben, sey ganz ruhig und denke jetzt nur an deine Genesung, damit du bald wieder zu Kräften kommst.

Wallis.

Der General?

Don Juan.

Da, nimm diese Tropfen, sie werden dir gut thun.

Der Marquis.

Tragt ihn nach der Stube meines Kammerdieners und legt ihn auf dessen Bette.

Don Juan zu Frau von Coulanges.

Dieser arme Fischer ist wahrlich ein rührendes Muster der Treue. Sein erster Gedanke, sein erstes Wort, war die kleine Capsel, die wahrscheinlich das Bild seiner Geliebten enthält. Zeigen Sie es uns doch, Ihro Exzellenz.

Der Marquis.

Glaubet Ihr dem jungen Mann keine Ach-

tung seines Geheimnisses schuldig zu seyn, Don Juan, weil er nur geringen Standes ist?

Don Juan.

Das nicht, aber zur Belohnung für meine Mühe kann ich doch wohl sehen, ob seine Geliebte hübsch ist, oder nicht.

Wallis.

Wo ist mein Retter?

Alle.

Das ist er!

Wallis.

Geben Sie mir Ihre Hand, mein Herr.

Don Juan.

Jetzt, Kamerad, geh' schlafen und dann will ich dir, um dich das salzige Wasser vergessen zu machen, das du getrunken hast, eine Flasche ächten Xeres Wein zu trinken geben; der soll dich wohl wieder ermuthigen.

(Alle gehen ab bis auf Don Juan und Frau von Coulanges.)

Siebzehnter Auftritt.

Don Juan und Frau von Coulanges.

Frau von Coulanges.

Mein Herr!

Don Juan.

Ich wollte viel darum geben, wenn ich das Bild sehen könnte!

Frau von Coulanges.

Mir fehlen die Worte, um Ihnen meine Bewunderung auszusprechen.

Don Juan.

Für jemand, der so gut schwimmen kann, als ich, bedeutet dieser Vorfall nicht viel; jeder andre würde an meiner Stelle dasselbe gethan haben. Das Merkwürdigste bey der ganzen Sache ist, daß ich nie so gut habe untertauchen können! Welche unbewußte Geistesgegenwart hat man in solchen Augenblicken!

Frau von Coulanges.

Erlauben Sie — aber ich kann es mir nicht versagen, Sie zu umarmen.

Don Juan.

Wollte doch Gott, daß es alle Tage einen solchen Schiffbruch hier unter unsern Fenstern gäbe! Aber, gnädige Frau, in dem Boot waren drey Menschen und wir haben sie alle drey gerettet.

Frau von Coulanges.

Da — ich bin eine Närrin, aber in meinem ganzen Leben hat mich nie etwas so bewegt — Sorgen Sie nun aber auch für Ihre eigene Gesundheit, eilen Sie Sich umzukleiden.

Don Juan.

Wird es mir erlaubt seyn, Ihnen nachher meine Aufwartung machen zu dürfen?

Frau von Coulanges.

Gerne, sehr gerne, Herr Obrist.

(Sie trocknet sich die Augen und geht ab.)

Achtzehnter Auftritt.

Don Juan allein.

Da ist ja wahrlich Stoff zu einem vollständigen Roman — ein aus den Fluthen geretteter Mensch — ein Geheimniß — eine schöne Frau

— nun da wird es doch wenigstens in den ersten Tagen nicht an Zeitvertreib fehlen. — Diese Frau von Coulanges ist sehr hübsch — sie scheint viel Herzensgüte zu besitzen und gefällt mir ausserordentlich. Ich liebe solche offene, freymüthige Gemüther, die das Herz auf der Zunge tragen, über alles — Aber nun will ich mich auch wirklich umkleiden — mich fängt an zu frieren.

Neunzehnter Auftritt.

Don Juan und der Marquis de la Romana.

Der Marquis.

Wir sind allein, Don Juan, du bist ein braver Spanier — ich will dir mein Herz eröffnen.

Don Juan.

Redet, mein General, ich brenne vor Ungeduld (bey Seite) und starre vor Frost.

Der Marquis.

Weißt du, wem du das Leben gerettet hast?

Don Juan.

Einem Fischer — vielleicht einem Schmuggler —

Der Marquis.

Einem englischen Offizier, dem Lieutenant des Linienschiffes König Georg, den der Admiral dieser Station, mit dem ich seit einiger Zeit einen Briefwechsel angeknüpft habe, an mich sendet.

Don Juan.

Ah ich begreife! — — Bravo, nun ist mir alles klar. Wahrhaftig, das ist spashaft — will dieser wackre Admiral uns denn behülflich seyn, diese verteufelte Insel verlassen zu können?

Der Marquis.

Er wird uns auf seinen Schiffen nach Spanien zurückführen.

Don Juan.

Nach Spanien! O mein Vaterland, ich soll dich wiedersehen!

Der Marquis.

Und es vertheidigen, Don Juan.

Don Juan.

O wie freudig will ich für Spanien und für seine Freyheit mein Blut vergießen und mein Leben hingeben! Wie süß wird mir der Tod auf vaterländischer Erde seyn! — Aber wie werden wir es möglich machen können, die ganze Division mit uns hinweg zu führen?

Der Marquis.

Alle meine Soldaten werden mir gerne folgen. Alles ist verabredet; die englische Flotte wird in dieser Bucht vor Anker gehen; ehe der Prinz mit seinen Franzosen herbey eilen kann, um sich unsrer Einschiffung zu widersetzen.

Don Juan.

Aber die fremden Truppen, die hier mit uns auf der Insel in Garnison liegen?

Der Marquis.

Wir haben Waffen —

Don Juan.

Und werden uns ihrer zu bedienen wissen. Viva! — Es ist nur Schade, daß mir das bey meiner eben gemachten Eroberung ein bischen zur unrechten Zeit kommt.

Der Marquis.

Wie iſt es nur möglich, daß du in ſo ernſten Augenblicken an ſolche Dinge denken kannſt?

Don Juan.

Und warum nicht? Erſt das Vaterland und dann ein klein wenig Liebe zur Erheiterung.

Der Marquis.

Du biſt ein Windbeutel, aber ein braver Junge. Ich werde deinen Eifer bald auf die Probe ſtellen.

Don Juan.

Das iſt alles was ich wünſche, und Ihr werdet dann ſehen, daß ich bey all meiner Ausgelaſſenheit, wie die ernſten Leute es nennen, doch nie über eine Liebſchaft den Ruf des Vaterlandes und der Ehre überhören werde.

Der Marquis.

Ich kenne dich; du biſt muthig und brav. Wenn ſich der Wind nicht ändert, werden wir ſchon in einigen Tagen unſer Gefängniß verlaſſen haben.

Don Juan.

Ich bin außer mir vor Freude. — Aber wie geht's dem Engländer?

Der Marquis.

Dir haben wir es zu verdanken, daß er wieder fähig ist, mir die überbrachten Nachrichten mitzutheilen. Du mußt ihn, sobald es finster ist, an Bord zurückbegleiten, um von dem Admiral das letzte, entscheidende Wort zu holen.

Don Juan.

Ihr habt über mich zu befehlen. Wahrscheinlich waren es also auch die Briefe des Admirals, die er in der Capsel bey sich trug?

Der Marquis.

Errathen, und du kannst denken, was ich empfand, als du, im Wahn, sie enthalte das Bild seiner Geliebten, darauf drangest, daß ich dirs zeigen sollte.

Don Juan.

Der wackre Bursche! er hielt die Capsel, selbst als er schon das Bewußtseyn verloren hatte, noch immer fest in der Hand, und das erste Wort, was er sprach, war eine Frage nach ihr.

Der Marquis.

Er hat die gerechtesten Ansprüche auf unsern

Dank, da er sich für unsre Befreyung, die für sein Vaterland doch nur von geringem Interesse ist, der Gefahr eines schimpflichen Todes so muthig preis giebt. O von welcher Flamme müssen wir uns da nicht durchglüht fühlen, die wir unser so niederträchtig verrathenes Vaterland zu rächen haben und diesen Franzosen gegenüber für alles kämpfen, was Männern von Ehre theuer und heilig ist!

Don Juan.

Ich hoffe, daß die Geschichte unsrer dereinst erwähnen soll.

Der Marquis.

Was liegt daran, ob die Nachwelt unsre Namen nennt, oder sie vergißt, wenn sie nur die Früchte unsrer Thaten erndtet! Laß uns freudig das Gute nur, um des Guten willen thun — nicht jeder Achill findet seinen Homer!

(beide ab)

Ende des ersten Aufzugs.

II. Aufzug.

Erster Auftritt.

Das Zimmer der Frau von Coulanges in dem Gasthof zu den drey Kronen.

Frau von Tourville und Frau von Coulanges.

Frau von Tourville.

Du bist eine Närrin! Ganz in Gefühl und Schwärmerei versunken, weil du diesen Spanier gleich einer Ente hast untertauchen sehen! Was ist's denn nun weiter, als daß er schwimmen gelernt hat? und doch kann ein Hecht das noch besser, als er.

Frau von Coulanges.

Aber einen Menschen zu retten, den er gar nicht kannte, stürzte er sich in die augenscheinlichste Lebensgefahr! Die Leute hier im Wirthshause sagen alle, daß die Brandung in dieser Küste bey solchem Sturm höchst gefährlich ist.

Frau von Tourville.

Nun wohl, so mag er sich denn immerhin

muthig und beherzt gezeigt haben — was geht's dich weiter an? Berichte mir nur hübsch ordentlich, wie weit du mit ihm gekommen bist und was du bemerkt und entdeckt hast.

Frau von Coulanges.

Ich weiß nichts.

Frau von Tourville.

Wahrhaftig, ich fange an zu glauben, daß du dich in diesen kleinen schwarzhaarigen Officier verliebt hast! Du hast den Staar, mein Kind, du kannst nicht sehen. Ich habe gleich auf den ersten Blick ein förmliches Complott entdeckt.

Frau von Coulanges.

Ein Complott! doch du siehst dergleichen überall.

Frau von Tourville.

Es ist tausendmal vortheilhafter und besser, dergleichen Dinge auch da zu sehen, wo sie nicht existiren, als sie unbemerkt zu lassen, wo sie wirklich statt finden. Du weißt ja, daß man ausser dem gewöhnlichen Gehalt noch für jedes entdeckte Complott eine besondre Gratifikation er-

hält. Hast du denn nicht das battiſtne Hemde bemerkt, das dieſer Ertrunkene trug?

Frau von Coulanges.

Nun, iſt denn das etwas ſo Auſſerordentliches?

Frau von Tourville.

Ich ſollte doch meinen! Wahrhaftig du haſt ganz den Kopf verloren! — Ein Battiſthemde mit fein gefältelter Krauſe — brauche ich dir das noch klarer aus einander zu ſetzen? ſiehſt du nicht ein, daß das ein vortrefflicher Faden zur Entdeckung einer Verſchwörung iſt, die leicht vielen von dieſen Verſchwörern das Leben koſten kann?

Frau von Coulanges.

Ich bewundre deinen Scharfſinn.

Frau von Tourville.

Und ich ärgre mich über deine Dummheit. Begreifſt du denn nicht, daß dieſer Menſch unfehlbar ein engliſcher, ruſſiſcher oder ſchwediſcher Spion iſt? meiner Meinung nach iſt es ein engliſcher, denn, wenn ich mich nicht irre, war das Hemde von engliſchem Battiſt —

Frau von Coulanges.

Und das gilt dir für einen Beweis?

Frau von Tourville.

Dann waren auch an seiner Weste Knöpfe, auf denen ein Anker geprägt war — er kam also von einem englischen Schiff.

Frau von Coulanges.

Alle Seefahrer tragen ähnliche Knöpfe.

Frau von Tourville.

Einfältiges Ding! tragen sie auch alle Capseln um den Hals? der kleine Adjutant war höchst possierlich, mit seinem Wunsch, das darin liegende Bild zu sehen! Er spielte, bey meiner Treu! seine Rolle sehr gut! es ist ein pfiffiger Schelm! seine anscheinende Unbefangenheit hätte mich selbst täuschen können — aber der General, der die Capsel so schnell in die Tasche steckte, ehe man einen Blick darauf wenden konnte —

Frau von Coulanges.

Vielleicht ist ein Geheimniß darunter verborgen, aber ich werde meinen Bericht nicht mit einer Erzählung von alten Knöpfen und battist-

nen Hemden anfüllen — ich würde fürchten, daß man mich augenblicklich zurückriefe, wenn ich mit dergleichen Dingen angezogen käme.

Frau von Tourville.

Dergleichen Dinge sind keine Kleinigkeiten und bey Aufträgen wie die unsrigen muß man alles beachten und keinen Umstand übersehn. Verhalf mir doch ein gebratenes Hühnchen zur Entdeckung des Generals Pichegrü in seiner Vorstadt und diese Entdeckung hat mir, ohne mich zu rühmen, viel Ehre gemacht, ohne von dem baaren Vortheil zu reden, den ich ihr verdanke. Dein Vater, der Kapitän Leblanc, kam kurz zuvor von der Armee zurück, er brachte schönes Geld mit und wir lebten lustig und ließen was aufgehen. Eines Tages gieng ich zu meinem Garkoch, um uns ein gebratenes Hühnchen zu holen — Es thut mir herzlich leid, sagt er, Ihnen nicht damit aufwarten zu können, aber ich habe eben das letzte verkauft! — Da ich unser ganzes Quartier kannte, wollte ich wissen, an wen? — der und der, antwortete er mir; er thut sich seit einiger Zeit recht eine Güte und

holt sich alle Mittag ein Hühnchen oder dergleichen. — Nun hatten wir — Nota bene seit drey Tagen die Spur des Generals verloren — ich überlegte mir das und ging den andern Tag wieder hin, mir ein Paar Rebhühner zu holen, aber ich nahm sie roh, um Zeit zu gewinnen, und mit dem Küchenjungen plaudern zu können, der sie mir braten mußte. Während ich nun da sitze und schwatze, kommt mein Mann, den ich auf dem Korne habe, glücklich angegangen und sucht sich einen Truthahn, einen fetten gebratenen Truthahn aus. — Nun, sage ich, Ihr müßt einen ungewöhnlich guten Appetit haben, wenn Ihr mit dem zum Mittag fertig werden wollt. — Er lächelt, blinzelt mit den Augen und wie nun ein Franzose sich lieber hängen läßt, als daß er einen Einfall ungesagt hinunterschluckt, antwortet er mir auch, der Truthahn sey nicht zu groß, weil er für zweye esse. — Ich sah ihm nun recht fest in die Augen — er schlug sie nieder und sputete sich, daß er mit seinem Braten wegkam. Aber ich war nun gewiß, daß er Pickgrü kannte; ich zeigte es an — für eine gute

Belohnung lieferte er den General aus und ich bekam für meinen Theil 6000 Franken zur Belohnung.

Frau von Coulanges.

O du hast viel Geschick zu solchen Sachen, aber ich tauge so wenig zum Ausspüren als zum Errathen.

Frau von Tourville.

Aber du bist hübsch und wenn du so klug und pfiffig wärest als ich, so giengest du bey zwey Krippen zugleich zu Gaste. Dieser Spanier sieht wie ein wahrer Mädchenjäger aus und du könntest ihm gewiß recht schöne Doublonen ablocken. Die Leute hier im Hause sagen, daß er Geld wie Heu hat.

Frau von Coulanges.

Ach, wie bin ich müde! Habe ich doch auch die ganze vorige Nacht kein Auge schliessen können!

Frau von Tourville.

O wenn ich so hübsch gewesen wäre, wie du, ich hätte es weit bringen wollen, aber du, was würdest du beschaffen, wenn ich dich nicht

auf deinen Missionen begleitete und dir rathend und helfend zur Seite stünde? Muß ich dir nicht immer das Wild aufjagen und es dir in's Netz treiben? Thust du je mehr, als daß du höchstens die Hand ausstreckst, um das Geld einzustreichen, das dir unsre Geschäfte einbringen?

Frau von Coulanges bittet.

Vergiß nicht die Ehre, die wir davon haben —

Frau von Tourville.

Ba! das sind lächerliche Vorurtheile. Es giebt viel vornehmere Leute als wir, die ein noch viel schlechteres Handwerk treiben.

Louise tritt ein.

Don Juan läßt um die Erlaubniß bitten, den beiden Damen seine Aufwartung machen zu dürfen.

Frau von Tourville.

Wird uns viel Ehre seyn. (Louise ab) Da sieht man, wie nützlich es ist, hübsch zu seyn, sie braucht sich keine Mühe zu geben, sie braucht sich nur zu zeigen und die Männer rennen ihr von selbst nach.

Zweiter Auftritt.

Vorige und Don Juan.

Don Juan.

Verzeihung, meine Damen, daß ich Sie so früh zu beläſtigen wage, aber ich wünſchte mich ſelbſt zu überzeugen, daß der Auftritt von geſtern Abend der Geſundheit der gnädigen Frau nicht geſchadet hat.

Frau von Coulanges.

Er hat mich erſchüttert, aber doch habe ich mich nie ſüßer und wohlthuender gerührt gefühlt, als eben durch dieſen Vorfall.

Frau von Tourville.

(Bei Seite) Gut geſagt! (laut) Wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Obriſt?

Frau von Coulanges.

Sie befinden Sich wohl? und wie geht es dem Unglücklichen, den ſie gerettet haben?

Don Juan.

Er iſt friſch und geſund und rüſtet ſich heut Abend ſchon wieder auf den Heringsfang auszu

gehen. Aber Sie sehen noch etwas angegriffen aus, gnädige Frau, und ich muß mir einen Vorwurf daraus machen, Ihnen diesen Ertrunkenen so ohne alle Umstände vor Augen gebracht zu haben —

Frau von Coulanges.

Hatte ich Sie doch schon dem Tode Troß bieten sehen! — doch ich befinde mich sehr wohl.

Frau von Tourville.

Sie sagen uns aber nichts von Ihrem eignen Befinden, mein Herr, und doch haben Sie nicht bloß Ihr Leben, sondern auch Ihre Gesundheit aufs Spiel gesetzt — aber so unbesonnen sind die jungen Leute, so sind sie alle!

Frau von Coulanges.

Alle?

Don Juan.

Ich habe diese Nacht vortrefflich geschlafen, und freue mich, in dieser Jahreszeit ein Seebad genommen zu haben.

Frau von Tourville.

Meine Tochter hat nicht aufgehört Ihren Muth zu preisen, aber sie fürchtete, die Erkäl-

tung werde Ihnen eine Bruſtentzündung zuziehen.

Don Juan.

Ich bin ſtolz darauf, Ihre Gedanken beſchäftigt zu haben, aber das wäre ein ſchlechter Soldat, der nicht einem kalten Bade Trotz zu bieten vermöchte.

Frau von Tourville.

Sollten Sie in der Armee nicht meine beiden Söhne kennen gelernt haben? Der älteſte iſt General und der jüngſte Obriſt.

Don Juan.

Ich geſtehe zu meiner Beſchämung, daß ich ſie heut zum Erſtenmal nennen höre — aber ich leſe die Bülletins ſo ſelten!

Frau von Tourville.

Und Sie thun Recht daran; es iſt darin ja nur von Blut und Tod die Rede. Ach, ich fürchte ſo ſehr, daß man meine Söhne auch nach Spanien ſenden wird — es iſt ein ſo ungerechter Krieg.

(Don Juan ſpielt, ohne zu antworten, mit ſeiner Scherpe.)

Frau von Coulanges.

Sie haben mir, wie mich dünkt, gesagt, daß Sie in Sevilla gewohnt haben?

Don Juan.

Wenigstens lange genug, um ein sehr liebes Andenken an diese edle Stadt und ihre Einwohner zu bewahren, und Sie, gnädige Frau, rufen mir alle Reize der Damen von Sevilla zurück, nur mit dem Unterschied der Farbe, die bei jenen dunkler ist.

Frau von Tourville.

Ist Ihre Junta nicht in Sevilla versammlet? O aus welchen muthigen Männern besteht sie nicht! sie gleichen ganz den Römern aus den Zeiten des Julius Cäsar.

Frau von Coulanges.

Sie spielen, da Sie ein Spanier sind, ohne Zweifel die Guitarre, Herr Obrist, und wenn ich nicht fürchtete, Sie damit zu belästigen, hätte ich große Lust, Ihr Talent auf die Probe zu setzen.

Don Juan.

Alles, was Ihnen Vergnügen macht, gnädi-

ge Frau, kann mir nur angenehm seyn, leider aber muß ich gestehen, daß ich die Guitarre nur so viel spiele, als erforderlich ist, um im Nothfall eine Serenade zu bringen, oder unsre einfachen spanischen Romanzen zu begleiten. Sie aber, gnädige Frau, lieben als Französin wahrscheinlich nur die großen Opern-Arien.

Frau von Coulanges.

Keinesweges. Ihre schwermuthsvollen Gesänge gefallen mir weit besser, als alle diese karakterlose Musik, die zu bewundern jetzt Mode ist.

Frau von Tourville.

Die Musik verjagt mich, ich liebe sie nicht. Entschuldigen Sie mich, Herr Obrist. (leise zu ihrer Tochter) Die Gelegenheit ist gut, laß sie nicht unbenutzt entfliehen.

(ab)

Dritter Auftritt.

Don Juan, Frau von Coulanges.

Don Juan.

Sie lieben die spanischen Romanzen? darf ich hoffen, von Ihnen eine singen zu hören?

Frau von Coulanges.

Werden diese vaterländischen Töne kein Heimweh bei Ihnen erwecken?

Don Juan.

Die Sängerin wird mich dafür schützen.

Frau von Coulanges.

Hier sind mehrere Romanzen, wählen Sie.

Don Juan.

Hier ist eine, die ich nicht kenne, die mir aber eine alte Romanze zu seyn scheint. — Ein in eine Maurin verliebter Ritter — der Lieblingsstoff unsrer alten Dichter.

Frau von Coulanges bei Seite.

Ach welche Wahl!

(Sie singt und Don Juan begleitet sie auf der Guitarre.)

Frau von Coulanges.

Wie gefällt Ihnen diese Romanze?

Don Juan.

Herrlich und Sie haben sie wahrhaft göttlich gesungen — aber der Held derselben war ein Thor. Ich wäre lieber meiner Geliebten zu Gefallen ein Mahomedaner als um ihretwillen ein Mönch geworden. Aber unsre alten Romanzen gefallen sich in dieser Sinnesweise einer veralteten Welt.

Frau von Coulanges.

Ach, auch noch in der jetzigen hat das Leben nur zu oft die feindliche Gewalt, liebende Herzen zu trennen!

Don Juan.

Meinen Sie den Unterschied der Religion und des Vaterlandes?

Frau von Coulanges.

Es giebt noch viele andre Verhältnisse.

Don Juan.

Welche andre könnte die wahre Liebe zu fürchten haben?

Frau von Coulanges.

Wenn — zum Beispiel — wenn —

Don Juan.

Sehen Sie, Sie finden kein Beiſpiel, kein Hinderniß, das Liebe nicht zu überwinden vermöchte. — Sagen Sie mir, gnädige Frau, würden Sie nicht fähig ſeyn, Ihrem Vaterlande zu entſagen, um einem Gatten zu folgen, dem das Glück geworden wäre, ſich Ihre Liebe zu erwerben?

Frau von Coulanges.

Ohne Zweifel — dies heiſcht ja ſchon die Pflicht der Gattin — aber —

Don Juan dringend.

Aber?

Frau von Coulanges.

Ich werde mich nicht wieder verheirathen. (mit einem gezwungenen Lächeln) Es iſt zu angenehm, Wittwe zu ſeyn.

Don Juan bei Seite.

Hohl der Teufel die Romanze!

Frau von Coulanges.

Wollen Sie noch ſingen?

Don Juan.

Ich würde fürchten Sie zu ermüden, gnä-

dige Frau, und werde auch gewahr, daß mein Besuch so schon zu lange gedauert hat.

Frau von Coulanges.

Gewiß macht es mir Vergnügen, Sie bei mir zu sehen — aber (bei Seite) wie soll ich ihm nur zu verstehen geben, daß er nicht wiederkommt, oder sich doch wenigstens vor den Fallstricken hütet, die ihm hier gelegt werden!

(Die Kammerjungfer tritt ein.)

Der General la Romana wünscht den Herrn Obristen zu sprechen.

Don Juan.

Da muß ich gehorchen. Erlauben Sie mir also, mich Ihnen gehorsamst empfehlen zu dürfen.

(Er küßt Frau von Coulanges die Hand und geht ab — sie sieht ihm kummervoll nach.)

Vierter Auftritt.

Das Ufer des Meeres — im Hintergrund Matrosen, die ein Boot segelfertig machen — seitwärts der Gasthof zu den 3 Kronen, vor dem eine spanische Schildwache auf und ab geht. Es ist Abend.

Don Juan und Wallis.

Wallis.

Die Sloop hat sich genähert — sie steckt ein Signal aus.

Don Juan.

Ich sehe da wohl eine Meile von uns in der See etwas als ein Johanniswürmchen leuchten, aber ich würde nie errathen haben, daß das ein Signal seyn soll.

Wallis.

Ein Beweis, daß Sie nicht das geübte Auge eines Seemanns haben. Auch liegt uns das Fahrzeug viel näher als Sie glauben. In Zeit von einer Stunde kann ich Sie schon wieder nach Vollendung Ihres Geschäfts hier ans Land

setzen. Frisch auf, Kinder, habt Ihr auch die Ruder sorgfältig umwickelt?

Erster Matrose.

Ja, Lieutenant, sie werden nicht stärker plätschern, als etwa ein Entenfuß.

Wallis.

Wenn wir bei der Batterie und dem Hafendamm vorbeigehen, müßt Ihr Euch tief auf die Ruder niederbücken und ruft man uns an, geben wir keine Antwort.

Don Juan.

Seyn Sie unbesorgt; die Schmuggler laufen alle Nacht bei den Forts vorüber, ohne daß man sie gewahr wird.

(Man öffnet ein Fenster im Gasthof und zugleich tritt Frau von Coulanges auf den Balkon desselben hinaus.)

Don Juan.

Ha!

Wallis leise.

Man beobachtet uns.

Don Juan eben so.

Fürchten Sie nichts. — Wer sollte uns auch

erkennen. (in der Schildwache) Du wirst noch auf dem Posten stehen, wenn ich zurückkomme?

Schildwache.

Ja, mein Obrist.

Frau von Coulanges.

(singt, ohne sie gewahr zu werden, die Schlußzeilen der vorher gesungenen Romanze.)

Don Juan leise.

Sie ist es!

Wallis leise zu den Matrosen.

Sputet Euch ins Teufels Namen! Hier ist nicht gut seyn.

Frau von Coulanges.

Ach, auch diese Abendkühle dämpft die Flamme nicht, die in meinem Herzen lodert! (Sie erblickt Don Juan) Wer mag das seyn?

Wallis.

Tausend Donnerwetter, Obrist, was guckt Ihr nach dem Balkon hinauf und steht hier so unbeweglich wie ein Pfahl? — Beim Teufel! nun kommt von dorther auch noch jemand — man will uns wahrscheinlich den Rückzug abschneiden. Seyd Alle Mäuschenstill.

Fünfter Auftritt.

Frau von Tourville tritt aus dem Hause, die Vorigen.

Frau von Coulange.

(leise zu Don Juan.)

Wer Ihr auch seyd, entfernt Euch schnell, wenn Euch Euer Leben lieb ist.

Frau von Tourville.

Männer hier vor dem Gasthof — so nah am Meeresufer — was bedeutet das?

(sie nähert sich dem Boot)

Wallis.

Halt! Wir sind Schmuggler, macht uns nicht unglücklich und Ihr sollt umsonst den schönsten Taback haben.

Frau von Tourville.

(noch näher tretend)

Habt Ihr recht guten? ich wünsche welchen zu kaufen.

Wallis.

Man wird Euch welchen bringen — doch

keinen Schritt weiter! — stoßt ab — gebt mir das Steuer.

(das Boot stößt ab)

Frau von Tourville.

Die Stimme war mir nicht unbekannt — und dieser andre, der bis an die Augen in seinen Mantel verhüllt war — und die Schildwache, die sie nicht anruft — das alles ist sonderbar und verdächtig und ich muß durchaus ergründen, was es zu bedeuten hat. — Entgehen sollen sie mir nicht — dafür steh ich.

(ab)

Sechster Auftritt.

Zimmer der Frau von Coulanges.

Frau von Coulanges und Frau von Tourville.

Frau von Tourville.

Sage was du willst, er war es doch.

Frau von Coulanges.

Und ich bleibe dabei, daß du dich irrst. Es waren Schmuggler und nichts anders.

Frau von Tourville.

Wenn auch, ich bin doch neugierig auf ihre Zurückkunft und werde nicht eher zu Bette gehen, als bis ich diese abgewartet habe.

Frau von Coulanges.

Aber das Nachtwachen wird dir schaden, liebe Mutter, laß mich lieber aufbleiben.

Frau von Tourville.

Nein, nein, geh du nur hübsch ruhig zu Bette, damit du mir morgen frisch und blühend aussiehst. Bei mir kommt es darauf nicht mehr an, und überdem will ich mich in dieser Angelegenheit nur auf mich selbst verlassen. Mache den Fensterladen zu, damit man das Licht in unserm Zimmer nicht gewahr wird.

Frau von Coulanges.

Wer weiß, ob sie nicht erst in 3 oder 4 Tagen wieder kommen.

Frau von Tourville.

Hm! wenn es die Leute sind, die ich meine, so werden sie noch vor Sonnenaufgang wieder hier seyn. Der General sieht seit unserm Hierseyn verdrießlich aus — ich habe ihn die

ganze vergangene Nacht in seinem Zimmer auf und nieder gehen hören — das alles hat was zu bedeuten — doch laß mich nur machen; sie müßten sehr pfiffig seyn, wenn sie mir entgehen wollten.

Frau von Coulanges.

Du brauchtest ja aber, statt die Nacht aufzubleiben, morgen nur den Wirth zu fragen, ob irgend einer seiner Hausgenossen dieselbe ausser dem Hause zugebracht habe.

Frau von Tourville.

Wie einfältig! Der Wirth ist wahrscheinlich von ihnen bestochen, und wenn das auch nicht wäre, die Leute hier sind alle dumm und unerfahren. Ich habe heut Abend bei dem Residenten Bouillette gespielt und ihnen allen das Geld abgenommen. Es ist unglaublich, wie ehrlich und unwissend die Menschen hier noch sind! — Geh aber jetzt zu Bette — es geht schon auf 1 Uhr, — ich bin um dich besorgt.

Frau von Coulanges.

Ich kann doch nicht schlafen, wenn ich weiß, daß du noch wachst.

Frau von Tourville.

Nun, so mach's nach deinem Belieben. — Sieh, bei dem General ist auch noch Licht — man sieht den Wiederschein desselben auf dem Wasser — ich hätte große Lust die Balkonthüre aufzumachen, aber ich wage es nicht.

Frau von Coulanges.

Mach sie nur auf — ich glaube, die frische Luft wird mir bei meinem Kopfschmerz gut thun.

Frau von Tourville.

Wenn wir den alten Fuchs nur nicht dadurch auf die Spur bringen. — Höre, wie er auf und ab geht!

(Frau von Coulanges stößt einen Stuhl um)

Ey, wie kannst du nur so unvorsichtig seyn!

Frau von Coulanges.

O weh, er ist mir auf den Fuß gefallen — Oh! das schmerzt.

Frau von Tourville.

So sey doch stille, du Zärtling! Siehst du wohl das Licht da unten auf dem Meer —

Frau von Coulanges.

Vielleicht von einem Leuchtthurm an der Küste —

Frau von Tourville.

Nein, ich glaube, daß es auf einem Schiffe ist, welches seit einigen Tagen unter Hamburger Flagge am Eingang des Beltes kreuzt.

Frau von Coulanges.

Nun, wie kann denn ein Hamburger Schiff dich interessiren?

Frau von Tourville.

Weil es so wenig ein Hamburger Schiff ist, als ich selbst aus Hamburg bin.

Frau von Coulanges.

Du bist wahrlich unerschöpflich an seltsamen Vermuthungen. Ich möchte aber auf so leeren Verdacht hin, nicht darauf ausgehen, Menschen unglücklich machen zu wollen —

Frau von Tourville.

Ich muß lachen — du bist so heut Abend wie ein Pfaff — doch still! — nun seh ich zwei Lichter statt des einen — aber schwach — die Sache wird immer interessanter.

Frau von Coulanges bei Seite.

Ach! — (laut) Kennst du denn die Schiffssignale?

Frau von Tourville.

Und beim General wird nun das Licht verlöscht — Bravo!

Frau von Coulanges.

Er ist klüger als wir, er ist zu Bette gegangen.

Frau von Tourville.

Ja, laß dir das weiß machen. Sieh, da ist sein Licht schon wieder — — willst du nun etwa noch behaupten, daß er es ausgelöscht und daß es sich nur zufällig ganz von selbst wieder angezündet hat? — Zwei Lichter auf dem Schiffe und hier eins ausgelöscht — O ich habe Sie ertappt, Herr Marquis! — Aber wie du blaß aussiehst! ich sagte dir wohl, daß es dir nichts taugt, so spät aufzubleiben. Geh zu Bette, mein Kind, das Glück wird dir im Schlafe kommen, denn, wenn mich nicht alles trügt, ist diesmal unser Glück gemacht.

Frau von Coulanges.

O wollte Gott, daß wir es schon früher gemacht hätten!

Frau von Tourville.

Da haſt du wohl Recht, denn dann fühlen wir jetzt in Paris in einer Kutſche, ſtatt uns auf dieſer häßlichen Inſel zu erkälten. Doch Geduld — nun iſt wieder nur ein Licht ſichtbar.

Frau von Coulanges.

Laß uns nun doch endlich zu Bette gehen.

Frau von Tourville.

Das erlaubt mir mein Gewiſſen nicht, ich muß aufbleiben, muß ſie zurückkommen ſehen — Eher habe ich doch keine Ruhe — ich bedarf Beweiſe und dieſe bringt mir das Boot bei ſeiner Rückkehr mit. Wenn ich könnte, gienge ich gleich zum Reſidenten — doch das würde zu nichts helfen — er iſt ſo dumm — Nein — ich will ſelbſt an den Prinzen ſchreiben.

Frau von Coulanges.

Der Kopf brennt mir wie Feuer.

Frau von Tourville.

Wenn wir nach Frankreich zurückgehen, können wir auch noch auf weiße engliſche Zeuge einen guten Schnitt machen. Für Geld kann man alles einbringen, und dann ein paar hübſche

Kleider an die Frau des Douanen-Direktors — und es geht —

Frau von Coulanges.

Ach, ich möchte, daß wir uns nie mit andern Dingen, als mit dem Contrebandiren abgegeben hätten!

Frau von Tourville.

Man muß mit beiden Händen nehmen, wenn man kann. — Ich möchte wohl wissen, was aus deinem Bruder Karl geworden ist; seit länger denn zwei Jahren hat er nicht geschrieben.

Frau von Coulanges.

Du weißt ja, wie er ist und dann hat er ja auch eine so vortreffliche Erziehung erhalten, daß er kaum schreiben kann.

Frau von Tourville.

Das ist einerlei; er wird es doch weit bringen, wenn ihn nur keine Kugel auf seinem Wege niederstreckt. Sein Obrist sagt, daß er Herz hat wie ein Löwe, und immer bei allen Händeln und Prügeleien auf dem Platze ist.

Frau von Coulanges.

Ja, wo er Böses thun kann. (bei Seite) Der müßte noch hier seyn.

Frau von Tourville.

Er ist das wahre Ebenbild seines Vaters, der Kapitän bei den Guides war und einen ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfeld starb. Sein Lieutenant hat mir erzählt, daß er nicht weniger als 15 Hiebe erhalten hatte und alle im Kopfe.

Frau von Coulanges.

Schrecklich!

Frau von Tourville.

Ja, ich habe immer eine große Vorliebe für beherzte Männer gehabt. Mein erster guter Freund war ein General, der nach Amerika gieng, und den die Wilden dort erst gebraten und dann rein aufgefressen haben.

Frau von Coulanges.

O Gott!

Frau von Tourville.

Ich denke noch immer an den Staatsrath, der mir jährlich 12000 Franken gab und der sich eines Tages in meiner Gegenwart von einem

kleinen Unterofficier von den Jägern, der nicht einen baaren Schilling im Vermögen hatte, eine Ohrfeige geben ließ, worauf ich ihn mit allem seinem Gelde laufen ließ und den kleinen Jäger-Unterofficier nahm. Wäre ich eine Mannsperson, so wäre ich auch Soldat geworden; das ist ausgemacht.

Frau von Coulanges.

Du siehst nichts? es kommt nichts? ich sagte es dir wohl —

Frau von Tourville.

Noch sehe ich nichts — doch halt, da seh ich etwas Schwarzes auf dem Wasser schwimmen — das ist entweder ein Boot oder ein Wallfisch — laß uns den Laden dichter zumachen, daß man uns nicht gewahr wird — so —

Frau von Coulanges.

Das sind die Schmuggler —

Frau von Tourville.

Da ist der Mann im Mantel wieder — — er drückt dem andern die Hand, und springt ans Land — die Schildwache ruft ihn nicht an

— wird er hier in's Haus kommen? — Gute Nacht, Adele —

(sie geht ab)

Siebenter Auftritt.

Frau von Coulanges allein.

Er ist verloren! und ich, ich Unglückselige! habe ihn in's Verderben gestürzt! Verflucht sey der Tag, an dem ich diese Insel betrat! Wollte Gott, wir wären untergegangen, ehe wir in diesem Hafen einliefen! Er, der einzige Mann, für den ich je Liebe empfunden habe! — und muß er nicht glauben, daß ich, die er liebt, eine edle Leidenschaft für ihn nur heuchelte, um mir den Preis für sein Leben desto fester zu sichern! Ich, sein Leben verkaufen! Wie habe ich mich nur je zu diesem abscheulichen Handwerk hergeben können! — die Verworfenste meines Geschlechts ist immer noch besser, als ich — ein Dieb, ein Mörder ist nicht so hassenswerth als ich — und ich, ich konnte! — Wie habe ich aber nur in so kurzer Zeit so durch und durch verwandelt werden können! denn als ich in

der Absicht herkam, seine Geheimnisse zu erspähen und ihn zu verrathen, war es mir noch nie eingefallen, daß ein solches Handwerk abscheulich sey. — Die Liebe zu ihm hat mir die Augen geöffnet! — O Don Juan, du allein konntest mich aus dem Schmutz hervorreißen, in den sie mich seit meiner Kindheit getaucht haben! — Ja, mein Schicksal ist entschieden! ich binde es an das seinige — ich will ihm alles entdecken, will alles verlassen, allem entsagen, um ihm zu folgen. — Mein Vaterland? — was geht mich mein Vaterland an! — meine Familie? — sie, die nur darauf ausgegangen sind, mich zu verderben und mich für Schande und Laster groß zu ziehen — ich verabscheue meine Familie — ich liebe nur ihn, ich kann nichts lieben, als ihn allein.

Aber wird er mich nicht von sich stoßen, wenn er erfährt, wer ich bin? — und ihm dies verhehlen? — Nein, Don Juan ist kein Geliebter, dem ich etwas zu verhehlen vermag — und es ihm gestehen, ihm, den der leiseste Gedanke an eine Unwürdigkeit empört — er würde

mich verwerfen, mich aus seiner Nähe verbannen — die häßlichste, niedrigste Magd wird ihm dann lieber seyn, als diese Adele, die die Menschen durch ihre Reize und ihre Liebe an sich zieht, um ihr Blut zu verkaufen und sie zum Tode zu führen! — Doch, mag er von mir denken, was er will — ich liebe ihn zu sehr, um an mich selbst zu denken, wo es seine Rettung gilt. — Früher oder später wird er erfahren, wer ich bin — vielleicht wird er mir weniger zürnen, wenn er alles von mir selbst erfährt — er wird fühlen, wie ich ihn liebe! wie mächtig muß eine Leidenschaft seyn, die uns zu einem solchen Geständniß bewegen kann! — — Alles will ich ihm sagen — ich setze mich seinem Zorn aus — aber das thut nichts, ich werde ihn doch dadurch retten. Und sollte er mich schlagen, mich mit Füßen treten, mir ins Gesicht spuken, ich will ihn doch retten. Vielleicht wird er einiges Mitleid mit einer Unglücklichen haben, deren Seele nicht zur Gemeinheit geschaffen wurde, die aber durch lasterhafte Menschen gewaltsam entwürdigt worden ist. — Sie haben mir doch dieses aufdäm-

mernde Bewußtſeyn meines Gewiſſens nicht rauben können — meines Gewiſſens? — Nein, das iſt längſt in mir erſtorben, das redet nicht mehr — ich handle nicht aus Tugend, nicht aus Gewiſſenhaftigkeit — der Liebe allein verdanke ich es, wenn ich nicht aus der Welt gehe, ohne eine gute Handlung begangen zu haben.

(ab)

Achter Auftritt.

Don Juans Zimmer.

Frau von Coulanges tritt ein.

Er iſt noch bei dem General — wie ich zittre! — Es iſt die erſte gute Handlung meines Lebens und ich zittre! — — Mir iſt, als ob ich ihn allenthalben ſehe.

(ſie wirft ihre Augen auf den Tiſch)

Ein angefangener Brief — ach vielleicht an eine in Spanien zurückgelaſſene Geliebte — und wird er je, wenn er zu dieſer zurückgekehrt ſeyn wird, ein Wort an die arme Adele ſchreiben! — Da liegt ſein Petſchaft — welch ein reiches großes

Warren und mein Name — ſo dunkel und unbekannt! — Ein Schwan mit dem Wahlſpruch: Ohne Makel! — O er wird dieſem Wahlſpruch nie Lügen ſtrafen! — Das Gemälde einer Frau — gewiß das ſeiner Mutter.

Neunter Auftritt.

Frau von Coulanges. Don Juan tritt ein.

Don Juan bei Seite.

Welche angenehme Ueberraſchung!

Frau von Coulanges.

(ohne ihn zu ſehen.)

Es ſind dieſelben Züge, aber um ſeinen Mund ſchwebt nicht dieſer Zug übermüthigen Stolzes. —

Don Juan bei Seite.

Aber was macht ſie da?

Frau von Coulanges erblickt ihn.

Ach!

Don Juan wirft ſich ihr zu Füßen.

Sie ſehen den glühendſten und den dankbarſten aller Ihrer Anbeter zu Ihren Füßen, ſchöne Adele.

Frau von Coulanges bei Seite.

Gott! wo soll ich den Muth hernehmen, ihm zu sagen —

Don Juan.

Ihr erster Blick hat mein Herz mit einer Leidenschaft entflammt, die —

Frau von Coulanges.

O Don Juan, wie wenig eignet sich dieser Augenblick, in welchem das Schwerdt an einem Haare über Ihrem Haupte hängt, dazu, von Liebe zu reden!

Don Juan.

Aber ich halte Sie in meinen Armen —

Frau von Coulanges.

(sich ihm entwindend)

Lassen Sie mich, ich bitte Sie und hören Sie mich an —

Don Juan.

Was fehlt Ihnen? Sie scheinen so bewegt —

Frau von Coulanges.

Alle Ihre Plane sind entdeckt — Sie und Ihr General sind verloren —

Don Juan.

(Bei Seite) Himmel! (laut) Welche Plane? ich verſtehe nicht, was Sie ſagen wollen —

Frau von Coulanges.

Sie correſpondiren mit den Engländern, Sie haben mit ihnen eine Zuſammenkunft auf dem Schiffe gehabt, das da in der Ferne umherkreuzt. Der General hat Signale gegeben, die bemerkt worden ſind — man belauert jeden Ihrer Tritte, Sie ſind von Feinden und Spionen umgeben und es bedarf der höchſten Vorſicht von Ihrer Seite, um ihnen zu entgehen.

Don Juan.

Aber — in Wahrheit — o gnädige Frau, wie erröthe ich vor Ihnen, wie ſchäme ich mich vor mir ſelbſt, Sie im erſten Augenblicke meines Eintrittes ſo miſsverſtanden zu haben. —

Frau von Coulanges.

Vor mir brauchen Sie nicht zu erröthen. Seyn Sie auf Ihrer Hut und rechnen Sie unbedingt auf mich, wenn ich Ihnen nützlich werden kann.

Don Juan.

Sie wiſſen Alles ... Wie vielen Dank ſind wir Ihnen ſchuldig! wie können wir je — —

Frau von Coulanges.

Reden Sie — kann ich Ihnen nützlich ſeyn?

Don Juan.

Nennen Sie mir unſern Auflaurer — der Schurke ſoll nicht lange mehr zu den Lebenden gehören.

Frau von Coulanges.

Ich weiß nicht, Don Juan, wie —

Don Juan.

Vollenden Sie Ihr Werk, retten Sie uns, ſichern Sie den glücklichen Erfolg unſ"er gerechten Sache — reden Sie, gnädige Frau —

Frau von Coulanges.

Ach, ich kann — ich darf es nicht wagen —

Don Juan.

Fürchten Sie nichts. Bin ich nicht da, um Sie zu ſchützen, um Sie zu vertheidigen? O wenn Sie mir vertrauen wollten!

Frau von Coulanges.

Ich glaube, daß es vielleicht —

Don Juan.

Der französische Resident ist? — ich eile, ihm augenblicklich das Lebenslicht auszublasen —

Frau von Coulanges.

Nein, nein — ich war noch auf — ich stand auf dem Balkon, als Sie abfuhren und —

Don Juan.

Ihre Frau Mutter begegnete uns, aber —

Frau von Coulanges.

O die wird Sie nicht verrathen: sie hat Sie für Schmuggler angesehen — aber es waren in der Nähe Menschen versteckt, die alles gesehen haben — ich habe sie beobachtet —

Don Juan.

Diese müssen aber von dem Residenten dazu angestellt gewesen sein.

Frau von Coulanges.

Er ist so einfältig, daß Sie von ihm wohl eigentlich nichts zu fürchten haben können — aber alles, was ich Ihnen sagen darf, ist diese Warnung und die Bitte, überlegen Sie alles

reiflich und treffen Sie ſo bald als möglich die erforderlichen Anſtalten zur Ausführung Ihrer Plane. Kann ich Ihnen dazu behülflich ſeyn, ſo rechnen Sie ganz auf mich. Gute Nacht.

(ſie eilt ab.)

Don Juan.

Verweilen Sie noch, mein Schutzengel — ſie iſt ſchon fort! — da ſind wir in einer verwünſchten Lage — der Marquis muß gleich alles erfahren.

(ab)

Ende des zweiten Aufzugs.

III. Aufzug.

Erster Auftritt.

Ein Gesellschaftssaal im Gasthof zu den drei Kronen.

Der General de la Romana und Don Juan.

Don Juan.

Alle meine Bitten, alle meine Versuche sind vergeblich geblieben: ich kann sie nicht zu sprechen bekommen. — Wie es scheint, ist sie wirklich krank.

La Romana.

Diese Frau muß eine Zauberin seyn.

Don Juan.

Gesteht Ihr mir aber nun zu, mein General, daß es gar nicht übel ist, einen Liebeshandel und eine politische Intrigue zu gleicher Zeit zu betreiben?

La Romana.

Ihre Mutter ist mir verdächtig.

Don Juan.

Ihre Mutter? Das iſt eine gutmüthige alte Närrin und nichts weiter. Zwei Stunden lang hat ſie mich heut von ihren beiden Söhnen unterhalten, die bei der Armee ſind und dann hat ſie ihre Tochter ſo lieb — nein, die Alte hat ſicher keinen Tropfen böſes Blut in ihren Adern.

La Romana.

Was hatte ſie denn geſtern Abend noch ſo ſpät am Ufer zu ſuchen, als du mit Wallis abfuhreſt?

Don Juan.

Was weiß ich's! ſie hat mir erzählt, daß ſie geſtern Abend einigen Schmugglern begegnet ſey, und daß ſie es dem Bürgermeiſter wolle ſagen laſſen, damit er dem Unfug wehre. Hinterher hat ſie mich nur von den böſen Träumen unterhalten, die ſie geängſtigt haben — ſie hat Geſpenſter und blutige Dolche geſehen und unſre Begegnung am Ufer hat ſie zu ſehr erſchreckt, als daß ſie irgend etwas deutlich zu ſehen vermocht hätte.

La Romana.

Hoffentlich wird die englische Flotte bald hier seyn und unsrer Unruhe ein Ende machen. Gott gebe nur, daß sich der Wind nicht ändert!

Zweiter Auftritt.

Vorige und Frau von Tourville.

Don Juan.

Ach, gnädige Frau, wie befindet sich Ihre Frau Tochter?

Frau von Tourville.

Gott sey Dank, doch ein wenig besser, als diesen Morgen, und ich hoffe, daß ihre Unpäßlichkeit nicht von Bedeutung seyn wird.

La Romana.

Darf ich Sie bitten, mich ihr gehorsamst zu empfehlen und sie meiner Theilnahme zu versichern?

Frau von Tourville.

Ich danke Ihnen, Herr General, aber wenn Sie wüßten, welch einen Schrecken ich

gestern Abend gehabt habe, so würden Sie Sich mit mir wundern, daß ich heute nicht krank bin.

La Romana.

Ich habe schon davon gehört.

Frau von Tourville.

Ich war bei dem französischen Residenten gewesen, der mich und meine Tochter eingeladen hatte, den Abend bei ihm zuzubringen. Die Gesellschaft war zahlreich und die Zeit vergieng mir schnell; auch mußte ich eine Parthie Bouillette mitspielen; ich wollte nicht, aber die Parthie konnte sonst nicht vollzählig werden und so mußte ich denn und hatte gegen meine Gewohnheit so ausserordentliches Glück, daß ich allen das Geld abgewann. Beim Zuhausegehen bot mir einer von Ihren Offizieren den Arm, aber ich wollte ihn nicht annehmen, weil ich fürchtete, der arme junge Mensch könne sich einen Verweis zuziehen, wenn er so spät in seine Caserne zurückkomme. Als mein Sohn noch in der Militär-Schule war —

Don Juan bei Seite.

O weh! nun kommt eine Geschichte!

La Romana.

Wie viel Schmuggler haben Sie gesehen?

Frau von Tourville.

Zwei standen hier nicht weit von unsrer Thüre — einer von ihnen war in einen großen schwarzen Mantel gehüllt und sah wie ein wahrer Bramarbas aus. Sein Gürtel stack ganz voll Pistolen — ich glaubte, er würde mich gleich ermorden.

La Romana.

Nein, sie thun keinem Menschen Etwas zu Leide und sagen Sie selbst, ist es Ihnen nicht angenehm, zuweilen eine Prise guten Virginia, oder Guatimala-Tabak zu nehmen, statt dessen, den Ihnen die kaiserliche Regie liefert?

Frau von Tourville.

Ach, Herr Marquis, Sie fassen mich da bei meiner schwachen Seite — aber doch möchte ich Ihnen noch etwas erzählen, wenn Sie mich nur nicht für eine Klatschschwester halten wollten.

La Romana.

Reden Sie unbesorgt.

Frau von Tourville.

Die Schildwache vor Ihrer Thüre hat alles gesehen, ohne die geringste Notiz davon zu nehmen — ich sage das nicht, damit sie bestraft werden soll —

La Romana.

Stille, stille! verrathen Sie mich nicht; diese Schmuggler brachten mir Amerikanische Cigarren. Wir können keine andre rauchen, fragen Sie nur den Herrn dort.

Don Juan.

Ich muß gestehen, daß es mir sehr schwer fällt, eine Cigarre zu entbehren, und doch vermag ich keine andre zu rauchen.

Frau von Tourville.

Gewiß, Herr Marquis, wenn ich Sie nicht angeben soll, werden Sie mich ab und zu mit einer Prise ächten St. Vincent bestechen müssen.

La Romana.

Es freut mich, daß ich Ihnen gerade diese Sorte anzubieten vermag.

Frau von Tourville.

Was ich ſagte, war nur Scherz. Ich will Sie deſſen nicht berauben.

La Romana.

Nein, nein, Sie müſſen welchen davon annehmen. Um meiner Sicherheit willen muß ich Sie zur Theilnehmerin meiner Schuld machen.

Frau von Tourville.

Nun denn, hier iſt meine Doſe.

La Romana.

Behalten Sie ſie und gönnen Sie mir das Vergnügen, Ihnen einige Pfund deſſelben ſenden zu dürfen.

Don Juan.

Wann wird es mir erlaubt ſeyn, Ihrer Frau Tochter meine Aufwartung machen zu dürfen? Ich ſehne mich unendlich darnach, ſie zu ſehen.

Frau von Tourville.

Sie will noch für Niemand ſichtbar ſeyn. (leiſer) Uebrigens ſpricht ſie nur von Ihnen.

Don Juan.

Wirklich? und was sagt sie?

Frau von Tourville.

Tausenderlei — ich weiß selbst nicht mehr, was alles — aber ich muß wieder zu ihr gehen, um ihr Gesellschaft zu leisten und mich Ihnen daher, meine Herren, jetzt empfehlen.

(ab)

Dritter Auftritt.

Der Marquis de la Romana und Don Juan.

Don Juan.

Nun, was denken Ew. Exzellenz jetzt von dieser Frau?

La Romana.

Sie ist entweder sehr alltäglich, oder wenn sie uns betrügt, sehr verschmitzt. Das Beste ist, daß unsre Angst nicht lange mehr dauern wird.

(beide ab)

Vierter Auftritt.

Das Kabinett des französischen Residenten.

Der Resident allein.

Am Ende muß mir das alles doch endlich zu dem Kreuz der Ehren-Legion verhelfen. Es ist auch keine leichte Aufgabe eine Verschwörung zu entdecken, und ich hoffe, daß man meinem Scharfsinn und meinem kalten Blut, das ich mitten unter den Feinden zu behaupten weiß, Gerechtigkeit wird widerfahren lassen. — Aber hoffentlich werden auch bald französische Truppen ankommen — mich verlangt herzlich darnach, mich von meinen lieben Landsleuten umgeben zu sehen. Meine Lage ist ganz abscheulich und wenn man auch noch so vielen Muth besitzt, kann man ja doch gegen eine ganze Division nichts ausrichten — man freut sich da von ganzer Seele, wenn man Verstärkung erhält.

Ein Diener tritt ein.

Es ist ein Herr draußen, der mit Ihnen zu reden verlangt.

Fünfter Auftritt.

Der Reſident, Karl Leblanc tritt ein.

Der Reſident.

Was ſteht zu Ihrem Dienſten, mein Herr?

Karl Leblanc.

Zu meinem Dienſten nichts, aber wohl mancherlei für den Dienſt Sr. Majeſtät des Kaiſers. Ich bin Premier-Lieutenant im Grenadierregiment der Kaiſerlichen Garde, aber ich habe meinen Backenbart abſchneiden und einen Spizrock anziehen müſſen, um hieher zu gehen. Bernadotte — der Prinz von P. Corvo will ich ſagen — ſendet mich zu Ihnen. Hier iſt meine Ordre, die mir den Auftrag giebt, einen gewiſſen ſpaniſchen General, der auf verrätheriſche Dinge ſinnt, zur Vernunft zu bringen. Sie verſtehen, was ich damit ſagen will?

Der Reſident.

Sehr gut, mein Herr, aber Sie bringen

doch auch wahrscheinlich zur Ausführung Ihres Vorhabens 7 — 8000 Mann mit?

Carl Leblanc.

Wozu das? Meinen Sie, daß man eine Division mir nichts, dir nichts, in einem Luftball transportiren kann? — Sehn Sie nicht so verdutzt aus, Herr Resident, ich komme freilich ganz allein, und habe nicht einmal meinen Säbel bei mir, aber ich verstehe mich auf die Betreibung solcher Angelegenheiten und will auch wohl mit diesem General fertig werden.

Der Resident.

Die Sache scheint mir doch einige Schwierigkeiten zu haben; die Spanier sind zahlreich und auf die Dänen und Deutschen, die hier sind, kann man sich nicht recht verlassen.

Carl Leblanc.

Nun dann müssen wir ohne sie fertig zu werden suchen. Hören Sie mich an. (Er setzt sich) Bin ich doch am ganzen Leibe wie zerschlagen! zwei Pferde habe ich auf dem Wege hieher todtgeritten. — Vor drei Tagen können unsre Truppen nicht hier seyn — die englische Flotte ist

aber ſchon von Helgoland abgeſegelt, der Wind iſt gut und die Engländer werden in dem großen Belt ſeyn, ehe unſre Augen noch den kleinen erblickt haben und dann iſt alles verloren.

Der Reſident.

Mich dünkt, Sie haben durch dieſe Erklärung ſehr ſcharfſichtig den Nagel, wie man zu ſagen pflegt, auf den Kopf getroffen.

Carl Leblanc.

Von dem Prinzen von Ponte Corvo habe ich den Auftrag erhalten, mich mit einer gewiſſen Dame, Coulanges und einer andern, Namens Tourville, die beide hier ſind, zu berathen, weil Sie, wie es dem Prinzen ſcheint, zu dumm dazu ſind.

Der Reſident.

Mein Herr — Sie haben eine Art Sich auszudrücken, die man nur bei einem Soldaten entſchuldigen kann.

Carl Leblanc.

Laſſen Sie daher dieſe Weibsleute kommen; Sie ſehen wohl, daß ich todtmüde bin und keine Zeit und keine Luſt zum vielen Reden habe.

Laſſen Sie Ihre Mouchardes kommen, damit ich meine Maaßregeln mit ihnen verabreden kann und dann beſorgen Sie ein Bette oder ein Bund Stroh für mich zum Schlafen. Ich bin, beim Teufel, am ganzen Leibe ſo mürbe wie ein gebratener Apfel.

Der Reſident.

Ich erwarte Frau von Tourville mit jeden Augenblick und wundre mich, daß ſie noch nicht hier iſt.

Carl Leblanc.

Da ſieht ja wohl Ihr Frühſtück? — das iſt gut, laſſen Sie für mich noch ein Couvert bringen. Auf Ihre Geſundheit, kleiner, dicker Papa! Auf Ehre, der Wein iſt gut und ich fange an, Sie für einen braven Kerl zu halten. Bin ich doch ſo hungria, daß ich meinen eignen Vater ungeſalzen aufeſſen würde.

Der Reſident bei Seite.

Was die Menſchen für einen Ton haben! (laut) Ich bitte Sie, Sich ganz ſo anzuſehen, als wenn Sie bei mir zu Hauſe wären.

Carl Leblanc.

Das heißt vernünftig gesprochen — Ich sehe, daß Sie ein guter Schlag von einem Menschen sind. Ich liebe es nicht, wenn man Umstände und Komplimenten macht. Wie heißen Sie eigentlich?

Der Resident.

Amadeus, Baron von Pacaret.

Carl Leblanc.

Auf Ihre Gesundheit, Herr Baron von Pacaret. Es giebt einen recht guten Wein dieses Namens. Ich heiße Charles Leblanc, Lieutenant der Kaiserlichen Garde, im 3ten Grenadier-Bataillon. Da, trinken Sie auch mal auf meine Gesundheit, Herr Baron. — Sie haben kein Glas? — Nehmen Sie mein's — im Kriege geht's nicht anders zu. — Haben Sie auch gedient?

Der Resident.

Nicht in der Armee, aber in einer andern Laufbahn diene ich meinem Kaiser und meinem Vaterland.

Carl Leblanc.

Ja, so in der Diplomatie mit einem Federkiel — dabei ist man freilich seines Lebens sicher und statt der Wunden läuft man nur Gefahr, Dintenklekse zu bekommen. — Wo bleiben denn aber diese Weibsbilder? —

Der Resident.

Ich erwarte, wie schon gesagt, Frau von Tourville mit jedem Augenblick; aber mich dünkt, für einen Franzosen und für einen jungen Officier, scheinen Sie wenig Respect für das schöne Geschlecht zu haben, das ja bestimmt ist —

Carl Leblanc.

Bah! ich mag die Frauen auch leiden, wenn sie jung und hübsch sind, nicht zu viel reden und sich nicht mit ihrer Sprödigkeit groß machen wollen. Auf Ihre Gesundheit, Herr Pacaret!

Der Resident.

Ich höre Frauentritte — da ist sie —

Sechster Auftritt.

Die Vorigen, Frau von Tourville.

Carl Leblanc.

Tausend Donnerwetter! Das ist meine Mutter!

Frau von Tourville.

Ah welche Freude! mein Sohn, mein lieber kleiner Charles, laß dich umarmen.

Carl Leblanc.

Gut, gut — — Ist's nun genug? — Sind Sie's denn wirklich?

Frau von Tourville.

Welche Ueberraschung, dich hier zu sehen!

Carl Leblanc.

Nun Sie treiben da fürwahr ein saubres Handwerk! Wenn man das bei unserm Regiment wüßte! Der Teufel soll mir den Hals zuschnüren, wenn ich Sie nicht lieber begraben vor mir sähe, als so! Pfui! eine Mauchardel Schämen Sie Sich denn nicht?

Frau von Tourville.

Ach, Charles!

Carl Leblanc.

Und meine Schwester ist vermuthlich in demselben Regiment eingeschrieben? Warnen Sie sie, daß sie mir nicht vor Augen kommt, denn ihr würde kein kindlicher Respect zu Gute kommen. — Verwünscht! — doch nun Achtung gegeben und hübsch aufmerksam auf das, was ich sage. Erst muß ich noch einmal trinken, um diese Neuigkeit hinunterzuspülen — — So — und nun, Para Pacaret, hört, was ich mir ersonnen habe. Ihr sollt den General la Romana morgen Mittag zum Essen einladen —

Der Resident.

Wenn er aber absagen läßt?

Carl Leblanc.

Das wird er nicht zu thun wagen. Es sind ja doch wohl 40 — 50 Franzosen hier?

Der Resident.

Eine Compagnie Jäger liegt hier im Depot.

Carl Leblanc.

Das ist alles, was ich brauche. Nun, wie gesagt, Ihr bittet morgen den spanischen General mit seinem ganzen Generalstab zum Essen

und mit ihm die dänischen und deutschen Officiere. Bei Tische setzt Ihr mich neben dem General und wenn der Nachtisch aufgetragen wird, bringt Ihr die Gesundheit des Kaisers aus. Dies ist das verabredete Signal, bei dem meine Jäger eintreten und auf die Spanier anlegen — ich packe den General von der einen Seite, Ihr von der andern — will er sich nicht gutwillig ergeben, so werfen wir uns beide schnell unter den Tisch und unsre Leute feuern lustig drauf zu. Dann lassen wir schnell die Thore sperren und die Dänen und Deutschen werden mit den spanischen Soldaten, die dann ohne Officiere sind, leicht fertig werden. Im schlimmsten Fall halten wir uns, so lange wir können und werden wir überwältigt, so tödten wir unsre Gefangnen und schiessen uns dann unter einander selbst todt. Was sagt Ihr dazu, Papa?

Der Resident.

Das Mittel scheint mir etwas gewaltsamer Natur zu seyn.

Frau von Tourville.

Mich dünkt, man könnte — — — —

Carl Leblanc.

Sie wissen doch mit Pistolen umzugehen, mein Herr von Pacaret?

Der Resident.

(mit erkünstelter Festigkeit.)

Auf 30 Schritte fehle ich nie meinen Mann.

Carl Leblanc.

Den Daus! Nun, um soviel besser. Sie werden sich ihrer also gehörig zu bedienen wissen, wenn's Noth thut und nicht wahr? — Sie werden Sich brav halten?

Der Resident.

Gewiß, ich bin ja ein Franzose. — Der Erfolg würde aber sichrer seyn, wenn man wartete, bis —

Carl Leblanc.

Bis die Engländer hier sind, nicht wahr?

Der Resident.

Nicht diese, wohl aber die Franzosen.

Carl Leblanc.

Vergessen Sie denn, daß diese erst in drei Tagen hier seyn können?

Der Resident.

Das ist ein verfluchter Streich!

Frau von Tourville.

Es giebt ja aber gefahrlosere Wege — Ein bischen Arsenikum —

Carl Leblanc.

Arsenikum! Höllenelement! halten Sie mich für einen Giftmischer? Ich! Grenadier-Lieutenant der Kaiserlichen Garde! ich sollte es zugeben, daß man brave Soldaten gleich Ratzen mit Arsenikum vergiftet! Lieber schösse ich mir selbst eine Kugel durch den Kopf, als daß ich tapfern Leuten irgend etwas anders, als bleierne Kugeln eingäbe. — Arsenikum! Tausend Schock Schwerenoth! welch ein Vorschlag! Arsenikum!

Frau von Tourville.

Aber —

Carl Leblanc.

Kein Wort weiter. Ich bin kein Mouchard. Reden Sie nicht wieder von solchen Dingen, oder ich vergesse, daß Sie meine Mutter sind. Und Sie, kleiner, fetter Baron, sind so gütig, pünktlich alles so auszurichten, wie ich es angeordnet habe. — Schreiben Sie Ihre Einladungskarten und sorgen Sie nicht dafür, daß diese

angenommen werden, ſo ſoll mir die erſte feindliche Kugel zur Pille werden, wenn ich Sie nicht die Schärfe meines Säbels empfinden laſſe.

Der Reſident.

Da es der Dienſt meines Kaiſers erheiſcht — ſo werde ich — gewiß — mein Herr — meine Pflicht —

Carl Leblanc.

Geben Sie mir die Hand. Sie haben das Pulver nicht erfunden, aber Sie ſind ein braver Mann, und nun laſſen Sie mir ein Bette anweiſen.

Der Reſident.

(klingelt und ſagt dem eintretenden Bedienten)

Führt den Herrn nach der blauen Stube und ſorgt für ſeine Bequemlichkeit.

Carl Leblanc.

(trinkt noch einmal und geht dann mit dem Bedienten ab)

Siebenter Auftritt.

Der Resident und Frau von Tourville.

Der Resident.

Nun wahrlich, Madame, ich muß Ihnen zu dem wohlgerathenen Sohn Glück wünschen.

Frau von Tourville.

Ach, er ist ganz das Ebenbild seines seligen Vaters. Der kannte auch nichts, als seinen Säbel.

Der Resident.

Da sitze ich nun in einer hübschen Patsche!

Frau von Tourville.

Mein Rath ist gewiß nicht zu verachten; man sollte ihn befolgen.

Der Resident.

Ich muß mich in seinen Willen fügen, aber auch Sie, Madame, müssen mit uns essen.

Frau von Tourville.

Meine Gegenwart würde ganz überflüssig seyn.

Der Resident.

Sie müssen mit uns speisen, oder Sie se

hen sich der Gefahr aus, daß ich Sie arretiren lasse.

Frau von Tourville.

Gut, ich werde kommen und Ihnen zeigen, daß ich, obgleich nur ein Weib, doch zehnmal mehr Herzhaftigkeit besitze, als Sie, diplomatische Schlafmütze. Auf Wiedersehen.

(ab)

Achter Auftritt.

Der Resident allein.

Himmel und Erde! Tod und Hölle! Der Teufel soll mich holen — ach wollte doch Gott, daß er mich nur weit von hier weg holte! — Was soll nun aus mir Unglücklichen werden? Ich möchte lieber einer Schlacht beiwohnen, als diesem Mittagsessen — da kann man doch noch davon laufen — aber hier — Ich Elender! — und ich glaubte, es sey so leicht, ein Diplomatiker zu seyn! — die verfluchte Insel! und der unvernünftige Trotzkopf — nicht warten zu wollen, bis daß die Franzosen hier sind? — Hätte ich nur freie Hand behalten! — das Kreuz der

Ehrenlegion war schon so gut als mein und nun wird dieser Lümmel von Grenadier-Lieutenant mir die Ehre und den ganzen Vortheil vor dem Munde wegschnappen — So ein unwissender Mensch, der gar nicht weiß, was Diplomatik ist! — der den Vatel nie in den Händen gehabt hat! — und ich! — und wenn sie sich nun vollends in dem Getümmel und dem Tumult irren und auf mich schießen! — da sind meine Pistolen — er forderte mich auf, mich ihrer zu bedienen — nun ich will jede mit 12 Kugeln laden — dann werde ich doch meinen Mann nicht fehlen, wenn ich auf ihn anlege. — Frisch, Amadeus! — Muth gefaßt, Baron von Pacaret! — man stirbt ja nur einmal! — laß sie nur kommen, diese Spanier — laß sie nur kommen! — jeder Franzose ist ein geborner Soldat! —

(Er zielt mit den Pistolen)

Doch halt! da fällt mir etwas Besseres ein! — Eine köstliche Idee! — Nein, diese Waffen taugen nicht für einen Diplomaten — (er legt sie weg) Wenn der Nachtisch kommt, werde ich mich unter dem Vorwand, ein paar Fläschchen Wein auf

dem Mutterfäßchen ſelbſt holen zu wollen, entfernen — dann können ſie die ganze Sache ohne mich abmachen — der Lieutenant kommt vielleicht in dem Handgemenge um — dann mache ich den Bericht — und dann — dann — kein Zweifel, daß man mich dann zum Geſandten ernennen wird. — — Das nenne ich Verſtand haben! — ſo ein Bärenhäuter, ſo ein Lieutenant kann wohl mit der Fauſt drein ſchlagen — aber wir Diplomaten verſtehen uns doch allein darauf, vortheilhafte Geſchäfte zu machen. —

Neunter Auftritt.

Ein Saal in dem Gaſthof zu den drei Kronen.

Don Juan und Frau von Coulanges.

Don Juan.

Können Sie meinen Verdacht, mein unverſchämtes Betragen von geſtern Abend verzeihen? ich bitte Sie fußfällig auf das Flehentlichſte darum — Nie werde ich ihn mir ſelbſt verzeihen — aber ich fand Sie allein, ſpät in der

Nacht, in meinem Zimmer, konnte nicht ahnen, daß Sie gekommen waren, uns zu retten —

Frau von Coulanges.

Laſſen Sie uns nicht mehr davon reden. Sagen Sie mir lieber, ob Sie jetzt alle erforderlichen Maaßregeln getroffen und ſich eines glücklichen Erfolgs vergewiſſert haben?

Don Juan.

Ja, alle unſre Regimenter ziehen ſich auf Nyborg zuſammen und die engliſche Flotte wird —

Frau von Coulanges.

Darnach frage ich nicht, ſondern nur ob Sie der gelungenen Ausführung Ihres Planes ſicher ſind? ob Ihnen keine Gefahr mehr droht?

Don Juan.

So viel man bei menſchlichen Planen des Erfolgs ſicher ſeyn kann, glauben wir es ſeyn zu können.

Frau von Coulanges.

Das freuet mich!

Don Juan.

In kurzer Zeit werde ich Spanien wieder sehen.

Frau von Coulanges.

Wie glücklich werden Sie Sich fühlen, nach so langer Abwesenheit wieder in der Mitte Ihrer Freunde und Verwandten zu seyn.

Don Juan.

Ach, so lebhaft wie ich mich auch seit einiger Zeit nach der Rückkehr in meine Heimath sehnte, so unglücklich macht es mich doch jetzt, diese öde Insel verlassen zu sollen.

Frau von Coulanges.

Der Gedanke an Ihre Pflicht wird dies Gefühl bald besiegen. — Sie werden künftig für Ihr Vaterland fechten — es wird Ihnen nicht an Zerstreuungen aller Art fehlen — ich hoffe, daß Sie in Spanien vor jedem Unglücksfall bewahrt bleiben werden — möge es bald Friede werden! — — möge ich dann das Vergnügen haben, Sie dereinst in Frankreich wieder zu sehen! — —

Don Juan.

Meine Zukunft ſteht düſter vor mir — Sie ſind mein guter Engel geweſen und wenn ich Sie verlaſſe —

Frau von Coulanges.

Ich ſehe Sie doch noch vor Ihrer Abreiſe? Sie wollen doch nicht ſchon Abſchied von mir nehmen? — ich arbeite noch an einer kleinen Börſe, die ich Sie als ein Andenken an mich mitzunehmen bitten werde.

Don Juan.

Ich vermag nicht länger zu widerſtehen — gnädige Frau, entſcheiden Sie über mein Schickſal — Sagen Sie mir — könnten Sie — wollen Sie, — ich darf es Ihnen kaum vorzuſchlagen wagen — meine Hand annehmen und mir in mein unglückliches Vaterland folgen?

Frau von Coulanges.

Welcher Antrag — Gott! (bei Seite) Ach, wenn ich ihn nicht ſo unausſprechlich liebte!

Don Juan.

Ich weiß, welch ein trauriger Aufenthalt Spanien für eine Franzöſin iſt und nun noch

dazu der zerrüttete Zustand, in dem sich mein unglückliches Vaterland jetzt befindet! — ich habe meiner Gemahlin für den Augenblick kein andres Gemach anzubieten als ein Zelt und das Strohlager eines Bivouaks — von meiner Familie und von meinem Vermögen rede ich nicht — Ihre Seele ist zu groß, als daß Rücksichten dieser Art Sie bestimmen könnten, aber wenn die allerglühendste Liebe, wenn ein Herz voll Ehre und Treue Ihrer Hand würdig machen können, so darf ich darum werben. — Sie werden vielleicht glauben, daß ich Sie nicht genug liebe, daß ich Sie nur um meiner selbst willen liebe, da ich Ihnen nur anbieten kann, Leiden und Entbehrungen mit mir zu theilen — aber ich kann nicht anders — mein Vaterland ruft mich, und ich fühle, daß ich nicht ohne Sie zu leben vermag.

Frau von Coulanges.

Herr Obrist — ist es möglich? — Sie bieten mir Ihre Hand? — ich bin eine Französin — ich besitze gar kein Vermögen — Wie können Sie nur an mich denken! — Vergessen Sie die Ansprüche, zu denen Sie berechtigt sind?

Don Juan.

Sind Sie mir nicht abgeneigt? Können Sie mich lieben?

Frau von Coulanges.

Ja, Don Juan, ich liebe Sie, aber ich kann Sie nicht heirathen — es ist durchaus unmöglich — Fragen Sie mich aber nicht nach dem Warum —

Don Juan.

Ich bin der Glücklichste der Menschen! Denken Sie doch nicht an den Unterschied des Vermögens zwischen uns — er bedeutet ja nichts — oder würden Sie mich etwa nicht lieben, wenn Sie reicher wären als ich? —

Frau von Coulanges.

O wollte Gott, daß dem so wäre!

Don Juan.

Nun so lassen Sie mich eben so gesonnen seyn, wie Sie es dann seyn würden —

Frau von Coulanges.

Nein — verlassen Sie mich — Sie haben mich sehr glücklich gemacht — ich bin zufrieden — Leben Sie wohl.

Don Juan.

Wie ſoll ich mir dies geheimnißvolle Betragen erklären? — Sagen Sie mir ſchnell Ihre Bedenklichkeiten — meine Liebe wird ſie heben —

Frau von Coulanges.

Ich kann nicht. —

Don Juan.

Sie bringen mich zur Verzweifelung.

Frau von Coulanges.

Meine Familie iſt ſo zahlreich —

Don Juan.

Ich habe Vermögen für alle die Ihrigen.

Frau von Coulanges.

Meine Mutter —

Don Juan.

Ich werde ſie bewegen, uns zu begleiten.

Frau von Coulanges.

Nein, nein, ſie wird ſich nie dazu entſchlieſſen.

Don Juan.

Sie verheimlichen mir irgend einen, gewiß nichtigen Bewegungsgrund — um unſrer Liebe

willen beſchwöre ich Sie, entdecken Sie ihn mir.

Frau von Coulanges.

Warum dringen Sie in mich? — — Sie gehen nach Spanien, Don Juan — ernſte Angelegenheiten werden Sie dort ganz in Anſpruch nehmen — was ſoll dann aus mir, umgeben und bedroht von allen Gefahren des Krieges, werden? — Eine Frau würde Ihren Flug hemmen, würde Sie beläſtigen —

Don Juan.

(ſchlägt ſich vor die Stirne.)

O ich Thor, der ich wähnte, ein Weib könne lieben, wie ich liebe! — Leben Sie wohl, gnädige Frau — Sie haben meine Pflicht ausgeſprochen — ich darf Ihr Schickſal nicht von dem meinigen abhängig machen. — Ja, ich gehe nach Spanien — und wenn mich, wie ich hoffe, die erſte feindliche Kugel trifft, werden Sie wenigſtens nicht den Schmerz empfinden, Wittwe zu werden.

Frau von Coulanges.

Bleiben Sie, Don Juan — glauben Sie

nichts von dem, was ich gesagt habe — Ihr Tod würde auch der meinige seyn — doch eine schreckliche Ursache macht es mir unmöglich, Ihre Hand anzunehmen. Ich liebe Sie zu innig, um Sie zu heirathen ohne Ihnen dies Geheimniß zu entdecken, aber wenn Sie mich lieben, so begehren Sie nicht länger, es von mir zu erfahren. Leben Sie wohl, Don Juan, ich werde bis zum letzten Schlage meines Herzens an Sie denken.

Don Juan.

Ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre, daß ich mir nie eine Frage nach diesem Geheimniß erlauben will — eben so wenig werde ich dessen je gegen Sie erwähnen, oder mich durch dasselbe beunruhigt fühlen. Nichts vermag meine Liebe zu erschüttern — — Wenn ich Ihnen nur einigermaßen theuer bin, wenn Sie irgend einige Neigung für mich empfinden, so willigen Sie ein, mir zu folgen. (Mit schlecht verhehlter Unruhe) Irgend eine Kinderei, irgend ein Gewissensscrupel hält Sie zurück?

Frau von Coulanges.

Sie haben mich durch das Geſtändniß Ihrer Liebe viel glücklicher gemacht, als ich es je geweſen bin und jetzt zwingen Sie mich, dies Glück, dies unausſprechliche Glück in einem Augenblick wieder zu verlieren — doch, Sie wollen es —

Don Juan.

Nein, ich will es nicht! ſagen Sie mir nichts! Ich ſchwöre Ihnen im Voraus, daß nichts von Allem, was Sie mir ſagen können, die Macht haben wird, meine Liebe für Sie zu mindern. Nach meiner Ehre ſind Sie das Liebſte, was ich auf dieſer Welt habe —

Frau von Coulanges.

Gott! — Nein, Sie ſollen mein Geheimniß nie erfahren!

(ſie eilt in ihr Zimmer, das ſie hinter ſich verſchließt)

Zehnter Auftritt.

Don Juan allein.

Was fehlt ihr! Was bedeutet dies! — Welches Geheimniß verbirgt ſie mir? — (Er klopft an

ihre Thüre) Adele! theure, geliebte Adele! Sie antwortet nicht! — — Adele! —

Gab es je einen unglücklicheren Menschen als mich! — Alles Unglück stürzt zugleich auf mich ein! — Ich weiß nicht, was ich von ihr denken soll — aber ich fühle, daß ich sie heißer denn je liebe — da kommt ihre Mutter! Gott sey gelobt!

Eilfter Auftritt.

Don Juan und Frau von Tourville.

Don Juan.

Kommen Sie, gnädige Frau, geben Sie mir das Leben wieder. Ich bin ein verlorner Mensch, wenn Sie Sich nicht meiner annehmen.

Frau von Tourville.

Was giebt es, Herr Chrisi? was fehlt Ihnen?

Don Juan.

In Ihren Händen liegt die Entscheidung über mein Schicksal — ich bin sehr unglücklich —

eben habe ich Ihrer Frau Tochter gestanden, daß ich sie liebe —

Frau von Tourville.

Wie, mein Herr, meiner Tochter?

Don Juan.

Ja, ich bete sie an, ich kann nicht ohne sie leben. Sie hat mir gestanden, daß sie keine Abneigung gegen mich empfindet, daß sie mich liebt — aber ich weiß nicht, welch eine seltsame Idee sich ihrer bemächtigt hat — sie versichert, daß sie mir nie ihre Hand geben kann. — Ach, gnädige Frau, wenn Sie Ihre Gewalt über sie —

Frau von Tourville.

Sie wollen meine Tochter heirathen?

Don Juan.

Ich würde mich für den glücklichsten aller Menschen halten, wenn sie mir ihre Hand reichte.

Frau von Tourville.

Sie! — — (bei Seite) Ach, was habe ich gethan! an diese Möglichkeit habe ich gar nicht gedacht!

Don Juan.

Meine innigſten, flehentlichſten Bitten haben ſie aber nicht bewegen können, mir den Grund ihrer Weigerung zu entdecken.

Frau von Tourville.

Der Unterſchied des Vermögens und —

Don Juan.

Reden Sie nicht davon. Ich habe ein jährliches Einkommen von 30000 Piaſter — ich bin reich, unabhängig, von altem Adel — doch darauf kommt es hier alles nicht an. Sie trägt ſich mit irgend einer überſpannten Bedenklichkeit, die ſie mir verbirgt und bringt mich damit um.

Frau von Tourville.

(bei Seite) Welch eine Thörin bin ich geweſen! wie verblendet! dieſe Heirath bringt ja weit mehr ein!

Don Juan.

Um Aller Heiligen willen beſchwöre ich Sie, gnädige Frau, gehen Sie zu ihr, reden Sie mit ihr — ſeyn Sie von dieſem Augenblick an meine Mutter — werden Sie mein Fürſprecherin —

ſchildern Sie ihr, wie unausſprechlich unglücklich ich mich fühlen werde, wenn ſie nicht mein wird! — Doch Sie ſelbſt theilen vielleicht die Vorurtheile Ihre Tochter —

Frau von Tourville.

Im Gegentheil, Herr Obriſt, ich achte Sie zu hoch, um mir nicht in jeder Hinſicht eine Verbindung mit Ihnen zur Ehre zu rechnen. (bei Seite) Sie hat den Kopf verloren.

Don Juan.

Wie entzückt mich Ihre Güte! Eilen Sie denn zu ihr, liebſte, beſte Frau von Tourville — ſagen Sie ihr, daß ich ihr Geheimniß nicht zu wiſſen begehre, und daß, wenn ſie mich nicht haßt —

Frau von Tourville.

Glauben Sie mir, Obriſt, ihre Weigerung beruht auf nichts, als auf irgend einer Kinderei — ich habe meine Tochter viel zu ſorgfältig erzogen, als daß ſie etwas Weſentliches zu verhehlen haben könnte. (bei Seite) Ich wäre ja eine wahre Närrin, wenn ich den Vogel aus dem Garn lieſſe. Die beſte Gratifikation kann mir

nicht so viel eintragen, als diese Heirath. Ich will ihm alles sagen.

Don Juan.

Meine ganze Hoffnung beruht auf Ihrer Verwendung.

Frau von Tourville.

Erst müssen Sie mich aber anhören, junger Mann; ich habe Ihnen ernstre, wichtigere Dinge zu sagen.

Don Juan.

Gehen Sie zu ihr, reden Sie mit ihr, bringen Sie sie her. — Ich kann wahrlich jetzt von nichts Anderem reden hören.

Frau von Tourville.

Nur ein wenig Geduld, Brausekopf! ich komme eben von dem französischen Residenten, mit dem ich wegen meiner Söhne zu reden hatte, und mußte dort einige Zeit im Vorzimmer warten, weil er Jemand bei sich in seinem Kabinette hatte. Die, meinem Geschlecht angeborne Neugierde verleitete mich, mich der Thüre desselben zu nähern; ich hörte alles was drinnen gesprochen wurde und wissen Sie wohl, wovon

die Rede war, mein Herr Juan Diaz? — Von nichts mehr und nichts weniger als von einem Plan, Ihren General mit allen seinen Officieren zum Mittagessen einzuladen und sich ihrer aller zu bemächtigen und wenn dies mislingen sollte, sie sämmtlich zu ermorden. Die französischen Regimenter, die schon auf dem Marsch hieher sind, würden dann, wie man meinte, mit ihren Soldaten leichtes Spiel haben.

Don Juan.

Abscheulich! und der Resident?

Frau von Tourville.

Der junge Mann, den er bei sich hatte, und dem er diesen Plan mittheilte, wollte nicht in die Ausführung desselben willigen und stellte ihm die Abscheulichkeit desselben vor; aber dieser Spitzbube von Resident drohete, daß er ihn füseliren lassen wollte, wenn er ihm seine Mithülfe zur Ausführung desselben versagte und so mußte er drein willigen, wenn gleich, wie ich überzeugt bin, sehr gegen seine Neigung.

Don Juan.

Das fehlte nur noch zu unserm Unglück!

Frau von Tourville.

Diesem jungen Menschen werden Sie auch nichts zu Leide thun, nicht wahr? — Der Resident aber, dieser verhärtete Bösewicht, verdient Ihren ganzen Zorn.

Don Juan.

Ich eile zu dem General. Haben Sie die Güte, mich zu begleiten.

Frau von Tourville.

Lassen Sie nur vorzüglich den Residenten nicht frei ausgehen. Seine schwarze Verrätherei hat mich zu tief empört — er muß gleich, ohne weitre Umstände und ohne ihn anzuhören, fisilirt werden. Was aber den andern jungen Menschen anbetrifft —

Don Juan.

Sein Antheil an der Sache ist klar.

Frau von Tourville.

Sie haben mir aber Gnade für ihn versprochen. — Lieber, guter Don Juan — mein Sohn

Don Juan.

O wie beglückt mich dieser Name, meine gute Mutter!

Frau von Tourville.

Ich will Ihnen meine Tochter herholen, und während Sie mit ihr alles in Richtigkeit bringen, will ich Ihren General, um keine Zeit zu verlieren, von Allem benachrichtigen; das heißt zwei Fliegen mit einer Klatsche schlagen —

Don Juan.

Reden Sie mit ihr; ich bin in einem Augenblick wieder hier.

Frau von Tourville.

Nein, nein, bleiben Sie; ich bringe sie Ihnen gleich — sie ist so unschuldig, so verschämt, das arme Kind —

Don Juan.

Gehen Sie geschwind zu ihr.

Frau von Tourville.

Wir wollen sie überfallen — geben Sie keinen Laut von Sich — stellen Sie Sich hier hinter die Thüre (Sie klopft an) Adele, ich bin's, mach auf — (Sie geht hinein)

Don Juan.

Ich weiß nicht, ob Gott, oder ob der Teufel unsre Angelegenheiten leitet — der Verstand steht mir bei allen diesen Dingen stille — nie wurde ich noch auf solche Probe gesetzt — Horch! — ihre Mutter scheint ihr dringend zuzureden — sie weigert sich —

Frau von Tourville.

(hinter der Scene)

Kommen Sie, Don Juan, kommen Sie —

(Er eilt in das Zimmer und führt Frau von Coulanges auf die Bühne; Frau von Tourville folgt.

Zwölfter Auftritt.

Don Juan, Frau von Tourville und Frau von Coulanges.

Don Juan.

Nein, Sie sollen sich mir nicht länger entziehen — Sie sind mein — Ihre Mutter willigt ein —

Frau von Tourville.

Der Anblick Eures Glückes entlockt mir Freu-

denthränen. Liebt Euch, meine Kinder, und empfangt meinen mütterlichen Segen. (leise zu Don Juan) Ich eile zu Ihrem General.

(ab)

Dreizehnter Auftritt.

Don Juan und Frau von Coulanges.

Don Juan.

Sehen Sie mich an, Adele! Gönnen Sie mir nur einen Blick! Was habe ich verschuldet? Lieben Sie mich nicht mehr? — (Er faßt ihre Hand) Empfangen Sie diesen Ring (sie sträubt sich, aber er steckt ihn ihr an den Finger) Nun gilt keine Weigerung mehr und ich begrüsse Sie als meine Braut, als meine Gemahlin!

Frau von Coulanges.

— — Nehmen Sie diesen Ring zurück, Don Juan, geben Sie mich auf — er gehört einer Würdigeren! — Wissen Sie, warum ich auf dieser Insel bin? man giebt mir alle Jahr 6000 Franken, um Ihre und Ihres Gleichen

Geheimniſſe im Dienſt der geheimen Polizei auszuſpähen — Was ſagen Sie dazu, Don Juan?

Don Juan.

Himmel!

Frau von Coulanges.

Jetzt kennen Sie das ehrenvolle Gewerbe, das ich treibe. Mein wahrer Name iſt Leblanc — — wollen Sie auch etwa noch die Geſchichte meines Lebens wiſſen? — Sie erbleichen? — O Sie bedürfen noch Ihres Muthes, Sie wiſſen noch nicht alles — nur noch einige Augenblicke Gehör und —

Don Juan.

Aus Barmherzigkeit ſagen Sie, daß Sie ſcherzen.

Frau von Coulanges.

Von meiner Mutter in der Hoffnung erzogen, daß meine Schönheit und mein Verſtand ihr Geld eintragen könnten — aufgewachſen unter Menſchen, die in Schande und von Schande lebten, kann es kein Erſtaunen erregen, wenn ich mir die Beiſpiele, die ich vor Augen hatte, früh zu Nutzen zu machen lernte. — Ja, Don

Juan, es ist wahr, ich stehe im Solde der geheimen Polizei und wurde von ihr hieher gesandt, um Sie zu verführen, Ihnen Ihre und Ihrer Freunde Geheimnisse zu entlocken und Sie dann durch den Verrath derselben aufs Blutgerüst zu führen. —

(Sie sinkt auf dem Sopha nieder.)

Don Juan.

Adele! o Gott, das ist mein Tod! Adele!

Frau von Coulanges.

Sie sind noch hier? sind noch nicht vor dem Grausen meiner Gegenwart entflohen?

Don Juan.

Sie sind krank, Adele, Sie sind wahnwitzig, Sie reden im Fieber —

(Er nähert sich ihr)

Frau von Coulanges.

Hinweg, mein Herr — Sie entwürdigen Sich, wenn Sie eine so verächtliche Kreatur anfassen, als ich es bin — ich habe Kraft genug, allein nach meinem Zimmer gehen zu können. —

(Sie versucht es aufzustehen, allein sie sinkt wieder zurück.

Don Juan.

Nein, Adele, alles was Sie mir sagen ist falsch und maegründet. Sie und Ihre Mutter sind es ja, die uns die uns gelegten Fallen entdeckt haben.

Frau von Coulanges.

Ich weiß nicht, was Ihnen meine Mutter gesagt hat, aber ich, Don Juan, ich war bezahlt, um Ihnen Ihre Geheimnisse abzulisten.

Don Juan.

Ich kann, ich will Ihnen nicht glauben.

Frau von Coulanges.

Von dem Augenblick an, wo ich Sie sah, fühlte ich meine Seele gleichsam umgewandelt — meine Augen öffneten sich — zum Erstenmal durchfuhr mich der Gedanke, daß ich Böses that. — — Ich wollte Sie retten — ich liebte Sie — o vergönnen Sie mir, noch einmal sagen zu dürfen, daß ich Sie liebe — diese Liebe hat mich zu einem ganz neuen Wesen gemacht — ich fange an zu fühlen, daß es eine Tugend giebt — sie ist der Wunsch Ihnen zu gefallen.

Don Juan.

Unglückliche! Fluch treffe die Barbaren, die Deine Jugend so schändlich mißleitet haben!

Frau von Coulanges.

Sie empfinden Mitleid mit mir? — O Don Juan, Sie sind so gut — Sie leiden mit, wenn Sie ein Thier leiden sehen! — Ich werde, so lange ich lebe, an Sie denken! — Vielleicht erbarmt sich Gott meiner — nicht wahr, im Himmel ist ein Gott? —

Don Juan.

Aber jetzt lieben Sie die Tugend?

Frau von Coulanges.

Ich liebe Sie, Sie allein von ganzem Herzen und von ganzer Seele — aber Sie müssen mich verabscheuen — ich fühle es —

Don Juan.

(nach einer Pause)

Sey wahr, Adele, beantworte mir eine einzige Frage. — Lastet der Tod irgend eines Menschen auf Deinem Gewissen? ist Deine Seele rein von Blutschuld? — Doch nein, antworte mir nicht — ich frage nicht darnach — Welches

Recht habe ich, Dir eine solche Frage vorzulegen! — habe ich nicht auch bei Trafalgar, Eylau und Friedland für den Weltdespoten gekämpft? habe ich nicht Menschen getödtet, die großsinnig für die Freiheit ihres Vaterlandes fochten? — Würde ich nicht noch vor wenig Tagen bei dem ersten Wirbel der Trommel mein Schwerdt gegen den edelsten Vaterlandsvertheidiger gezogen haben, weil es dem Kaiser beliebte, daß ich es thun sollte? Wie darf ich Dir denn solche Frage vorlegen? — Alle Menschen [illegible] Thiere — Ungeheuer! — ich möchte Dich ermorden und mir bei Deiner Leiche eine Kugel durch den Kopf jagen.

Frau von Conlanges.

Ich werde Ihnen antworten, Don Juan, ich kann es [illegible] Ihnen — doch was bedeutet ein Eid, von meinen Lippen ausgesprochen? wer wird ihm trauen? — Nein, Don Juan, niemals bin ich Schuld an dem Tode eines Menschen gewesen! — Erheben Sie Sich, Don Juan, [illegible] Ring zurück und danken Sie dem Zufall, der mich beschützt

hat — denn nur diesem habe ich es zu verdanken, daß diese Hände von vergoßnem Blut rein geblieben sind. Wer weiß, wozu ich fähig gewesen wäre, ehe ich Sie kannte.

Don Juan.

Du bist eben so tugendhaft, Adele, ja tugendhafter als alle jene Betschwestern, die sich, zeitlebens in einem Kloster eingesperrt, damit brüsten, daß sie von den Versuchungen, die ihnen nicht naheten, unbesiegt geblieben sind. Adele, du bist mein, du sollst meine Gemahlin werden! Deine Mutter soll hier bleiben — ich will ihr soviel Geld geben, als sie will, aber sie darf uns nicht folgen, wenn Du mich begleitest, um die treue Gefährtin meines Lebens zu werden und jedes Schicksal mit mir zu theilen.

Frau von Coulanges.

Ach, im nächsten Augenblick werden Sie andern Sinnes seyn, Don Juan, und es vielleicht nicht einmal mehr begreifen können, wie Sie nur mit einem solchen Wesen als ich, Mitleid haben empfinden können!

Don Juan.

Nie, nie werde ich so denken!

Frau von Coulanges.

Ich bin beglückt genug, daß Sie mich nicht mit Abscheu, wie ein verfluchtes, von allen Guten verworfenes Geschöpf von Sich gestoßen haben und will Sie nicht unglücklich machen, indem ich Sie bei einem, in leidenschaftlicher Aufwallung ausgesprochenen Worte halte. Ihre Geliebte muß ein Ihrer würdiges Wesen seyn. Leben Sie wohl, Don Juan.

Don Juan.

Nein, Du darfst mich nicht verlassen, ich kann nicht ohne Dich leben, kann kein andres Weib lieben als Dich. Komm mit mir — in Spanien kennt Dich Niemand — ahnt Niemand Deine Geschichte. —

Frau von Coulanges.

O Don Juan! — (sie hält kein Hand) ja, ich folge Ihnen, nicht als Ihre Gemahlin, als Ihre Geliebte, Ihre Magd. Wenn ich Ihnen lästig werde, so können Sie mich wegjagen und

dulden Sie mich in Ihrer Nähe, so gehöre ich Ihnen für Leben und Tod an.

Don Juan umarmt sie.

Auf ewig meine Geliebte und mein Weib.

Frau von Coulanges.

Mein Entschluß ist gefaßt und unerschütterlich.

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen und Frau von Tourville.

Frau von Tourville.

Finde ich Euch Arm in Arm! Nun Gott sey Dank! Hatte ich es Ihnen nicht im Voraus gesagt, Don Juan, daß —

Don Juan.

Adele, verlaß uns einen Augenblick. Erwarte mich in meinem Zimmer, ich folge Dir gleich.

(Frau von Coulanges ab)

Frau von Tourville.

Ey schon auf du und du! — Der General will Sie sprechen —

Don Juan.

Ich weiß, wer Sie sind, Madame, und

wenn ich wollte, hätte ich das Recht, Sie aufhängen zu lassen. — Wollen Sie 10000 Piaster annehmen, um nach Ihrem Belieben hier zu bleiben, oder zum Teufel zu gehen, doch unter der Bedingung, Ihre Tochter nie wieder zu sehen, ihr nie zu schreiben und nie wieder mit ihr zu reden?

Frau von Tourville.

Aber, Herr Obrist — meine Tochter — ich liebe sie —

Don Juan.

Ueberlegen Sie, 10000 Piaster —

Frau von Tourville.

Eine so zärtliche Mutter als ich —

Don Juan.

Ja oder Nein —

Frau von Tourville.

Ich nehme die Piaster, aber es ist doch für eine Mutter sehr hart —

Don Juan

Sie sollen das Geld heut Abend noch erhalten, jetzt aber gehen Sie nach Ihrem Zimmer und machen Sie keinen Versuch es zu verlassen. Die

Schildwache hat den Befehl, Feuer auf Sie zu geben.

Frau von Tourville.

Erlauben Sie mir wenigstens zum Letztenmal —

Don Juan.

Fort — reizen Sie meinen Zorn nicht!

Frau von Tourville.

(Im Abgehen für sich) Welch ein Schlaukopf ist diese Adele!

(ab)

Funfzehnter Auftritt.

Don Juan und der Marquis de la Romana.

La Romana.

Ich ergebe mich, Frau von Tourville hat die Wahrheit gesagt, so unwahrscheinlich mich auch ihre Erzählung zu seyn dünkte: hier ist das Billet des Residenten, in dem er mich auf morgen Mittag zum Essen einladet.

Don Juan.

Eine Kugel durch den Kopf — das ist sein verdienter Lohn.

La Romana.

Sein Diner wird aber ganz anders enden, als er es sich denkt und auch zugleich das Letzte seyn, das wir auf dieser Insel einnehmen; der Wind ist günstig und der englische Admiral wird morgen vor Nyborg Anker werfen. Wir wollen uns der dänischen und deutschen Officiere nun gerade auf derselben Weise versichern, wie sie Willens sind, es mit uns zu machen.

Don Juan.

Lassen Sie sie alle ohne Umstände füsilliren — die Menschen sind doch alle nichts wie Spitzbuben und höchstens der Kugel werth, die sie in die andre Welt hinuntersendet.

La Romana.

Das nenne ich kurz abgesprochen! meine Absicht ist es aber nicht, irgend jemand tödten zu lassen, ausgenommen den Herrn Residenten, den ich aufhängen lassen werde, um ihm zu lehren, daß das Haus, in dem wir einen Menschen gastlich zu uns einladen, uns eben so heilig seyn muß, als der Sitzungssaal eines Congresses. Morgen soll er ein Beispiel für alle künftigen

Diplomaten und zugleich ein neues Schild für diesen Gasthof werden.

Don Juan.

Amen!

La Romana.

Bringe dem Obristen von Zamora dies Billet. Man soll alle ankommende Kouriere festnehmen. Die reitende Artillerie ist schon angekommen — ich will dem Kommandanten noch ein paar Worte schreiben. Die Grenadiere des Regiments Catalonien sollen morgen früh das Fort besetzen und alle Regimenter sich um 5 Uhr Nachmittags auf dem Paradeplatz versammeln. Wenn der Teufel nicht sein Spiel treibt, so wird der Prinz von Ponte-Corvo bei seiner Ankunft hier keinen Spanier mehr finden, um beim Appell zu antworten.

Don Juan.

O, mein General, wie sehne ich mich darnach, diesen Franzosen als Feind kämpfend gegenüber zu stehen! (beide ab)

Ende des dritten Aufzugs.

IV. Aufzug.

Erster Auftritt.

Ein Speisesaal im Hause des Residenten.

Der Marquis, Don Juan, der Resident, Charles Leblanc, deutsche, dänische und spanische Officiere bei Tische.

Carl Leblanc.

Traget das Dessert auf.

Der Resident.

Noch nicht, noch nicht — wir sind noch nicht fertig — es ist noch nicht Zeit —

La Romana.

Was fehlt Ihnen, Herr Baron? Sie scheinen unpäßlich zu seyn.

Der Resident.

Nichts, durchaus nichts, Herr General — — im Gegentheil — Herr Leblanc, warten Sie — trinken Sie nicht von diesem Wein — ich werde Ihnen einige Flaschen des allerherrlichsten Burgunders vorsetzen, den ich seit lange für besondre Fälle aufbewahre — erlauben Sie, daß

ich mich auf einige Augenblicke entferne, um ihn selbst zu holen. —

Carl Leblanc leise.

Senden Sie doch einen Bedienten.

Der Resident.

Nein, ich vertraue Keinem von diesen den Schlüssel zu meinem Keller — Die Domestiken sind so nachlässig — wie leicht sind einige Flaschen zerbrochen —

Carl Leblanc.

Nun so gehen Sie; man wird den Nachtisch nicht eher herumgeben, als bis Sie wieder da sind.

Der Resident.

Nein, nein, keine Störung — fangen Sie getrost an — ich bin gleich wieder da.

La Romana zu Carl Leblanc.

Sie haben gedient, mein Herr?

Carl Leblanc.

Das ist nicht unmöglich, aber für den gegenwärtigen Augenblick bin ich, Ihnen zu dienen, der Secretair des Herrn Residenten.

La Romana.

Don Juan, erinnert Ihr Euch noch des französischen Officiers, den wir, mit Wunden bedeckt, bei Friedland in einem Graben fanden, in den ihn die Kosaken geworfen hatten?

Carl Leblanc.

Der Henker schnüre dafür den Kerlen die Kehlen zu! ich war es. Sie haben ein gutes Gedächtniß, General. — Jetzt aber, meine Herren und Freunde, bitte ich um achtsames Gehör! Da der Herr Resident uns verlassen hat, so bringe ich Ihnen, als sein Stellvertreter, die Gesundheit unsers allerseitigen kleinen Korporals zu. Es lebe Sr. Majestät der Kaiser! Unser Kaiser soll leben!

(bei Seite) Zum Teufel! sie kommen ja nicht!

(Die dänischen und deutschen Officiere stehen auf, als er diese Gesundheit ausbringt —

La Romana aufstehend.

Und ich, meine Herren, habe die Ehre, Ihnen die Gesundheit Sr. Majestät, Ferdinand des 7ten, Königs von Spanien und Indien, zuzubringen.

Alle spanischen Officiere.

Es lebe der König!

Tumult.

Carl Leblanc.

Es lebe der Kaiser! Jäger herbei! General, Sie sind mein Gefangener. Allons, Ihr Herren Dänen, steht uns bei!

Spanische Soldaten treten ein, Carl Leblanc wird entwaffnet, die Fenster im Hintergrunde werden geöffnet — man sieht im Hintergrunde die englischen Schiffe, welche flaggen und salutiren. — Freudengeschrei der spanischen Soldaten hinter der Scene.

La Romana.

Ihre Jäger können nicht erscheinen, Herr Secretair, sie sind schon alle gefangen genommen.

(Er wendet sich zu den andern.)

Ihnen, meine Herren Deutsche und Dänen, fordre ich Ihr Ehrenwort ab, sich unsrer Einschiffung nicht zu widersetzen. — Aller Widerstand würde vergeblich seyn und Ihr Muth ist zu bewährt, als daß es neuer fruchtloser Beweise desselben bedürfte. Empfangen Sie Ihre Degen zurück; Sie sind nicht unsre Gefangnen.

Wir haben unter demſelben Banner gekämpft und ſinden uns vielleicht dereinſt, vereint unter der heiligen Fahne der Freiheit kämpfend, wieder. Jetzt verlaſſen wir Sie, um unſerm Vaterland zur Hülfe zu eilen und es zu vertheidigen — denn früher, als wir dem Kaiſer ſchwuren, ihm zu dienen, waren wir ſchon mit Gut und Blut, mit Leben und Tod an Spanien verpflichtet. Leben Sie wohl, meine Herren.

Was Sie betrifft, meine Herren Officiere der wendet ſich zu den Spaniern: ſo kenne ich das Corps, welches ich die Ehre habe zu befehligen, zu gut, um nicht gewiß zu ſeyn, daß jeder von Ihnen mit Entzücken dem Ruf des Vaterlandes folgen wird. Sie werden Sich jetzt mit den tyranniſchen Weltüberwindern, die gleich einer verderblichen Fluth Spanien überſchwemmen, meſſen — Spaniens Heere ſind zerſtört und aufgelöſet — dafür iſt aber jetzt jeder Spanier Soldat, und die Gebürge der Moren begrenzen, daß unſre Banden die Sieger von Austerlitz zu beſiegen vermögen. Unſre Geſinnungen der Verrätherei den Feinden [illegible] — unſre Zeughäuſer ſind in

ſeiner Gewalt — aber unſre Städte ohne Mauern haben Helden wie Palafax zu Vertheidigern, und ſind gleich Saragoſſa durch den Muth ihrer Bewohner zu unüberwindlichen Feſten geworden — unſre Provinzen ſind von Feinden überſchwemmt, aber allenthalben ſind die Franzoſen in ihren Lagern belagert. Unſer König iſt gefangen, aber wir ſind Spanier! — Nach Spanien alſo, meine Herren, und Krieg auf Tod und Leben den Franzoſen!

Alle.

Nach Spanien! nach Spanien!

La Romana.

Ich werde über unſre Truppen Waffenſchau halten und dann zu Schiffe. Don Juan, bemächtigt Euch dieſes Spitzbubens von Reſidenten. Ihr wißt, was mit ihm zu thun iſt.

(Er geht mit allen anweſenden Officieren ab)

Zweiter Auftritt.

Don Juan und Charles Leblanc.

Don Juan.

Wie heißen Sie?

Charles Leblanc.

Charles Leblanc, Lieutenant im 3ten Bataillon des Grenadier-Regiments der Kaiserlichen Garde.

Don Juan.

Wie kann ein Soldat, der die Ehre hat in einem so ausgezeichneten Corps zu dienen, sich zu dem feilen Handwerk eines Meuchelmörders erniedrigen?

Charles Leblanc.

Diesen Namen verdiene ich nicht, ich habe Niemand ermorden wollen.

Don Juan.

Und diese Jäger, die uns erschießen sollten?

Charles Leblanc.

Erstlich sollten sie nur im äußersten Nothfall Feuer geben und es war bei diesem Ueberfall in keiner Art von Meuchelmord die Rede —

mein Plan war ein Hinterhalt, den ich Ihnen legte und es ist eine erlaubte, rechtmäßige Kriegslist, den Feind in einen Hinterhalt zu locken. Ein Meuchelmord ist eine ganz andere Sache und paßt nur für einen Pfaffen oder für einen Polizeispion, was ich beides nicht bin.

Don Juan.

Wie es scheint, mein Herr, verstehen Sie Sich besser auf die Kriegsgesetze, als auf die richtige Unterscheidung von Rechtschaffenheit und Verbrechen, und so frage ich Sie, was ein Soldat verdient, der in bürgerlicher Kleidung seine Feinde in einen Hinterhalt lockt?

Charles Leblanc.

Ich fühle, daß ich, wenn Sie mich, wie Sie das Recht dazu haben, füsiliren lassen, nicht über Ungerechtigkeit klagen darf; es liegt mir aber zu viel daran, von einem braven Officier, den ich achte, nicht für einen Mouchard gehalten zu werden, als daß ich Sie nicht darauf aufmerksam machen sollte, daß ich — merken Sie sich aber zugleich, daß ich nicht um mein Leben bitte — keinesweges gesucht habe Ihre Ge-

niſſe zu erſpähen und zu erkunden, wo Ihre Regimenter, Ihr Artillerie-Park u. ſ. w. ſtanden, ich habe Ihnen bloß, wie ich ſchon die Ehre hatte Ihnen zu ſagen, einen Hinterhalt gelegt. Aber ich geſteh' auch, daß ich ſehr Unrecht daran gethan habe, mich wie ein Federfuchſer zu verkleiden. Wohlan, laſſen Sie mir den Kopf mit Blei ausfüttern — das wird mich lehren, nie wieder meine Uniform abzulegen.

Don Juan.

Der Name, den Sie führen, Herr Leblanc, rettet Ihnen das Leben.

Charles Leblanc.

Dann ſind Sie wahrſcheinlich in meine Mutter oder in meine Schweſter verliebt, die beide hier ſind, und zu meiner Schande im Regiment der Mouchards dienen.

Don Juan.

Schweigen Sie.

Charles Leblanc.

Laſſen Sie mich füſiliren. Ich will nicht, daß es heißen ſoll, die Anverwandtſchaft mit einer ſolchen Polizei-Kanaille habe einem Offizier

der kaiserlichen Garde das Leben gerettet. Sie sehen wie ein braver Soldat aus, ob Sie gleich wohl nicht so viel Pulver gerochen haben als ich, — und doch bin ich nichts als ein armer Teufel von Lieutenant und Sie schon Obrist — ah der spanische Dienst ist ein herrlicher Dienst!

Don Juan.

Möchten Sie gerne eine Compagnie in unserer Division haben?

Charles Leblanc.

Bei allen Teufeln Nein! ich möchte mich lieber in Kochstücken zerhauen lassen, als eine andre Cocarde, wie die französische tragen.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, ein spanischer Sergeant und dann Frau v. Coulanges.

Der Sergeant.

Mein Obrist, ich weiß nicht, was aus dem Residenten geworden ist, aber es ist unmöglich ihn zu finden; der ihm bestimmte Strick hängt übrigens schon an der Thüre des Gasthofes.

Charles Leblanc.

(sieht aus dem Fenster)

Ha! ha! ha! das Schild zu den drei Kronen ist wirklich abgenommen und der Strick bereit, um den Residenten statt dessen daran aufzuhängen.

(Frau von Coulanges tritt ein, als Soldat von D. Juans Regiment gekleidet.)

Frau von Coulanges.

Mein Obrist, Ihr Regiment ist aufmarschirt und man erwartet Sie.

Don Juan.

O meine Adele!

Charles Leblanc.

(bei Seite, sich abwendend)

Meine Schwester! Hol' sie der Teufel!

Don Juan.

Die Kanonen geben uns das Zeichen zum Abmarsch. Komm, meine Geliebte.

Frau von Coulanges.

Lebe wohl Frankreich! ich werde dich nie wieder sehen!

Charles Leblanc.

(bei Seite)

Glückliche Reise! (laut) Leben Sie wohl, Herr Obrist, ich danke Ihnen nicht.

(Don Juan und Frau von Coulanges ab.)

Vierter und letzter Auftritt.

Charles Leblanc und dann der Resident.

Charles Leblanc.

(am Fenster)

Ein schöner Zug! Gute Ordnung! Ein hübscher Anblick! — Welche Freude muß es seyn, eine solche Division zu commandiren! — Rechts! in Colonnen! Marsch! — und die Dänen, die das alles so trübselig und still mit ansehen, wie Gänse, denen man die Federn ausgerupft hat!

Der Resident.

(öffnet leise die Thüre)

Ich höre nichts mehr! — Alles ist glücklich vorbei — ich habe mich nicht zeigen wollen, so lange ich noch spanische Stimmen hörte — Ah! da ist ja unser braver Lieutenant! — Nun, wir haben unsre Sachen gut gemacht! — Hat er

viel Blut gekoſtet? — ich konnte nicht eher kommen — ich habe mich da unten einer gegen zwölfe mit ihnen herum gebalgt — warum haben Sie aber nicht gewartet, bis ich kam? —

Charles Leblanc.

Sehen Sie einmal hier aus dem Fenſter —

Der Reſident.

Himmel — da ſehe ich La Romana an der Spitze ſeiner Spanier! — Was bedeutet das?

Charles Leblanc.

Daß man uns verrathen hat — ohne den Obriſt Don Juan Diez hätte man mich füſilirt und Sie ſucht man noch allenthalben, um Sie aufzuhängen.

Der Reſident.

Um mich aufzuhängen?

Charles Leblanc.

Sie ſollen ein neues Schild für jenen Gaſthof abgeben. Sehen Sie den Strick an? er iſt für Ihren Hals beſtimmt.

Der Reſident.

Mich will man hängen?

Charles Leblanc.

Ich wünsche Ihnen Glück dazu, Herr Resident.

Der Resident.

O Gott, mein Herr! vertheidigen Sie mich — beschützen Sie mich — mich will man aufhängen!

Charles Leblanc.

Was kann ich dabei thun? — unsre Hoffnung beruht einzig auf der Gunst dieser Damen und Herren, um deren Nachsicht wir bitten.

Ende.

Stummer Schmerz.

Der Marschall, Graf von Cammont, liebte, obgleich Vater von drei Kindern, doch nur Oswald, seinen ältesten Sohn. Der jüngere, Alfred, seine Schwester Leokadie und Gabriele, die frühverwaiſete Nichte des Grafen, blieben, wenn Oswald zu seinem Vater gerufen wurde, in dem Kinderzimmer zurück und wurden nur in den Stunden, wo der Graf abwesend war, zu ihrer Mutter gerufen.

Dieſer so offen zur Schau getragene Vorzug, den der Graf seinem ältesten Sohne gab, that dem Mutterherzen weh, und indem sie Alfred dafür entschädigen zu müſſen glaubte, machte sie sich desſelben Unrechts schuldig, indem sie

diesem alle ihre Liebe zuwandte. Alfred war 19 Jahre alt, als der Graf erklärte, er solle sich bereit halten, sein Gelübde als Maltheser-Ritter abzulegen. Er war schon seit seiner Geburt bestimmt, dieß zu werden und da er bereits von der Wiege an das Ordenskreuz trug, befremdete es die Gräfin und überraschte sie sehr, als er jetzt bestürzt um Zeit bat, sich auf das Opfer seiner Freiheit vorbereiten zu können.

Sie war sehr verlegen, wie sie ihrem Gemahl, dem strengsten Familiendespoten, diese Antwort hinterbringen solle. In der Welt glaubte man sie im Besitz einer fast unumschränkten Gewalt über ihre Kinder und über ihre häuslichen Einrichtungen, weil der Graf nur ihr seine Befehle ertheilte und sie allein für die Ausrichtung derselben verantwortlich machte und ahnete die sklavische Unterwürfigkeit nicht, in der sie lebte. Sehr jung verheirathet, war es ihrem Gemahl leicht geworden, sie gänzlich zu unterjochen und nur zu schmerzlich mußte sie es oft erfahren, wie fremd ihm jede Rücksicht auf ihr Glück und ihre Wünsche war und wie wenig ihre Bitten

über ihn vermochten; doch nie hat eine Frau die Pflicht, vor der Welt glücklich zu scheinen, besser erfüllt als sie. Von der Unmöglichkeit überzeugt, den Entschluß ihres Gemahls abändern zu können, versuchte sie es, Alfred zum Fügen in denselben zu bewegen; er antwortete ihr mit einer ruhigen Entschlossenheit, die so wenig in seinem, übrigens höchst sanftem und nachgiebigem Charakter lag, daß sie ihr das Geheimniß seines Herzens verrieth, noch ehe er es ihr gestand.

Gabrielens Mutter, die Schwester des Grafen, war die vertrauteste Jugendfreundin der Gräfin gewesen; nach ihrem Tode nahm diese das Kind zu sich und gewöhnte sich ganz daran, sie wie ihre eigene Tochter anzusehen. Die zärtliche Innigkeit, mit der Alfred und Gabriele seit ihren Kinderjahren an einander hingen, würde die Gräfin vielleicht auf die Gefahr dieser Neigung aufmerksam gemacht haben, wenn nicht Leokadie die Dritte in diesem Bunde gewesen wäre. Es schien so natürlich, daß diese drei Kinder, durch die Strenge und die Lieblosigkeit des Vaters verscheuchtert, sich fest an einander schlossen

und Leokadie liebte Alfred und Gabriele ganz so innig wie diese sich und sie, so daß die Mutter in dieser Innigkeit nie etwas anders als Geschwisterliebe gesehen hatte.

Jetzt lag Alfred und mit ihm Leokadie zu den Füßen der Mutter und fleheten um ihre Verwendung bei dem Grafen für das Glück von Alfred und Gabrielens Liebe. Sie hätte freudig ihr Leben für ihre Kinder geopfert und beschloß auch jetzt, trotz ihrer Furcht vor dem Gemahl, muthig alles für den geliebten Sohn zu wagen; doch schon bei den ersten, nur als Einleitung gesagten Worten fuhr der Graf hastig auf und sprach von der Nothwendigkeit, ihre Kinder von ihr zu entfernen, um sie vor den Gefahren ihrer strafbaren Nachsicht zu bewahren. Eine, von den Vorfahren seines Geschlechts gestiftete Comthurei war eben erledigt und würde, wenn Alfred sich verheirathet hätte, für die Familie verloren gegangen seyn; auch war ihm der Gedanke unerträglich, sein Vermögen zwischen seinen Söhnen theilen zu sollen; er befahl daher, daß Gabriele den andern Tag nach einem [illegible] ge-

bracht werden sollte, um dort den Schleier zu nehmen, oder doch wenigstens, so lange er lebe, als Kostgängerin in demselben eingeschlossen zu bleiben. Auch brachte er sie am folgenden Morgen selbst nach der Abtei de Chelles. Trostlos blieb Alfred zurück; Leokadie, die ein wenig von der Festigkeit ihres Vaters hatte, ermunterte ihn zum ehrerbietigen, doch festen Widerstand; dies entging dem Grafen nicht und um sie zu strafen, brachte er sie gleichfalls in ein Kloster.

Alfred fand in seiner Mutter die zärtlichste Freundin. Unablässig bemüht, die Strenge seines Vaters in seinen Augen zu mildern und auf der andern Seite seinen Ungehorsam bei dem Grafen zu entschuldigen, verbarg sie vor Jedermann, wie schmerzlich sie die Trennung von ihren Töchtern empfand. Dieses musterhaften Benehmens ungeachtet, fürchtete doch der Graf, daß sie, zu zärtlich und zu nachsichtig Alfred in seinem Widerstande bestärkte und wirkte für diesen den Befehl aus, sich zu dem Regimente zu begeben, in dem er, nach altadeliger französischer Sitte, als Offizier eingeschrieben war.

Einige Tage vor seiner Abreise sagte der Graf in seiner Gegenwart zu seiner Gemahlin: Ich bin mit Gabrielen versöhnt; sie schreibt mir, daß sie, um nicht länger den Frieden meines Hauses zu stören, bereit ist, den Schleier zu nehmen. Ohne eine Antwort abzuwarten, verließ er das Zimmer. Alfred warf sich seiner Mutter zu Füßen. — Um Gotteswillen, flehete er: retten sie Gabrielen; lassen Sie sie nicht aufgeopfert werden; sanft und furchtsam wie sie es ist, hat sie sich von der Angst, uns unglücklich zu machen, überreden lassen, sich für uns zu opfern, aber nie, nie kann ich mich mit dem Gedanken versöhnen, sie auf immer in diesen öden, kalten Klostermauern gefangen zu wissen.

Sein Schmerz, seine Unruhe war gränzenlos. Am andern Morgen erklärte er seinem Vater, daß er bereit sei, nach Maltha abzugehen und sein Gelübde abzulegen, sobald er verspreche, Leokadie und Gabriele dann in das väterliche Haus zurückzurufen und es nie zuzugeben, daß die letztere den Schleier nehme.

Der Graf war empört, daß sein Sohn es sich herausnehme, ihm Bedingungen vorschreiben zu wollen; doch erlaubte er seiner Gemahlin, Alfred hoffen zu lassen, daß er in sein Begehren willigen werde, aber nur dann erst, wenn dieser gehorcht habe.

In etwas über die Zukunft der Geliebten beruhigt, reisete Alfred ab; er trat in den Orden und Gabriele kehrte in das Haus ihres Oheims und Vormundes zurück. Sie war kaum sechszehn, Alfred noch nicht zwanzig Jahre alt und die Gräfin hasste daher, daß diese Jugendliebe mit der ersten Jugendlichkeit selbst hinschwinden werde; auch schien Gabriele fromm und ergeben nur den Wunsch zu empfinden, ihr Herz bestegen zu lernen, und Alfred, der in jedem seiner Briefe seiner Mutter die Sorge für Gabrielens Glück auf das allerinnigste anempfahl, schien allen Ansprüchen an das Leben für sich entsagt zu haben und erwähnte seiner Liebe und seiner Hoffnunglosigkeit nie mehr.

Trotz dieser Ergebung konnte er doch von seinem Vater nicht die Erlaubniß erhalten, Mal-

tha wieder verlassen zu dürfen. Seine Gesundheit war angegriffen und der Arzt machte die Veränderung der Luft zur Bedingung seiner Herstellung. Vergeblich bat die Gräfin darum; ihr Gemahl erklärte, daß er seinem Sohne, so lange Gabriele unverheirathet sei, nie erlauben werde, sie wiederzusehen.

Alfred hatte sein Gelübde abgelegt, um Gabriele vor dem Kloster zu retten; sie versprach jetzt, sich zu verheirathen, um ihn seinem Vaterlande und seiner Familie zurück zu geben.

In diesem Zeitpunkte ließ sich der Herzog von Montmorency im Hause des Grafen vorstellen. Er war von einem Vater erzogen, der die Reinheit und die Strenge der alten Sitten treu bewahrt hatte. In seiner Jugend hatte der alte Herzog von seinem Könige eine Ungerechtigkeit erlitten, die ihn bewog, den Hof zu verlassen und sich in seine eigenen Besitzungen zurückzuziehen, wo er, ohne etwas zu bedauern, ohne etwas zu wollen und ohne sich über etwas zu beklagen, in allem Glanz fürstlicher Hoheit lebte. Gerecht, großsinnig, freigebig, wahrhaft adelig in allen seinen

nem Thun war die Ehrfurcht, die er allen einflößte, die ihn umgaben, so groß, daß ein Blick von ihm hinreichte, alles nach seinem Willen zu lenken. Dieser galt für das höchste Gesetz und diese Obergewalt erschien in seinem Familienkreise dem einzigen Sohne seit seiner frühesten Kindheit ganz einfach, als das natürliche Recht eines Familienhauptes, das jeder Mann in seinem Kreise und in seinen Verhältnissen zu behaupten wissen müsse.

Der junge Herzog war 25 Jahre alt, als sein Vater starb. Auf seinem Sterbebette bat er den Sohn, sich in Jahresfrist zu verheirathen, doch nie eine Frau zu wählen, in die er verliebt sey, weil diese ihn, wenigstens so lange seine Leidenschaft dauere, zu beherrschen wissen würde und es dann später zu viel Kampf koste, sie zu der Unterwürfigkeit zurück zu führen, die die Ehe von der Frau als Natur- und Sittengesetz fodere. Eben so wenig solle er auch eine reiche Frau wählen, da sein eigener, fast unermeßlicher Reichthum ihn der Rücksicht auf das Vermögen eines Mädchens enthebe und er sich durch die

Wahl einer armen Frau Ansprüche auf die Dankbarkeit derselben sichere.

Der junge Herzog ging, um die Verlassenschaft seines Vaters zu ordnen und um sich dem Könige vorzustellen, nach Paris und ließ sich bei dem Grafen und der Gräfin von Caumont einführen, deren Haus der Vereinigungspunkt der geistreichsten und glänzendsten Gesellschaft jener Zeit war. Hier sah er Leokadie und Gabriele. Leokadie war schön, edel gestaltet und liebenswürdig, aber es entging dem Herzoge nicht, daß sie schon eine Ansicht von der Welt und dem Leben gefaßt hatte und sich berechtigt glaubte, vergleichen und urtheilen zu dürfen, kurz eine eigene Meinung, einen selbstständigen Charakter zu haben. Gabriele war, wie er wußte, ganz ohne Vermögen und fühlte sich, wie man glaubte, nicht glücklich im Hause ihres Oheims; bei ihrem ersten Anblicke erinnerte sich der Herzog lebhafter denn je der letzten Bitte seines Vaters und unwillkührlich fesselte sie seine Aufmerksamkeit und er vermochte es fast nicht, sein Auge wieder von ihr wegzuwenden. Sie war viel kleiner als Leo-

kadie, sehr zart gestaltet und so durchsichtig lilienweiß, daß ihr jede Bewegung, die sie machte, jedes Wort, das sie sprach, einen Anflug von Röthe gab. Der Ausdruck ihrer Züge verrieth Geist und Empfindung, aber ihr gesenktes Auge, ihre leise, fast unsichere Stimme, ihr schwebender Gang gaben ihr einen Anschein von banger Furchtsamkeit, die in jedem, der sie sah, die Ahnung erweckte, daß sie vor der Zukunft bangte, statt ihr voll jugendlicher Hoffnungen entgegen zu blicken.

Der Herzog zweifelte nicht, in Gabrielen die Frau erblickt zu haben, die sein Vater allen andern vorgezogen haben würde, und die einzige Bedenklichkeit, die er hatte, war die, ob sie nicht zu reizend, zu liebenswürdig sey, um ihr widerstehen zu können, sobald sie sich einen Einfluß anzumaßen versuche, den er keinem weiblichen Wesen zugestehen zu dürfen glaubte. Doch ihre Blödigkeit beruhigte ihn. Sein Herz sagte ihm, daß diese milden Augen nie zornig blicken, diese süße, leise Stimme nie eine Klage, nie einen Vorwurf laut werden lassen könne. Er

ließ 14 Tage verstreichen, ohne wieder zur Grä-
fin von Caumont zu gehen, und suchte während
dieser Zeit alle Personen auf, die in ihrem Hau-
se vertrauten Umgang hatten. Zuerst redete er
mit ihnen von Leokadie; allgemein lobte man
sie und gestand ihr jene glänzenden Eigenschaften
des Geistes und des Charakters zu, die die Bli-
cke der Menschen auf sich ziehen, doch das We-
sen, das sie besitzt, fähiger erscheinen lassen, An-
dern zur Stütze zu dienen, als selbst eines Be-
schützers und Führers bedürftig zu seyn. Von
Gabrielen dagegen wußte man wenig zu rühmen,
aber man liebte sie allgemein, und die Art, wie
man von ihrer Sanftmuth, ihrem Gehorsam, ihrer
Anspruchlosigkeit sprach, überzeugten den Herzog
vollends, daß er in ihr die Gattin finden werde,
die er sich wünsche. Er wandte sich jetzt schrift-
lich an die Gräfin von Caumont, um sich von
ihr eine Unterredung unter vier Augen zu erbit-
ten, denn, einmal entschlossen, Gabrielen seine
Hand zu geben, wollte er der Liebe nicht die
Zeit lassen, mächtigere Gewalt über ihn zu ge-
winnen.

Der Rang und der Reichthum des Herzogs machten ihn zu einer zu glänzenden Parthie, als daß der Stolz des Grafen sich nicht durch dessen Werbung um seine Nichte hätte geschmeichelt fühlen sollen, und die Gräfin sah es bei den ersten Worten des Herzogs ein, daß hier für ihre Gabriele von keiner Freiheit der Wahl die Rede seyn könne. Der Herzog mißverstand aber die Betrübniß, die er in den Zügen der Gräfin las, als er sie um die Hand ihrer Nichte bat. Ich hätte geglaubt, sagte sie zögernd: daß Sie, da Ihnen die Wahl unter den glänzendsten Verbindungen frei steht, höhere Ansprüche machen würden, als Gabriele befriedigen kann. — Der Herzog mußte glauben, es schmerze sie, ihre Tochter von ihm übergangen zu sehen, und er beeilte sich daher, ihr zu sagen, daß er unwandelbar entschlossen sey, nur einem Mädchen ohne Vermögen seine Hand zu geben. Ein solcher Entschluß ist eben so selten als lobenswerth, antwortete sie ihm: und ich sollte mir vielleicht keine weitere Einwendung erlauben, und doch glaube ich es Ihnen und Gabrielen schuldig zu seyn,

Sie zu bitten, Ihre Absichten auf Gabriele meinem Gemahl noch nicht mitzutheilen. — Der Herzog sah sie hier mit einem Erstaunen an, das eine nähere Erklärung foderte. Die Gräfin, die ihrer armen Gabriele so gern Zeit gewinnen wollte, und doch, aus Furcht vor ihrem Gemahl, nicht offen seyn durfte, wurde verlegen. — Ich sehe, sagte sie zögernd: Gabriele als meine eigene Tochter an. Leokadie ist zwei Jahre älter als sie, und es ist nicht mehr als billig, daß ich mich zuerst mit ihrem Schicksal beschäftige. Gabrielens Charakter muß sich noch ausbilden und ich wünsche aus mehrern Gründen nicht, sie vor ihrem 18ten Jahr zu verheirathen.

Der Herzog hielt diese Aeusserung nur für eine Wirkung des Unmuths gekränkter, mütterlicher Eitelkeit. Der letzte Wille meines Vaters, erwiederte er daher: verpflichtet mich gewissermaßen, mich noch im Laufe dieses Jahres zu verheirathen, und ich wage es daher noch einmal, Sie um die Gewogenheit zu ersuchen, dem Herrn Grafen meine Bitte vorzutragen. — Ich habe kein Recht, dieß zu versagen, antwortete die

Gräfin trocken: ich bitte Sie aber, ſich künftig daran zu erinnern, wie ſehr ich den Augenblick zu verzögern gewünſcht habe, der über Gabrielens Schickſal entſcheiden wird.

Der Graf war entzückt, als er die Werbung des Herzogs erfuhr, und Gabriele, die jeden Tag die Thränen fließen ſah, die die Gräfin der Trennung von ihrem Sohne weinte und die die Fortdauer ſeiner Verbannung für ſein Todesurtheil hielt, verſprach ihrem Oheim, dem Herzog ihre Hand geben zu wollen. Sobald der Graf dieſe Zuſicherung erhalten hatte, fürchtete er nichts ſo ſehr, als daß Gabrielens Aufrichtigkeit dem Herzog die Liebe verrathen könnte, die ſie für Alfred empfand, und wenn er dieſe gleich für eine Kinderthorheit anſah, ſo fühlte er doch, daß ein ſolches Geſtändniß für das Glück dieſer Verbindung von nachtheiligen Folgen ſeyn könne, und nahm demzufolge die erforderlichen Maßregeln, um einem ſolchen Geſtändniß zuvorzukommen.

Als der Herzog am folgenden Tage zur Gräfin kam, ſagte ſie ihm, der Graf wiſſe die Ehre

zu schätzen, die er seiner Nichte erzeige, doch diese fürchte, daß es ihm einst gereuen könne, sie gewählt zu haben, und sie habe ihm diese Besorgniß nicht verhehlen wollen und die Gräfin daher beauftragt, ihm einen Brief von ihr zu überreichen.

Warum, fragte er: hat sie mir nicht das Glück vergönnt, dieß mündlich von ihr zu hören? — Der Graf hat dieß untersagt, antwortete sie. Sobald Ihre Vermählung festgesetzt und die Ehestiftung unterzeichnet ist, wird er Ihnen erlauben, seine Nichte wieder zu sehen, doch bis zu diesem Tage ist sie mit meiner Tochter, die es gewünscht hat, sie zu begleiten, nach dem Kloster zurückgegangen, in dem beide schon früher ein Jahr zubrachten. Hier ist ihr Brief.

Das Siegel desselben war schon gelöst, und als die Gräfin sah, daß der Herzog dieß bemerkte, sagte sie zu ihm: Der Graf hat diesen Brief erbrochen, den Leokadie uns versiegelt übersandte, um ihn Ihnen in Gabrielens Namen zu übergeben. Ich glaube wahrhaftig, sagte er, als er ihn sah: daß das Wort: Heirath, schon hinreicht, allen

jungen Mädchen den Kopf zu verdrehen; wie könnte Leokadie sonst glauben, daß ihre Cousine die Erlaubniß habe, an irgend jemand ohne meine Genehmigung zu schreiben! Vielleicht, fuhr sie fort: finden Sie den Grafen in seinen Ansichten zu strenge, allein meine Tochter und meine Nichte sind in den Begriffen strenger Unterwürfigkeit erzogen worden, und es ist ein Grundsatz des Grafen, daß es zu einer glücklichen Heirath nothwendig ist, daß nur der Wille und die Vernunft der Aeltern und nicht die Neigung der Kinder sie schließt.

Diese Aeusserungen waren darauf berechnet, den Herzog aufmerksam darauf zu machen, wie wenig Freiheit Gabrielen bei der Annahme seines Antrages zugestanden worden sey; allein diese Art, über das Schicksal der Kinder zu entscheiden, ohne sie selbst zu Rath dabei zu ziehen, entsprach zu sehr seinen eigenen Ansichten und der unter den Großen seines Vaterlandes herrschenden Sitte, als daß er sie befremdend gefunden hätte.

Gabrielens Brief enthielt folgende Worte:

„Der Herr Graf von Caumont hat mich benachrichtigt, daß Sie mir die Ehre erzeigen, sich um meine Hand zu bewerben; dem Willen meines Oheims gehorsam, der Ihren Tugenden alle Gerechtigkeit wiederfahren läßt, bedarf es keiner Sorge mehr für mein Glück, wohl aber beunruhigt mich die für das Ihrige. Ich habe daher um Erlaubniß gebeten, Sie selbst daran erinnern zu dürfen, daß ich, bei meinem Mangel an Vermögen, früher zum Klosterleben bestimmt, aller der Talente und Fähigkeiten ermangele, deren es bedarf, um in der großen Welt Beifall zu erhalten; ich kenne die Sitten und Gebräuche derselben nicht und habe mir nie den Genuß ihrer Freuden gewünscht — ich fürchte sogar, daß ich, empfindlicher gegen den Schmerz als manche Andere, unfähig bin, den Freuden der Welt Geschmack abgewinnen zu können und daß die Einsamkeit, die ich liebe, mich schon die Nichtigkeit des Trostes und des Ersatzes, den sie bieten können, kennen gelehrt hat.

Ich glaube mich verpflichtet, Ihnen dieß sagen zu müssen. Wenn diese Geständnisse Sie zu keiner Aenderung Ihrer Gesinnungen, bewegen, so werden sie mir doch vielleicht einen Anspruch auf Ihre Nachsicht sichern.

Gabriele."

Der Herzog bat die Gräfin um Erlaubniß, diesen Brief beantworten zu dürfen. Sie willigte darein, aber sie bat, ihr seine Antwort zur Bestellung zu übergeben, weil sie ihn im Namen ihres Gemahl ersuchen solle, das Kloster nicht anders als in seiner Begleitung zu besuchen, weil er, da seine Tochter bei Gabrielen sey, nicht wolle, daß diese Zeugin von Unterhaltungen werde, deren zärtlicher Ton ihr vielleicht einst den Gehorsam, den er von ihr fodere, erschweren könne. Die Grundsätze und der Charakter des Herzogs machten es ihm leicht, sich dieser Foderung zu unterwerfen. Er bedauerte es freilich, Gabrielen nicht sehen und ihr Herz nicht befragen zu können, allein der unbedingteste Gehorsam gegen den Grafen und seine Gemahlin schien

ihm, bei der Wahl eines Gatten, so ganz Pflicht eines wohlgezogenen jungen Mädchens zu seyn, daß er es für Unrecht gehalten haben würde, die väterliche Gewalt des Grafen über sie in irgend einer Art beschränken zu wollen.

Am folgenden Morgen brachte der Herzog der Gräfin seine Antwort auf Gabrielens Brief; sie enthielt nichts, was ein zagendes Herz zu beunruhigen vermochte, da er darin ihr künftiges gegenseitiges Verhältniß zu einander nur als einen Pflichtvertrag behandelte und sich viel strenger darüber aussprach, als er entschlossen war, es nach seiner Vermählung zu seyn. — Dieser Brief, sagte ihm die Gräfin, als sie ihn gelesen hatte: ist ganz dazu geeignet, ein junges Herz einzuschüchtern; ich glaube gern, daß Sie milder und liebevoller gesinnt sind, als Sie es in diesen Zeilen Wort haben wollen, allein Gabriele weiß dieß nicht. Warum wollen Sie ihr schon jetzt in dem künftigen Gemahl den Gebieter zeigen? Ach, setzte sie traurig hinzu: nur Täuschungen machen das Leben süß! Wenn Sie, so jung noch, schon dem Zauber derselben unzugänglich gewor-

den sind, so zerstören Sie doch nicht voreilig die, zu denen Sie selbst Veranlassung werden können. Geben Sie Gabrielen Zuversicht zu Ihrer Liebe und zu Ihrem Herzen, statt der Verheißung, daß Sie Ihre Pflicht gegen sie nie verletzen werden.

Sie hatte Recht, allein das Gefühl, daß Gabriele eine große Gewalt über ihn gewinnen könne, sobald sie dieß wolle, machte ihn unempfänglich für ihren Rath; dieser Brief sollte seine Schutzwehr gegen seine eigne Schwäche werden und ihr den Muth rauben, sich einen Einfluß anmaßen zu wollen, von dem er fühlte, daß es ihm schwer fallen werde, ihn ihr nicht einzuräumen. Ihr Gespräch wurde durch den Eintritt des Grafen unterbrochen, dem der Herzog seinen Brief zur Entscheidung vorlegte; er billigte ihn und von diesem Augenblicke an erlaubte sich die Gräfin keine weitere Einwendung. Sie fuhr nach dem Kloster und brachte dem Herzoge folgende Zeilen zur Antwort zurück:

„Mein Schicksal ist also entschieden! Doch beruhigt mich Ihre Erklärung, meine Unerfahrenheit leiten zu wollen; ich werde sicherer gehen, wenn ich nur zu folgen, nur zu gehorchen brauche und wenn die vollkommenste Nachgiebigkeit und Fügsamkeit in Ihren Willen Ihre Ansprüche an mich zu befriedigen vermag, so brauche ich für Ihr Glück so wenig zu fürchten, als mich mit dem meinigen zu beschäftigen."

Der Graf gestand dem Herzog, daß es ihn Ueberwindung koste, in seine Vermählung mit Gabriele zu willigen. Ich liebe nicht eine zu große Ungleichheit der Glücksumstände in der Ehe, sagte er ihm: wenn ich gleich weiß, daß sie bei einem Manne von Ihrem Charakter und Ihrem Ehrgefühl weniger zu fürchten ist als bei jedem andern. Es würde mich ehrenvoller gedünkt haben, wenn meine Nichte das Kloster gewählt hätte; auch hatte ich sie für dasselbe bestimmt und sie war damit zufrieden, doch die Gräfin konnte sich nicht mit dem Gedanken versöhnen, sie durch ein unauflösliches Gelübde gebunden zu wissen.

Wenn man sie hörte, hätte man glauben sollen, Gabriele sey die Erste, die aus Gehorsam gegen die Ihrigen den Schleier nehme.

Diese Aeusserungen, die die kalte Herzlosigkeit, mit der der Graf Gabrielens Schicksal abgewogen hatte, verriethen, mehrten noch die Theinahme des Herzogs und er gelobte sich, diesen sanften Engel für den Druck ihres bisherigen Verhängnisses zu entschädigen nicht ahnend, daß er selbst dem Schicksal zum Werkzeuge ihres Unterganges dienen solle.

Am Tage der Unterzeichnung der Ehestiftung kam Gabriele in das Haus ihres Oheims zurück. Sie erschien dem Herzoge noch blöder, noch furchtsamer als das Erstemal, daß er sie gesehen hatte. Zufällig trat der Herzog in eine Fenstervertiefung; Leokadie folgte ihm. — Sie werden morgen, sagte sie ihm tief bewegt: vor Gott das Gelübde ablegen, meine Gabriele glücklich zu machen — werden Sie es aber auch erfüllen? — Sie stand mit gefalteten Händen, mit nassen Augen vor ihm. — Sie würden ungerecht gegen mich seyn, antwortete er, wenn Sie an meinem

ernstlichen Willen, Gabriele glücklich zu machen, zweifelten. —, Ach, sagte sie seufzend: Sie sehen so strenge aus.

In diesen Worten fand der Herzog die Erklärung von Gabrielens Betragen, das er nur für Scheu und Bangigkeit hielt. Als sie die Ehestiftung unterzeichnen sollte, zitterte sie so, daß sie ihren Namen nicht zu schreiben vermochte. Die reichen Geschenke, den kostbaren Juwelenschmuck, den sie von dem Herzog erhielt, sah sie nur an, weil man ihr sagte, daß sie es thun solle. Von Liebe und Hoffnung verblendet, sah der Herzog in dieser Gleichgiltigkeit gleichfalls nur ihre Vernunft, ihre Bescheidenheit, und alles was ihn über sein und Gabrielens Schicksal Aufklärung zu geben vermocht hätte, diente unglücklicher Weise nur dazu, seinen Irrthum zu verstärken.

Der vornehmste Adel Frankreichs war Zeuge dieser Vermählung, die in der Hauskapelle des Grafen vollzogen wurde. Man mußte lange auf die Braut warten, die, wie es hieß, mit ihrem Anzuge noch nicht fertig war; so wie sie erschien,

trat auch der Priester in den Altar, um die Verlobten zu trauen.

Gabriele war sehr blaß, und konnte kaum athmen. Der Herzog sah, wie sie zitterte; bis zu diesem Augenblicke hatte sie sich zu bezwingen vermocht, jetzt aber war ihre Kraft erschöpft und ein Blick auf sie reichte hin, ihm zu verrathen, daß sie hoffnungslos und verzweifelnd war.

Mit tiefem Entsetzen durchfuhr ihn der Gedanke, daß ihr Oheim sie vielleicht gegen ihre Neigung zu dieser Verbindung gezwungen habe — aber was konnte er jetzt mit ihr, vor dem Altar stehend, im Augenblicke der Einsegnung noch thun? Er sah Gabriele fast sterbend, tief erschüttert neben sich, aber was hatte sie gesagt, was gethan, um vor ganz Frankreich einen so auffallenden Schritt zu rechtfertigen, der sie höchst wahrscheinlich unwiederbringlich zu Grunde richten mußte?

Reden Sie mit Ihrem Freunde, Gabriele, sagte er ihr leise; was bewegt Sie so furchtbar? — Sie kniete, ohne zu antworten, neben

ihm nieder. Seine Unruhe stieg auf den höchsten Gipfel. — Um Gotteswillen, bat er: nur ein Wort, oder ich bleibe meiner selbst nicht mächtig. — Beruhigen Sie sich, sagte sie ihm mit ihrer süßen Engelstimme: mein künftiges Leben gehört Ihnen; ich bin bereit, es Ihnen von Gott zu geloben. — Der Herzog wollte antworten, er wollte dem Priester Einhalt gebieten — da hob sie das Auge zu ihm empor und sah ihn flehend mit furchtsamer Sanftmuth an — ach, wie hätte er, dessen erste Liebe sie war, diesem Blicke widerstehen können, der noch in der Todesstunde als Erinnerung in seine Seele leuchtete! —

Lassen Sie uns beten, flisterte sie mit kummervollem Lächeln: Gott ist barmherzig! — Sie senkte bei diesen Worten das Haupt und das bindende Wort wurde gesprochen, ehe sich der Herzog wieder zu fassen vermochte.

Gewiß litt er an diesem Tage mehr als Gabriele. Von den allerstreitendsten Empfindungen hin und her gerissen, empfand er bald das Bedürfniß, Gabrielens Vertrauen zu erbitten und dann schien es ihm wieder mit seiner Würde als

Gemahl unvereinbar, zu hören, was er von ihr zu hören erwarten mußte, und er glaubte sich verpflichtet ihr verhehlen zu müssen, daß er an ihrer Zuneigung zu ihm irre geworden war. So lange sie ihn hierüber in Täuschung befangen glaubte, konnte sie ihn ohne Verlegenheit sehen und sich ungestört bemühen, ihm ihr Herz zuzuwenden, und wenn ihn gleich die Ahnung erfaßt hatte, daß ihre Seele von einem unwillkührlichen Gefühle für einen Andern beherrscht werde, so bedurfte es doch nur eines Blickes auf sie, um der Hoffnung Raum zu geben, daß es bei einem so reinen, frommen Herzen dem Gemahl gelingen müsse, den Sieg über jenes frühere Gefühl zu erhalten.

Da er es über sich zu gewinnen vermochte, an diesem ersten furchtbaren Tage zu verhehlen, was er empfand, so gelang ihm dieß an dem folgenden noch besser und er faßte den Entschluß, nie gegen irgend jemand zu verrathen, was er litt. Drei Tage nach seiner Vermählung führte er Gabriele auf seine Güter und hier wurden nun Tage zu Wochen und zu Monaten, ohne

daß sie ihm durch ihr Betragen Anlaß zu irgend einer Klage, oder zu dem leiseſten Vorwurf gegeben hätte.

Die Herrſchaft, die er ſich ausbedungen hatte, wurde ihm nur zu willig und ganz unbedingt zugeſtanden. Sie fügte ſich in alles was er wollte, doch ſtets ſanft und gefällig, war ſie zugleich ſo ſchmiegſam und zurückhaltend, daß er ſich als Gemahl und als Hausherr einſam fühlte. Sein Wille wurde ſtets befolgt, aber nie errieth ſie einen ſeiner Wünſche. Es ſchien eben ſo unmöglich, ihr eine Freude zu machen, als ihr eine Klage zu entlocken. Wenn er ſich nicht bemüht hätte, einige Abwechſelung in ihrer Tagesordnung und einige Zerſtreuung in ihre Lebensweiſe zu bringen, ſo würden dieſe ſo regelmäßig und ganz ſo einförmig, wie in einem ſtrengen Kloſter geweſen ſeyn.

Nie erhielt ſie Briefe, außer von der Gräfin und Leokadie und ein Anflug von Unruhe, mit dem ihr Gemahl einmal nach dem Inhalte derſelben fragte, reichte hin, ſie zu bewegen, ſie ihm jedesmal mitzutheilen. Kurz er konnte ihr, wie ſchon geſagt, in keiner Art einen Vorwurf

machen und doch fühlte er sich unglücklich, weil es ihm nicht entging, daß sie es war. Sein Stolz hielt ihn ab, um ihr Vertrauen zu werben; er hielt es für ungeziemend, von seiner Gemahlin das Geständniß anzuhören, daß sie einen andern Mann als ihn liebe, und doch konnte eine solche Voraussetzung allein ihm ihre Schwermuth erklären.

Gabriele sollte Mutter werden; selbst in der Stunde, wo sie ihn mit dieser Hoffnung bekannt machte, wagte er nicht die Frage, ob der Vater ihres Kindes ihrem Herzen theuer sei? Er fürchtete mehr noch für sie als für sich, die Wahrhaftigkeit ihres Charakters, von der er gewiß war, daß sie sie in ihrer Antwort nicht verleugnen werde. Gegen seinen Willen empfand er, dem die Lehren und das Beispiel seines Vaters eine Geringschätzung des Urtheils über [illegible] hatten, die ihm für die Schwächen der Menschen und für ihre Irrthümer, eine Geringschätzung einflößte, wie man sie kaum gegen ihre Laster empfinden sollte, das zärtlichste Mitleiden mit seiner sanften Gabriele. Was hätte er nicht darum gegeben, wenn sie sich

freiwillig und voll Vertrauen in seine Arme geworfen und von ihm Trost und Nachsicht erbeten hätte!

Sie begann jetzt zu kränkeln und er wurde unsicherer denn je, wie er dieses leidende Herz behandeln solle. Seine Sorge und seine Angst um sie beunruhigten sie; seine Klagen, das fühlte er, würden ihr Herz gebrochen haben.

Alle Morgen ging sie, auf eine ihrer Frauen gestützt, in die Kapelle des Schlosses und verweilte dort lange im Gebet, und alle Morgen stand er, ohne daß sie es wußte, am Wege versteckt und erwartete ihre Rückkehr. Dieser Weg war ihr einziger Spaziergang; sie vermied nichts, sie suchte nichts auf — alles was sie umgab, war für sie nicht da — wie ein wandelndes Grabmonument, ging sie antheillos unter den Lebenden umher.

Der Herzog konnte den Anblick ihres gewaltigen, tiefverborgenen stummen Schmerzes nicht ertragen; er liebte sie unaussprechlich, sie war sein, sie war schuldlos, wie ein Engel, und doch war er hoffnungslos unglücklich! Er floh sein

Haus, er stürzte sich in ein Gewühl von Geschäften und Zerstreuungen, um sich zu betäuben, doch er konnte sich, er konnte ihrem Bilde nicht entfliehen!

Sein Geburtstag kam, und alle seine Freunde und seine Untergebenen vereinigten sich, diesen zu feiern. Gabriele, deren Seele seinen Tugenden und seinem Betragen Gerechtigkeit widerfahren ließ, empfand den Wunsch, ihm ihre Verehrung, ihre Dankbarkeit zu erkennen zu geben; sie that sich an diesem Tage unbeschreibliche Gewalt an, um heiter und theilnehmend zu erscheinen; sie sprach mit den anwesenden Gästen und schien an dem allgemeinen Frohsinn Theil zu nehmen. Neue Hoffnung erwachte in dem Herzen ihres Gemahls; er wünschte sich Glück, ihr alle seine Besorgnisse und seine Schmerzen sorgfältig verhehlt zu haben und glaubte sie auf dem Wege, sich mit ihrem Schicksale zu versöhnen und ihm ihr Herz zuzuwenden. Doch diese Anstrengung war für sie zu groß gewesen; sie wurde am Abend dieses Tages so krank, daß er sich fest gelobte, sie ungezwungener denn je ganz sich selbst

zu überlassen und alles von dem Zeitpunkte zu erwarten, wo sie sich durch Mutterliebe und Mutterglück mit neuen, mächtigen Banden an das Leben und an ihn, den Vater ihres Kindes, gebunden fühlen werde.

Jetzt aber brach der Krieg aus und Gabrielens Seelenzustand verrieth die Erschütterungen tiefverborgener, heimlicher, aber unaussprechlicher Angst. Sie ging nicht mehr den Fußsteig, den sie gewöhnlich des Morgens nach der Kapelle zu gehen pflegte, sondern sie nahm jetzt den Weg, der durch das Dorf auf die Landstraße führte. Bei jedem Wanderer, der ihr begegnete, bei jedem Reiter blieb sie stehen und blickte ihn, wie fragend, voll Unruhe an. Sie schien immer jemand zu erwarten, immer jemand entgegen zu gehen. Oft war sie so ermattet, daß sie sich an einen Baum lehnen mußte; sobald sie sich aber nur einigermaßen erholt hatte, setzte sie ihren Spaziergang fort und schien, wenn es auch noch so spät war, doch nur ungern in das Schloß zurückzugehen.

Der Zeitpunkt ihrer Entbindung näherte sich;

der Herzog fürchtete für ihre Gesundheit, fürchtete für das Leben eines schon im Voraus von ihm geliebten Kindes und bangte auch, daß das Betragen seiner Gemahlin zu nachtheiligen Deutungen Anlaß geben könne; er folgte ihr daher eines Morgens, wie sie länger, als gewöhnlich, in der Kapelle verweilte, dorthin nach — sie lag knieend vor dem Altar, das Gesicht auf ihre Hände niedergebeugt — er warf sich neben ihr nieder und beschwur sie flehend, ihres Kindes zu gedenken. Laß mich mit Dir weinen, sagte er, indem er sie in seine Arme schloß: laß Deine Thränen an meinem Herzen fließen, aber laß mich der einzige Zeuge derselben seyn. Fürchte sonst, daß man Dich mißverstehen und statt für unglücklich, für schuldig halten wird.

Nein, sagte sie: ich bin nicht strafbar — ich habe noch das Recht, für ihn beten und die Heiligen anflehen zu dürfen, daß sie ihn beschützen. — Er wollte sie sanft aufheben, um sie fortzuführen. — Lassen Di mich noch hier, flüsterte sie kaum hörbar: für n.. bedarf s keine Sorge, ich athme ja noch — aber Er! Eine Schlacht ist geliefert — Er! — Hier sank sie, laut weinend, von neuem auf ihre Knie nieder. Der Herzog wagte es, sie an ihre Pflicht zu erinnern und an den Gott, der sie für die Verletzung derselben vielleicht in dem strafen könne, um den ihre Thränen flossen.

Gewiß giebt es im Menschenleben nur selten einen edleren Augenblick, als dieser war, wo der stolze Herzog von Montmorency die Furcht für das Glück des Geliebten zu Hülfe rief, um seine Gemahlin gegen den Schmerz um diesen zu kräftigen.

Seine Absicht gelang. Erschrocken erhob sich Gabriele, um an seinem Arm die Kapelle zu verlassen. Er fragte sie, als er mit ihr allein auf ihrem Zimmer war, seit wenn sie liebe. — Mit einander erzogen, sagte sie: war mein erstes aufdämmerndes Bewußtseyn Liebe für ihn. — Sie warf sich bei diesen Worten zu seinen Füßen nieder. Verzeihen Sie mir, flehte sie heißweinend: sagen Sie mir, daß Sie mir verzeihen, damit Gott mir und ihm gnädig sey.

Tief erschüttert hob sie der Herzog auf und suchte sie zu beruhigen. Von diesem Augenblicke an wurde er, da er ihren Seelenzustand vor ihren Frauen zu verbergen wünschte, allein ihr Pfleger und ihr Tröster; er sah in ihr nur noch die Mutter seines Kindes und bot mit der edelsten Großmuth Alles auf, sie für dieses zu erhalten.

In einer der Nächte, die er an ihrem Lager verwachte, wurde er, als er gegen Morgen ermattet in einen leichten Schlummer sank, aus diesem durch ihr leises Weinen erweckt; er hörte sie beten: „O mein Gott!“ [illegible] sie: „ich sterbe in

meinem siebzehnten Jahr und habe auch nicht ei-
nen glücklichen Tag gehabt! — Laß ihn, zum
Lohn für meine hingeopferte Jugend, für all' die
schmerzlichen Thränen, die ich geweint habe, und
für den Kampf mit dem eignen Herzen, der mir
das Herz gebrochen hat, laß ihn leben und glück-
lich seyn!"

Eine Bewegung des Herzogs verrieth ihr
hier, daß er erwacht sey — sogleich barg sie das
Haupt in ihre Kissen und bemühte sich, ihr
Schluchzen zu ersticken. — Mit Angst und ban-
ger Erwartung erwartete auch sie die Berichte von
der gelieferten Schlacht. Das kleinste Geräusch
erschreckte Gabrielen bis zu Zuckungen; sie ließ
den Herzog nicht aus den Augen; ihre flehenden
Blicke fesselten ihn an ihr Lager, und so war sie
auch in ihrer Gegenwart, als man ihn benach-
richtigte, es sey jemand angekommen, der ihn zu
sprechen wünsche.

Sie sprang, so bald sie dieß hörte, von dem
Lager auf, auf dem sie ruhete, stürzte vor ihm her
zur Thüre hinaus und erblickte Leokadie; ihr An-
blick verkündete ihr die Todesbotschaft, deren Ue-
berbringerin sie war — besinnungslos stürzte Ga-
briele zur Erde nieder.

Man trug sie auf ihr Lager zurück. Ihr
erste Bewegung, als sie wieder zu sich kam, war
daß sie ihre Hand auf Leokadiens Mund legte,
als wolle sie sie hindern, auszusprechen, was

sie von ihr zu hören schauderte. Dann schlossen sich ihre Augen wieder und nur einzelne Thränen drangen unter den Wimpern hervor; sie schien kaum noch zu athmen und sprach kein Wort. Leokadie hielt sie, vor ihrem Lager kniend, in ihren Armen und suchte sie durch den Schmerz selbst zu beleben, indem sie ihr von ihrem Bruder, ihrem geliebten Alfred, erzählte und sie aufforderte, mit ihr um ihn zu weinen. — Ohne die Augen aufzuschlagen, antwortete sie: „Ich habe keine Thränen mehr, mein Leben ist geendet.“

Der Herzog erinnerte sie an ihr Kind, an sich, an Gott. Ihre Augen blieben geschlossen — sie faltete die Hände — Verzeihung und Mitleid, bat sie: ich kann nicht mehr leiden, nur noch sterben! —

Am Abend dieses Tages legte Leokadie einen lächelnden Knaben in die Arme des Herzogs — doch in dem Augenblicke, wo die Augen des Kindes sich dem Licht des Tages öffneten, hatte der Tod die Augen seiner Mutter auf ewig geschlossen.

Beyer

Regeda.

Von

Fanny Tarnow.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1827
Rein'sche Buchhandlung.

Ex
Bibljoth. Regia
Berolinensi.

Beyer

Die Freunde.

Leo von Kalm und Hugo von Walk, zwei Jünglinge aus altadeligem aber unbemitteltem Geschlechte, waren als Söhne zweier Schwestern innig durch die Bande des Bluts, inniger noch durch die Bande der Liebe mit einander vereinigt. Beide wurden früh zu Waisen; ihre Tante, die Baronin Lefort, nahm sie zu sich, und ließ sie gemeinschaftlich erziehen. Zusammen gingen sie auf die Universität, zusammen auf Reisen und zusammen betrauerten sie den Verlust ihrer von ihnen kindlich geliebten und verehrten Tante, die bald nach ihrer Rückkunft in ihren Armen starb. Als Erben ihres Vermögens wohlhabend genug, um nicht durch die Nothwendigkeit des Erwerbes zur Thätigkeit verpflichtet zu seyn, waren doch beide einig in dem Vorsatze, sich einen ihren Neigungen und Fähigkeiten angemessenen Wirkungskreis suchen zu wollen, und in der Hoffnung, ihn dort

am ersten finden zu können, wählten sie die Hauptstadt ihres Vaterlandes zu ihrem Aufenthalte.

Beide Jünglinge verbanden mit dem Anstande feiner Sitte, Geist, Kenntnisse und Schönheit der Gestalt, und so ward es ihnen leicht, zu den glänzendsten und angenehmsten Zirkeln der Residenz Zutritt zu finden. Für Leo blieb diese Lebensweise nicht ohne Gewinn; er beobachtete die Menschen, berichtigte seine Lebensansichten, und studirte an den Einzelnen den Charakter der Menschheit; Hugo dagegen wurde durch das bunt bewegliche Gemälde des geselligen Lebens, und durch die Neuheit seiner Erscheinung mehr zerstreuet, als beschäftigt; er ließ sich in alle Zerstreuungen verwickeln, die sich ihm darboten, und schien nur darauf zu denken, seines Lebens auf die angenehmste Art froh werden zu wollen.

Leo wurde bald mit sich selbst in der Wahl seines Berufs einig. Er wollte sein Leben ungetheilt der Wissenschaft und Kunst widmen, und darnach streben, sich den edlen Männern des Vaterlandes anschließen zu dürfen, die ihr Leben

der Erforschung und der Verbreitung der Wahrheit widmen. Nicht die Gunst des Publikums, nicht den flüchtigen Ruhm des Augenblicks wollte er zu gewinnen suchen; — nur das Wohl der Menschheit wollte er als Schriftsteller unverrückt im Auge behalten, und sich reich belohnt glauben, wenn es ihm gelingen würde, ein Vorurtheil verdrängen, einer bessern Ansicht Eingang zu verschaffen, Recht und Wahrheit vertheidigen zu können. Zwei Jahre lang arbeitete er an einem Werke, das in diesem Zeitraume seine ernsteste Beschäftigung, seine beste Freude war. Es erschien ohne seinen Namen, und nur Hugo wußte um das Geheimniß seines Freundes. Der reine und edle Styl, in welchem es geschrieben war, die Neuheit und Tiefe der Ideen, die es entwickelte, gewannen dem Buche den Beifall der Kunstrichter; allen guten Menschen wurde es theuer wie ein Freund, weil man es nicht lesen konnte, ohne zu empfinden, daß nur ein edler, reiner Mensch, nur ein Gemüth voll Klarheit, Liebe und Friede [illegible] ben könne. Nie vielleicht ist ein jüngerer Schriftsteller mit allgemeinerm und ehrenvollerm Beif

fall aufgetreten, als Leo; er freute sich dessen, aber mehr als er freute sich Hugo des von seinem Freunde erworbenen Ruhms. Die erste Auflage des Buchs ward schnell vergriffen, und Hugo ruhete nicht, bis er Leo beredet hatte, auf dem Titelblatte der zweiten sich als Verfasser zu nennen. So wie dieser Beifall hatte Hugo noch nie etwas erfreuet! so glücklich war er noch nie gewesen! Edle Begeisterung der Jugendfreundschaft, süße, vom giftigen Anflug der Selbstsucht noch ungestörte, Regungen des Herzens! Wohl dem, der euch in das Heiligthum der Treue vor Entweihung zu retten vermag! Ach, auch den Bessern unter uns gelingt dieß nur selten!

Der Erfolg seines Werkes erhöhete noch um Vieles Leo's Interesse für seine schriftstellerischen Arbeiten, und er begann sich mehr und mehr aus der großen Welt zurückzuziehen, deren Vergnügungen er einförmig und langweilig fand. Sorgend blickte er aber auf Hugo, denn er fürchtete, daß, wenn dieser noch einige Jahre im Wirbel der Zerstreuungen verlebte, er unwiederbringlich die Lust zur Arbeit, die Freude

an ernster nützlicher Beschäftigung verlieren werde. Doch Hugo, dessen Leben der Reiz der Abwechselung zwischen Vergnügungen und stillern Freuden fehlte, begann nach und nach in diesem großstädtischen Getreibe die Leere der Uebersättigung zu empfinden; dafür erwachte nun aber in ihm eine andere, bis jetzt schlummernde Leidenschaft: der Ehrgeiz, und die Begierde, irgend eine ausgezeichnete glänzende Rolle in der Welt zu spielen. Vergebens warnte ihn Leo; vergebens stellte er ihm vor, daß keine Leidenschaften furchtbarer sind, als die, welche uns den Sinn für häusliches Glück und einfache Freuden rauben, wie dieß unvermeidlich bei dem Ehrgeizigen der Fall ist. Er sah endlich ein, daß Hugo wirklich unfähig geworden war, sein Glück in einem einfachen und beschränkten Kreise zu finden, und bot nun selbst alles auf, ihm die Erfüllung seines Wunsches zu sichern, indem er ihm eine Laufbahn zu eröffnen suchte, die ihn schnell zum Ziele führen sollte. Die Verbindungen, welche er seiner literarischen Berühmtheit dankte, wurden jetzt von ihm benutzt, und in kurzer Zeit

konnte er seinen Freund mit der Nachricht überraschen, daß der Monarch ihn zum diensthuenden Kammerherrn ernannt habe. Hugo's Vermögen war nicht ansehnlich genug, um diesem Range gemäß am Hofe leben zu können; doch Leo konnte diesem Mangel abhelfen, indem er, der bei seiner einfachen Lebensweise wenig brauchte, ihm den Ertrag ihres bisher gemeinschaftlich verwalteten und benutzten Vermögens fast ganz überließ. Im Augenblicke der Gewährung seines Wunsches empfand Hugo nur, daß seine neuen Verhältnisse trennend zwischen ihn und den Freund seiner Seele traten; ein wahrhaft gefühlvoller Mensch liebt immer noch um vieles inniger, als er zu lieben glaubt, und es bestätigte sich auch bei Hugo, daß eine wahre Herzensneigung den Sieg über jede niedere in einer schönen Seele davon trägt; doch Leo war weit entfernt, das Opfer anzunehmen, welches Hugo ihm zu bringen entschlossen war; er fühlte, daß ihre Freundschaft nicht ausreiche, Hugo's Herz zu füllen, und daß der Wunsch, den dieser seit Monaten in der Seele trug, durch die Aufwallung einer Stunde nicht

getödtet werden könne. Nein, sagte er ihm, wir müssen jetzt getrennte Lebenswege wandeln; ich habe die Gewalt zu gut kennen lernen, welche die glänzenden Trugbilder des Ehrgeizes über deine Seele sich gewonnen haben; folge daher deinem Schicksale. Wenn aber einst dein Streben nach Rang und Glanz erstirbt, wenn du dich ermattet und enttäuscht fühlst, dann komm zu deinem Freund, deinem Bruder zurück. Du wirst ihn stets unverändert finden, gleiche Treue, gleiche Liebe, einst am Grabe noch wie jetzt in dieser Stunde!

Leo hatte Recht; denn als Hugo nach einigen Tagen sein neues Amt anzutreten berufen wurde, siegte über alle streitenden Empfindungen seiner Seele doch die Freude, mit der er den ersten Schritt auf einer Bahn that, welche er mit allem Feuer jugendlicher Selbsttäuschung eben so glänzend als ruhmvoll sich ausmalte. Doch war die Trennung beiden Freunden gleich schmerzlich, denn zum ersten Male in ihrem Leben nahmen sie am Morgen dieses Tages Abschied von einander, ohne die Gewißheit sich am Abende wie-

der zu sehen. Auch Leo verließ mit Hugo zugleich das bisher von Beiden bewohnte Haus, und bezog eine einfachere Wohnung, die er im Hause einer bejahrten Offizierswitwe sich gemiethet hatte. Tiefer noch, als er geahnet, fühlte er die Lücke, welche durch die Trennung von Hugo, der auf dem Schlosse eine Wohnung erhalten hatte, in seinem Daseyn entstanden war. Man muß es empfunden haben, wie der Reiz und die Gewohnheit des Zusammenlebens, die vieljährige treue Gemeinschaft aller Freuden und Sorgen Liebe weckt und kräftigt, um es beurtheilen zu können, wie unglücklich und trostlos man ist, wenn so theure und beglückende Bande zerrissen werden. Hugo kam oft, ihn zu besuchen, aber was bedeutet eine Stunde, wenn man gewohnt war, unzertrennlich zu seyn! Hätte er nur den Trost gehabt, an die Dauer von Hugo's Glück glauben zu können; allein er fürchtete für ihn einen eben so raschen Fall, als er durch die gewonnene Gunst des Monarchen jetzt schnell empor stieg, und diese Besorgniß wurde immer angstvoller, da Hugo für seinen Ehrgeiz in kurzer Zeit kein Ziel mehr zu

hoch fand, und kaum 26 Jahr, schon für alle alten Höflinge ein Gegenstand des Neides und der Furcht geworden war. In dieser Zeit erschien wieder ein Werk von Leo, welches seine frühern noch übertraf, und sein Name wurde einer der gefeiertesten im Vaterlande; doch — glücklich machte ihn das nicht.

Trübe und einförmig gingen so zwei Jahre hin, da erblickte Leo eines Abends auf einem Balle ein junges Mädchen, dessen Schönheit einen wundervollen Eindruck auf ihn machte. Herrmine von Wense lebte mit ihrer Mutter seit einigen Monaten in der Residenz, die sie nach Beendigung der Geschäfte, um derentwillen sie hingekommen waren, wieder verlassen sollten, um nach einem kleinen Landgute zurückzukehren, in dessen Besitz ihr ganzes Vermögen bestand. Leo ließ sich der Mutter vorstellen, tanzte mit der Tochter, und fand leicht Gelegenheit, sich von beiden die Erlaubniß zu erbitten, sie in ihrer Wohnung besuchen zu dürfen. Anfangs fühlte er durch Herminens Umgang sich nur erheitert; bald aber schmückten Welt und Leben sich für ihn

mit so zaubervollem Glanze, daß sein ganzes früheres Daseyn wie ein Traum davor zusammensank, und er jetzt zum wahren Leben erwacht zu seyn fühlte. Es gibt Lagen, in welchen die genaueste Kenntniß des menschlichen Herzens aufhört von Nutzen für uns zu seyn, weil Leidenschaft uns die Fähigkeit raubt, sie auf unsre Lage anzuwenden, das war jetzt auch Leo's Fall. Vergeblich hatte er oft die Verführungskünste beobachtet, durch welche die weibliche Eitelkeit ihren Eroberungen sich zu versichern sucht; vergeblich in seinen Schriften so zart als scharf Gefallsucht von Empfindung, die Hingebung der Buhlerei von der Kindlichkeit der Unschuld zu sondern verstanden; er vermochte jetzt nicht zu beobachten, nicht zu urtheilen: er liebte! liebte zum ersten Male mit aller Kraft seiner eben so reinen als tief empfindenden Seele! Freilich konnte er sich nicht ganz gegen das Wagniß verblinden, das für ihn darin lag, diesem neu in ihm erwachenden Gefühl eine so unbedingte Gewalt über Glück, Herz und Leben einzuräumen, denn welche Hoffnung durfte er sich erlauben? Herminens Vermögen

war höchst unbedeutend, er selbst hatte fast sein ganzes Einkommen an Hugo abgetreten, und der Ertrag seiner schriftstellerischen Arbeiten konnte nur dann für eine Haushaltung hinreichen, wenn er eine Gattin fand, die mit ihren Ansprüchen auf Glück durch einfache Häuslichkeit und stille Verborgenheit sich befriedigt fühlte. Hermine bewies sich sehr freundlich gegen ihn, sie schien gern in seiner Gesellschaft zu seyn, und vernachlässigte keine Gelegenheit, ihn anzuziehen und in ihrer Nähe festzuhalten; tausend Kleinigkeiten berechtigten ihn zu der süßen Hoffnung, ihr nicht gleichgültig zu seyn; und wenn es ihm auch nicht entgehen konnte, daß alle andere junge Männer, welche ihr den Hof machten, eben so auszeichnend von ihr behandelt wurden, so sah er darin doch keinen Beweis ihrer Gefallsucht, sondern nur ihrer Klugheit. Hermine war sehr schön, und wenn ihrem Betragen die wahre jungfräuliche Würde fehlte, was Leo aber nur für Mangel an Weltton nahm, so hatte es dafür einen Anstrich von Natürlichkeit, der bei ihrer Jugend fast allen Männern gefiel, und der auch Leo's Urtheil

bestach. In dieser Zeit fand sich eine Gelegenheit, das kleine Gütchen, welches Frau von Wense besaß, vortheilhaft zu verkaufen, und sie zog Leo, den sie wie einen vieljährigen Hausfreund behandelte, darüber zu Rathe, und gestand ihm offen, daß, ob gleich sie von den Zinsen des Kaufgeldes in der Residenz nicht leben könne, sie es doch Herminen schuldig zu seyn glaube, ihren Aufenthalt zu verlängern, weil sie hoffen dürfe, hier Gelegenheit zu einer vortheilhaften Heirath für sie zu finden, wozu auf dem Lande sich nicht leicht eine Aussicht bieten werde. Leo rieth ihr zum Verkaufe des Gutes, weil er den Gedanken, daß Herminie sonst in wenig Wochen die Stadt verlassen würde, nicht zu tragen vermochte; allein diese Unterredung, von welcher Frau von Wense gehofft hatte, daß sie eine Erklärung seiner Absichten herbeiführen werde, verdüsterte ihm alle Hoffnungen seiner Liebe. Die unverkennbare Wichtigkeit, welche Frau von Wense auf die Aussicht zu einer guten Partie für ihre Tochter legte, ließ ihn fürchten, daß die Mittelmäßigkeit seines Einkommens zu einem unüberwindlichen

Hinderniſſe für ihn werden könne, Herminens Hand zu erhalten. Traurig ſaß er am Abend dieſes Tages einſam in ſeinem Zimmer, als Hugo zu ihm eintrat. Er hatte dieſem bis jetzt ein Geheimniß aus ſeiner Liebe gemacht, da er ſie ihm nicht entdecken konnte, ohne zu verrathen, welches Hinderniß der Erfüllung ſeiner Wünſche im Wege ſtehe. Auch jetzt riß er ſich, als Hugo eintrat, aus ſeinen ſchwermüthigen Träumereien auf, um ihm heiter entgegenzueilen. Dieſer aber warf ſich in ſeine Arme und rief ihm jubelnd zu: Leo, Lieber, ich bin zum Miniſter ernannt!

Seit den drei Jahren, daß Hugo als Kammerherr Gelegenheit gehabt hatte, oft um den Monarchen zu ſeyn, hatten ihm ſeine Kenntniſſe, ſein Witz und der Adel ſeiner Grundſätze mit der Gunſt auch das Vertrauen deſſelben erworben; er zog ihn im Geheim oft über die wichtigſten Angelegenheiten zu Rathe, und forderte ihm über einen ſehr vernachläſſigten Zweig der Staatswirthſchaft ein ſchriftliches Gutachten ab. Hugo, im gewöhnlichen Leben faſt noch

Jüngling, heiter, rasch, aufwallend, lebensfroh, war ein ganz anderer Mensch, wo es den Ernst der Geschäftsthätigkeit galt. Auch in diesem Gutachten lieferte er ein Meisterstück, und Leo, dem er es zur Prüfung und zur Feile übergeben hatte, war entzückt darüber, und sagte ihm lächelnd, daß es ihm wahrscheinlich den Weg bahnen würde, in wenig Jahren Minister zu werden. Aber er ahnete nicht, daß diese Prophezeihung so schnell in Erfüllung gehen könne, denn kaum waren zwei Monate verflossen, als der Monarch Hugo in den geheimen Rath eintreten ließ, und ihm das Ministerium des Innern anvertraute.

Leo's Freude über das Glück seines Freundes war rein und uneigennützig; doch als dieser im Fortgange des Gesprächs erwähnte, wie er nun des von ihm erhaltenen Zuschusses nicht mehr bedürfe, schlug Leo's Herz rascher; er drückte Hugo's Hand: „wenn du nicht böse werden willst," sagte er, „will ich dir vertrauen, wie glücklich mich das macht." Er erzählte nun, wie er Herminen kennen gelernt habe, wie er sie lieb gewann, zu welchen Hoffnungen er sich durch den

Wiederbesitz seines Vermögens berechtigt glaube. Thränenglänzend ruheten Hugo's Blicke auf ihm — er bewunderte Leo's großmüthiges Verschweigen nicht, er dankte nicht dafür, und doch fühlte dieser, der seine Seele in seinen Blicken zu lesen verstand, sich reich belohnt! Froh schieden sie von einander, beide voll Glauben an das Glück, das sie von der Zukunft zu hoffen wagten!

Leo gestand jetzt Herminen seine Liebe, und fühlte sich unaussprechlich beglückt, als er erfuhr, daß auch er geliebt sei. Leider aber war sie unfähig, irgend ein Wesen wahrhaft zu lieben. Von einer Mutter erzogen, die selbst in ihrer Jugend höchst eitel und leichtsinnig gewesen war, wurden Eitelkeit und Gefallsucht früh die Götzen ihres Lebens. Die herzloseste Selbstsucht war der Grundzug ihres Charakters, jeder Regung wahrer Güte unzugänglich, wußte sie doch den Schein derselben sehr geschickt anzunehmen, so wie sie überhaupt durch und durch Trug und Lüge war, und es in Heuchelei und Verstellung zu einer solchen Meisterschaft gebracht hatte, daß selbst geübte Menschenkenner durch sie getäuscht wurden,

und ihr wahrer Charakter bis jetzt allen ihren Bekannten verborgen geblieben war. Sie war nichts weniger als geistvoll, und ihre Bildung beschränkte sich auf den Anflug von Talent zu diesem und jenem, den die modische Erziehung unserer Tage zu geben versteht. Doch ihre Jugend, ihre Schönheit, und der Wunsch zu gefallen, der sie nie verließ, liehen allen ihren Bewegungen, ihren Blicken, und selbst ihren unbedeutendsten Worten, einen blendenden und verführerischen Reiz, dessen Zauber Leo in aller Glut der Leidenschaft empfand. Der junge, wohlhabende, schöne, berühmte Freiherr von Kalm war für Hermine eine so glänzende Partie, daß Mutter und Tochter ihre Freude über seinen Antrag nicht verbergen konnten. Hermine sank als Verlobte an sein Herz, und von der Mutter erhielt er das Versprechen, daß diesem glücklichen Tage der Hochzeitstag bald folgen sollte. Hugo wünschte die Verlobte seines Freundes, in welcher er eine Schwester zu finden hoffte, kennen zu lernen, und Leo erbat für ihn die Erlaubniß, den beiden Damen am folgenden Abend seine Aufwartung

machen zu dürfen. Er überließ sich bei dieser Gelegenheit dem Reize, der Geliebten das Bild des Jugendfreundes zu malen, wie es in seiner Seele lebte, allein welcher Empfehlung bedurfte bei ihr noch der Minister, der Günstling des Königs! — Zu seinem Erstaunen fand er, als er am andern Morgen zu Herminen kam, das ganze Haus in unruhiger Bewegung, indem Frau von Wense, seinem Freunde zu Ehren, eine große Gesellschaft geladen hatte. Sie versicherte ihn, das könne nicht anders seyn; man dürfe einen Minister nicht so schlechthin, wie einen Freund, empfangen, und Leo mußte geschehen lassen, was er nicht zu ändern vermochte. So fand denn Hugo, als er am Abend erschien, bei Frau von Wense volle Zimmer; er suchte bei seinem Eintritte Leo mit den Augen, und dieser eilte ihm entgegen, ihm Herminen vorzustellen, die diesen Abend wirklich entzückend schön war. „Du wirst sie lieben," flüsterte er ihm zu, „denn sie ist eben so gut, als schön." Hermine verneigte sich erröthend, als Hugo ihr ehrfurchtsvoll die Hand küßte, und die Freude über den Beifall, den sie in

seinen Blicken las, gab ihren Zügen einen belebten, höchst vortheilhaften Ausdruck. Nichts erschwert überhaupt so die Ergründung des wirklichen Herzens, als diese Aehnlichkeit des Ausdrucks wahrer Empfindung und befriedigter Eitelkeit. „Sie ist schön, wie ein Engel!“ sagte Hugo, als Hermine sie verließ, um an das Piano zu treten, wo sie eine Arie singen sollte. „Und wenn du sie erst genauer kennen lernen wirst,“ antwortete Leo, der nie entzückter von ihr gewesen war, „wie natürlich sanft und liebevoll sie ist!“ Hier erhob Hermine ihre Stimme und verhinderte ihn, mehr zu ihrem Lobe zu sagen. Sie sang besser als andere anwesende Frauen, die vor ihr, von ihr dazu aufgefordert, gesungen hatten, und durch diesen Kunstgriff gelang es ihr, den Preis davon zu tragen. Hugo erschien an diesem Abend um so liebenswürdiger, da er in einer Herzensfreudigkeit sich bestrebte, es seyn zu wollen; auch gelang es ihm, den Beifall Aller zu gewinnen; und man war, als er die Gesellschaft verlassen hatte, unerschöpflich in seinem Lobe, und alle Frauen waren einstimmig der Meinung, daß der

Monarch durchaus keinen weisern und talentvollern Minister hätte wählen können. Leo's inniges Verhältniß zu dem Günstlinge gab ihm in den Augen Herminens einen Werth, der sie um vieles zärtlicher gegen ihn machte, und er schied an diesem Abend von ihr, so glücklich als man es hienieden nur zu seyn vermag, denn er fühlte durch Liebe und Freundschaft sich ja gleich beseligt.

Seit diesem Tage kam Hugo, so oft es seine Geschäfte und Verhältnisse gestatteten, zu Frau von Wense, und sein Verhältniß zu Herminen stimmte sich bald auf den der brüderlichen Traulichkeit. Ihre anfängliche Blödigkeit vor seinem Range verlor sich schnell; sie verstand, wie in der Regel alle eitle, flach gebildete Frauen, sich vortrefflich auf ein gewisses zierliches Geschwätz, was eine geistreiche Französin einmal le commerage de la bonne societé nannte, und ließ sich gern auf jene Art von Neckerei und Wortgefecht ein, die den Mangel an Ideen und Kenntnissen nur so leichter zu verkleiden pflegt, weil es ihr anlockt, von allen Gemeinsprüchen Gebrauch zu

machen. Geschäftsmänner stimmen sich in der Unterhaltung mit Frauen vorzüglich gern auf diesen Ton, und auch Hugo fühlte sich dadurch angezogen. Nahm das Gespräch durch Leo's Einmischung eine gehaltvollere Wendung, oder wurde es zu einem wirklich witzigen Wortgefechte, so sprach sie selten mit ein, aber die Aufmerksamkeit, mit welcher sie auf jedes von Hugo's Worten horchte, und was er sagte, durch einen süßen Blick billigte, konnte Hugo'n nicht entgehen. Unwillkürlich hing sein Auge an ihr, und da er in seiner Lage die Frauen in der Regel nur geputzt sah, so fand er Herminen in ihrer zierlichen und geschmackvollen Hauskleidung schöner, als alle. Die Stunden entflohen ihm in ihrer Gesellschaft mit Blitzesschnelle, oft sogar vergaß er es, daß wichtige Geschäfte ihn in sein Kabinet zurückriefen, und fast nie nahm er Abschied, ohne Leo die Versicherung zu wiederholen, daß er, im Besitze eines solchen Engels, der glücklichste aller Menschen sei.

Leo freute sich der Freundschaft, die zwischen ihm so theuern Menschen erblühte. Jeder Mor-

dacht blieb seinem reinen Herzen fremd, aber selbst dann, wenn sein Vertrauen nicht so unbedingt, nicht so ungetrübt gewesen wäre, hätte Herminens Bestreben ihrem Betragen das Gepräge der unbefangensten Offenheit zu geben, dies begründen müssen. Auch war jeder strafbare Gedanke fern von Hugo's Seele; tausendmal lieber würde er den Tod erlitten haben, als den Gedanken in sich aufkommen lassen, Leo mit seiner Geliebten zugleich das Glück seines ganzen Lebens rauben zu wollen. Aber Hugo hatte bis zu diesem Zeitpunkte nur geliebelt, nicht geliebt, er fürchtete die Macht der Leidenschaft nicht, weil er sie nicht kannte, und gab sich sorgenlos dem Zauber hin, der für ihn in dem vertraulichen Umgange mit einem schönen Weibe lag, das ihn sichtlich auszeichnete, ohne je das Gefühl ergründen zu wollen, welches ihn zu ihr hinzog. Hätte er die Theilnahme, welche Hermine ihm bewies, für mehr als rein freundschaftliches Wohlwollen gehalten; hätte er mit Ernst geprüft, was er selbst für sie empfand, so würde er die Gefahr, die ihm drohte, erkannt, und sie geflohen haben;

allein sein Kopf war zu beschäftigt, als daß ihm Zeit übrig geblieben wäre, sich mit seinem Herzen zu verständigen, und wenn er zu Herminen ging, glaubte er treuherzig, es geschehe nur, um Leodoxt zu finden. Ganz anders war Herminens Lage und Stimmung. Der Glanz, der den Günstling des Monarchen umstrahlte, war nur zu verführerisch für ihre Leo gelobte Treue; sie wußte, wie schön er sie gleich bei'm ersten Anblicke gefunden hatte, und glaubte alles von dem Eindrucke hoffen zu können, den ihre Reize auf ihn machten, und der, wie sie wohl erkannte, von Tag zu Tag tiefer und mächtiger wurde. Verhehlen konnte sie sich freilich nicht, wie schwierig es seyn würde, Hugo zu dem Entschlusse zu bringen, einen so geliebten Freund, wie Leo, aus ihrem Herzen zu verdrängen, und seine Stelle darin einzunehmen, aber sie glaubte alles von der Zeit, von der Macht der Liebe, und von ihrer eigenen Geschicklichkeit hoffen zu dürfen, und dann blieb ihr ja Leo immer noch, wenn es ihr mißlang, Hugo's Gemahlin zu werden. Je sichtlicher daher Hugo's Empfindung für sie sich zur

Liebe ſteigerte, deſto angelegentlicher ſuchte ſie den Schleier der Täuſchung zu verdichten, der Leo's Auge verhüllte. Frauen von gemeiner Seele ſind bei beſchränktem Geiſte doch zur Intrigue eben ſo geneigt, als geſchickt; denn keine ihrem Zwekke fremdartige Idee, keine Regung tiefern Gefühls vermag es, ſie von der Verfolgung eines Plans abzuziehen, und da ihr Herz nie im Spiele iſt, gelingt es ihnen, den Gegenſtand ihres Planes immer mit ganz kaltem Blute beobachten zu können.

Es war daher Herminen auch nicht entgangen, daß Eitelkeit Hugo's Hauptfehler war, und ſie wuſte die Blöſſen, welche dieſer armſelige Fehler jedem gibt, der ihn beſitzt, ſehr geſchikt zu benutzen, und ließ keine Gelegenheit vorbei, dieſer Schwäche auf das verführeriſcheſte zu ſchmeicheln. Jeder eitle Menſch ſpricht gern von ſich ſelbſt, und Hermine ſchien Hugo von nichts lieber reden zu hören, als von ſeinem eignen Ich. Nie zeigte ein Weib ſich ſanfter, zärtlicher, wüthiger geliebt zu werden, als ſie; war aber Leo abweſend, und das Geſpräch fiel auf ihn, ſo re-

dete sie stets nur von der hohen Achtung, die sie für ihn empfinde, nie aber in Hugo's Gegenwart von ihrer Liebe für ihn; doch wußte sie es geschickt zu vermeiden, ihn zum Gegenstand einer längern Unterhaltung zu machen, und fand stets Mittel, das Gespräch auf Hugo selbst zurückzuführen. Mit welchem Antheile schien sie dann ihm zuzuhören, süß lächelnd, den Blick auf ihn geheftet, lauschte sie auf jedes seiner Worte. Man hätte darauf schwören sollen, daß jedes derselben ihr wichtig sei, jedes zu ihrem Herzen dringe, und doch war sie, wenn er redete, innerlich nur mit der Sorge beschäftigt, ihren Blicken und Zügen den angemessensten, vortheilhaftesten Ausdruck zu geben. Sie lobte ihn auf jene feine Weise, die selbst bescheidenen Menschen wohlthut, weil das Lob den Lippen unwillkührlich zu entfliehen scheint, und obgleich Hugo als Minister und Günstling der Sprache der Schmeichelei gewohnt war, berauschte sie ihn doch aus ihrem Munde, süß und neu. Mit Entzücken dachte er daran, daß er sie, als Leo's Gattin, täglich werde sehen können. Welchen Antheil, sagte er sich, nimmt

sie nicht an meinem Glücke und an meinen Plänen für die Zukunft. Leo ist gleichgültig bei manchem, was ihm kleinlich erscheint, und das hält mich zuweilen ab, mit ihm davon zu reden, aber ihr kann ich alles sagen; sie interessirt sich für tausend Dinge, wofür sich Leo nicht interessirt, und gewiß, nur die Frauen besitzen jene Zartheit und Feinheit des Gefühls, die uns zum unbedingten Vertrauen ermuntert, weil sie uns mit ihrer Theilnahme auch ihre Nachsicht verbürgt. Verblendet gegen den wahren Zustand seines Herzens eilte Hugo mit raschen Schritten dem Abgrunde zu, der sich vor ihm öffnete. Bald kam es so weit, daß er die Gelegenheit suchte, mit Herminen allein seyn zu können; dann war ihm die Dazwischenkunft eines Dritten unerträglich, und selbst Leo's Erscheinung lästig. Frau von Wense wünschte, daß eine Tante, deren Erbin Hermine zu werden hoffte, bei der Vermählung gegenwärtig seyn möchte, und da die Ankunft dieser Tante sich von Woche zu Woche verzögerte, konnte Leo mit allen seinen Bitten es nicht bewirken, daß man auf ihre Gegenwart bei der

selben Verzicht leistete. So unmuthig er darüber war, so gleichgültig schien Hermine dagegen zu seyn, und Hugo wußte ihr diese Gleichgültigkeit Dank, ohne sich selbst zu fragen: Warum?

Endlich konnte Hermine nicht mehr an ihrem Triumphe zweifeln, und ohne daß Hugo je das Wort Liebe gegen sie ausgesprochen hatte, fühlte sie sich leidenschaftlich von ihm geliebt. Allein ihr Wissen um dies Geheimniß seines Herzens reichte nicht hin; er selbst mußte zur Erkenntniß desselben kommen, und von seiner Leidenschaft auf den Punkt geführt werden, wo ihm nur die Wahl zwischen seinem Freunde und einer angebeteten Geliebten blieb. Hier aber zeigte sich all ihr Sinnen fruchtlos, und ohne alles aufs Spiel zu setzen, durfte sie keinen Schritt wagen, dessen Erfolg ungewiß war. Der Zufall begünstigte sie indessen über ihr Erwarten. Eines Abends saß sie im Garten zwischen beiden Freunden. Leo sprach von dem Glücke, das ihn erwarte, wenn er unauflöslich mit ihr verbunden, sein Leben ungetheilt zweien Wesen weihen würde, die ihm gleich theuer seyen. „Oft," fuhr er

fort, „scheint mir mein Glück nur ein Traum, und mein Herz vermag die Seligkeit desselben nicht zu fassen, und doch, Hermine, um wie vieles glücklicher werde ich noch seyn, wenn du erst ganz mein, ganz mein süßes geliebtes Weib bist.“ Er drückte sie bei diesen Worten an sein Herz, und umarmte sie mit inniger Zärtlichkeit. Hugo erblaßte; ein furchtbarer Schmerz durchzuckte seine Seele, der Schleier der Verblendung sank, und er erkannte, welcher furchtbaren Gewalt er zum Raube geworden war. Halb bewußtlos fand er auf, um vor einem Anblicke zu fliehen, der ihn zu tödten drohte. Leo sah seine Bläße, seine zerstörten Züge. „Um Gottes willen, was ist dir?“ rief er erschreckend.

„Mir ist nicht wohl,“ stammelte Hugo kaum hörbar, „vielleicht, daß die Abendkühle,“ — er konnte nicht vollenden, und sank auf den eben verlassenen Sitz zurück.

„Er ist krank!“ rief Leo, „Hermine, bleib bei ihm, ich hole Hülfe.“

Er flog bei diesen Worten davon, und Hermine lächelte der Erfüllung ihrer Wünsche entge-

gen. „Bleiben Sie," sagte sie zu Hugo, der seinem Freunde folgen wollte, „die frische Luft wird Ihnen gut thun." —

„Lassen Sie mich fliehen, Hermine," antwortete er, „ich bin der Unglücklichste aller Menschen." — „Um Gottes Willen!" rief sie, und Thränen füllten ihre Augen, „was fehlt Ihnen, liebster, bester Freund?" Er beugte das Gesicht auf ihre Hände nieder, seine Thränen flossen, — „lassen Sie mich sterben," flüsterte er. Sie bog das Gesicht zu ihm nieder, und mit einem Tone, dessen Gewalt über sein Herz sie kannte, nannte sie flehend, zärtlich seinen Namen.

„Bin ich denn noch nicht strafbar genug!" rief Hugo verzweifelnd aus: „Engel, willst du mich in meiner tiefsten Erniedrigung vor dir in Scham und Entsetzen vergehen sehn! alles, was heilig heißt, habe ich verrathen, und du bist es, für die ich es verrieth; strafe mein Verbrechen, ich liebe dich, Hermine, ich bete dich an." —

Sanft weinend wandte Hermine, wie erröthend, das Gesicht ab. „O Hugo," seufzte sie leise, „wie unglücklich sind wir dann beide." —

„Wie," fragte er leise, „liebst du Leo nicht?" — „Nein," flüsterte sie, und senkte das Gesicht auf seine Schulter nieder, „ich habe ihn nie geliebt." — „O," rief er, „möge dieser Augenblick der letzte meines Lebens werden, aber sage mir einmal, daß du mich liebst und laß mich da... zu deinen Füßen vor Reue und Seligkeit sterben." — „Hugo," flüsterte sie zitternd, „ich liebe nur dich!" Ihre Lippen begegneten hier den seinigen; Alles war von ihm vergessen, nur sie, die jetzt an seinem Herzen lag, für ihn da in der Schöpfung —

„Laß mich," rief sie leise, „Leo kommt." Kein Blitzstrahl hat je tödtender getroffen, wie dieses Wort. Voll Entsetzen schrie Hugo laut auf, und unfähig, den Blick des Freundes zu ertragen, stürzte er sinnlos fort.

Hermine behielt kaum eine halbe Minute Zeit, auf einen Vorwand für seine Entfernung zu denken, als Leo schon vor ihr stand, von einem Diener begleitet, und alles herbeibringend, von dem er glaubte, daß es Hugo heilsam seyn könne. Erstaunt, ihn nicht mehr zu finden, fragte er Hermionen nach ihm. „Ist er ihnen nicht begeg-

net?" fragte sie verwundert; „er befand sich besser, und hat mich verlassen, um nach Hause zu gehen."

Leo begriff nicht, wie er ihr verfehlt habe, allein der einzige Gedanke, der ihm Aufschluß darüber zu geben vermochte, nahete sich seiner Seele nicht. Hermine beobachtete ihn schweigend, sie wünschte, daß er die Wahrheit errathen möchte; aber sie wagte nicht, sie ihm selbst zu gestehen, und ärgerte sich über seine Verblendung, welche ihr, die sie von der Kraft des Vertrauens in einer reinen Seele keinen Begriff hatte, als Einfalt erschien. Leo nahm Abschied von ihr, um über das Befinden seines Freundes Nachricht einzuziehen; der Kammerdiener sagte ihm, er habe sich niedergelegt und befohlen, ihn nicht zu stören. Besorgt verließ er Hugo's Wohnung, doch noch unruhiger, als er, brachte Hermine die Nacht zu. So glühend auch die Leidenschaft war, welche Hugo für sie fühlte, so maßte sie doch von der Qual der Gewissensbisse, die er empfand, alles fürchten. Noch immer hörte sie den Schrei des Entsetzens, mit welchem er aus ihren

Armen sich gerissen hatte, und bangte, daß er fähig seyn möchte, die Liebe der Freundschaft zu opfern. Wenn Leo ihn noch am Abende gesprochen hatte, wenn jetzt, da sie nicht gegenwärtig war, ein Gefühl, das sie Schwäche nannte, über die Macht ihrer Reize vielleicht den Sieg davon getragen, er sich auf immer von ihr losgesagt hatte! — Diese Besorgnisse hielten bis zum Morgen den Schlaf von ihrem Lager entfernt, und als endlich ihre müden Augen sich schließen wollten, brachte man ihr folgenden Brief von Hugo, der alle ihre Besorgnisse rechtfertigte.

„Nach einer in Folterqualen zugebrachten „Nacht empfange ich ein Billet von Leo, in „welchem er, den wir so beleidigt haben, mit „größter Zärtlichkeit nach meinem Befinden „fragt. Er, dieser edle, vortreffliche Mensch, „dieser Freund ohne Gleichen, ist in der „Arglosigkeit seines Herzens noch um mich „besorgt, und bangt um mich! — Hermine, „wir sind sehr strafbar, aber Pflicht und „Ehre müssen uns die Kraft geben, es nicht „in noch höherem Grade zu werden. Leo

„betet Sie an, er ahnet nichts, laſſen Sie
„uns ſein Herz nicht durch Enthüllung uns
„ſers Vergehens zerreißen. Werden Sie ſei-
„ne Gattin. Sie werden ihn lieben — wer
„könnte ihm Liebe verſagen, ihm, deſſen
„Herz der geweihete Altar jeder Tugend iſt!
„— Sie werden glücklich machen, und ſelbſt
„glücklich ſeyn. Vergeſſen Sie ein Geſtändniß,
„das meinen Lippen nie hätte entfliehen ſollen,
„und das ich mit mir in's Grab genommen
„haben würde, wenn nicht ein unſeliger
„Taumel mich meiner Vernunft beraubt hät-
„te. Leben Sie wohl, Hermine, leben Sie
„wohl bis zu dem Tage, wo ich Sie ohne
„Gefahr wieder ſehen kann, wo Sie nur eine
„Schweſter für mich ſeyn werden. Hermi-
„ne, dies iſt mein Lebewohl für immer, denn
„ich kann ſterben, aber Leo verrathen, ihn
„um das Glück ſeines Lebens betrügen, das
„kann ich nicht.“

Den Blick ſtarr darauf geheftet, hielt Hermine dies Blatt, als ſie es geleſen hatte, lange noch unbeweglich in der Hand. Alle ihre

Plane waren vereitelt, alle ihre Hoffnungen zerstört; doch plötzlich sah sie in diesem Briefe selbst ein Mittel, das Ziel zu erreichen, das ihrer Eitelkeit und ihrem Hochmuthe so begehrungswerth erschien. Sie mußte diesen Brief wie durch Zufall in Leo's Hände spielen, und diesen dadurch mit dem Geheimnisse seines Freundes bekannt, und zum Schiedsrichter seines Schicksals machen.

Hermine zeigte sich, als Leo am Morgen zu ihr kam, traurig und träumend, ohne ihm, da er nach der Veranlassung ihres Trübsinns fragte, diese gestehen zu wollen. Er kam am Abend wieder, und jetzt fand sie die Gelegenheit günstig, bei'm Herausgehn aus dem Zimmer den Brief zu seinen Füßen fallen zu lassen. Leo hob ihn auf, und da er die Schriftzüge seines Freundes erkannte, schlug er ihn aus einander, aber welch' ein vergifteter Pfeil drang in sein Herz bei Entdeckung des unglücklichen Geheimnisses, das er barg. Ein Augenblick raubte ihm die Geliebte und den Freund, und mit ihnen schieden Glauben, Vertrauen und Treue, diese heiligen Schutzgeister des menschlichen Glücks, von ihm, — ver-

rathen, betrogen von ihnen, denen er in der Sicherheit der reinsten Liebe sein ganzes Daseyn übergeben hatte, erlitt er den allerbittersten Schmerz, der hienieden empfunden werden kann! Noch einmal las er das unglückselige Blatt; Hugo erschien ihm nun weniger strafbar, er wußte ihm seine Reue, seine Selbstvorwürfe Dank; aber Hermine, sagte er sich, großer Gott, Hermine! so jung noch und schon so falsch! Mit welcher Unbefangenheit, mit welcher Ruhe sprach sie gestern Abend mit mir, als er vor meinem Anblicke geflohen war! Wie hätte ich auf den Gedanken kommen können, von ihr nicht mehr geliebt zu seyn, doch was sage ich! hat sie denn je mich geliebt!

Hier glaubte er sie zurückkommen zu hören, und entschlossen, sie nie wieder zu sehen, verließ er eilig ihre Wohnung. Besinnungslos durchstrich er mehrere Gassen, und kam, ohne es selbst zu wissen, vor das Thor. Der Abend dunkelte schon, am Himmel funkelten tausend Sterne, und in der Natur war jene still erhabene Feier, welche die Seele zu Gott erhebt. Leo richtete

den Blick zum Himmel empor; er fühlte sein Herz ruhiger schlagen, und tief betrübende Wehmuth trat an die Stelle der bittern Verzweiflung, die er in den ersten Augenblicken empfunden hatte. Er stand vor einem Kirchhofe, die Thür desselben war nicht verschlossen, er trat in den stillen Bezirk ein, und warf sich auf einem Grabe nieder, das vielleicht auch ein Herz deckte, welches wie das seine, vom Sturme der Leidenschaft bewegt, dann erst Ruhe fand, als es in keiner Brust mehr schlug. Das Andenken an seine verstorbene Pflegemutter erwachte in seiner Seele, sterbend hatte sie ihn und Hugo zu Liebe und Einigkeit eingesegnet, und zu Gott gebetet, daß er den Söhnen ihrer Wahl und ihres Herzens die Zuversicht der Freundestreue bis zum Grabe bewahren möge. Leo's Thränen flossen bei dieser Erinnerung. O meine Mutter, rief er, wenn dein seliger Geist noch auf diese Erde niederblickt, so sende mir jetzt Trost von oben. Als du sterbend unsere Hände in einander legtest, ahnetest du nicht, daß wir je aufhören könnten, uns zu lieben, daß Hugo mein Herz bre-

chen, und freylich das Glück meines Lebens zerstören würde. Die Bande sind zerrissen, welche Liebe, Natur und Tugend knüpften; ich habe keinen Freund, keinen Bruder mehr, ich bin allein auf dieser Welt! Ihm war, als fühlte er sein Herz bei diesem Gedanken brechen; er zog Hugo's Brief an Herminen hervor, und näherte sich einer Lampe, die in einer kleinen Kapelle brannte, um ihn noch einmal zu lesen. Jetzt rührte ihn jedes Wort, das er enthielt; der Schmerz und die Reue, die sich, von Hugo tief und wahr empfunden, darin aussprachen, gaben dem Freunde nach und nach alle seine Rechte auf Leo's Herz wieder! er sah ihn, im Kampfe mit einer gewaltigen Leidenschaft, alle Qual erdulden, die er selbst empfand, und fühlte, er verdiene mehr sein Mitleiden, als seinen Zorn. Habe ich denn etwa gelebt, fragte er sich selbst, ihn nur so lange zu lieben, als ich mich durch seine Liebe beglückt fühlen würde? Kennt die wahre Freundschaft eine Gränze für ihre Theilnahme? bringt sie nur die leichtern Opfer, und wendet sich ab, wo größere von ihr gefordert werden? wenn es

meinem Freunde, meinem Bruder an Vertrauen zu mir gefehlt hat, darf ich es desfalls an Großmuth fehlen lassen? Nein, Hugo, du sollst das Herz kennen lernen, das wohl sein verlornes Glück beweinen, aber nicht in der Treue wankend werden kann.

Noch in dieser Nacht schrieb Leo folgende Zeilen, die er Hugo am Morgen zusandte:

„Der Zufall hat mir deinen Brief an Hermi„nen in die Hände gespielt; ich weiß al„les. Zum ersten Male seit unserer frühe„sten Kindheit hat es dir an Vertrauen zu „mir gefehlt, und doch würde ich weniger „unglücklich seyn, wenn du dein Herz dem „Freunde geöffnet hättest, der dich be„klagt, und immer noch liebt. Hermine liebt „dich, genieße deines Glückes, ohne es „dir durch Vorwürfe zu trüben. Ich ver„gebe dir alles, aus innerstem Herzens„grunde verzeihe ich dir, aber wiedersehn „will ich dich nur, wenn du mit ihr ver„mählt bist.“

Leo war, als er diese Zeilen geschrieben hatte, mit sich selbst zufrieden, und das beruhigt immer. Er hatte einen festen Entschluß gefaßt; er hatte gehandelt; doch — wie weit war die Erleichterung, die ihm das gewährte, von jener Beruhigung entfernt, die zu der Hoffnung berechtigt, daß wir uns einst getröstet fühlen werden. Herminens Bild stand wie durch Zauberei festgebannt vor seiner Seele; er sah sie nicht in ihrer wahren Gestalt, sondern geschmückt mit all der Seelenschönheit, die er ihr geliehen, und die Thränen, die er über ihren Verlust weinte, waren viel bittrer, als die, womit er ihren Tod beweint haben würde, wenn das Grab ihm die Geliebte unentweiht entrissen hätte. Man liebt ein Wesen, das man nicht mehr achtet, doch noch lange, denn die Erinnerungen unseres Glücks und unsers Wahnes behaupten noch lange ihre Gewalt über unser Herz. Alle Wonne, alle Qual derselben muß erst oft von uns durchempfunden, unsere Fähigkeit, zu leiden, bis zur Erschöpfung ergründet seyn, ehe sie allmählig zu ersterben beginnen, und wenn endlich diese Erinnerungen der

Liebe und des Glückes welken, wie oft welkt da der Mensch ihnen selbst nach! Auch Leo sah Herminen jetzt nur, wie sie ihm Liebe zulächelte, und ganz Huld, ganz Freude in seinen Armen gewesen war. Es war nur ein Traum, sagte er sich selbst, aber welche Wahrheit der Empfindung verstand sie nicht täuschend zu erheucheln! und war denn nicht mein Glück ein wirkliches? würde ich nicht fortwährend in einer Verblendung mich beglückt gefühlt haben, und es also wahrhaft gewesen seyn!

Vielleicht hat er Recht, und von goldner Täuschung angelächelt, kann der Mensch der Wirklichkeit entbehren — doch edler ist der Ernst der Wahrheit und zuverlässiger, denn noch ehe das Grab uns empfängt, gelangen wir zum Ziele, wo jede Täuschung, jede Verblendung in sich selbst zerfällt und wehe dem, der den Gehalt des Lebens ihr geopfert hat!

Noch war der Diener, der Hugo das Blatt seines Freundes überbracht hatte, nicht zurück, als Leo hastig an seiner Zimmerthüre klingeln hörte; er öffnete selbst, und Hugo stürzte blaß

und entstellt in seine Arme. „Um Gottes willen," rief er, „sage mir, daß du mich noch liebst, und meiner Ehre vertraueſt, oder laß mich augenblicklich sterben."

„Was willſt du hier?" fragte Leo ernſt, indem er ſich aus ſeinen Armen wand und einige Schritte zurücktrat.

„Du ſtößt mich von dir," rief Hugo verzweifelnd, „du verachteſt mich! du liebſt mich nicht mehr." — „Nein, Hugo," antwortete Leo, indem er ihm die Hand reichte, „ich liebe dich wie immer, und deine Gegenwart und der Zuſtand, worin ich dich ſehe, würden mich mit dir verſöhnen, wenn es einer Verſöhnung bedürfte, aber ich bedarf einiger Zeit der Einſamkeit, damit der Tag bald komme, wo ich mich deines Anblicks wieder ungetrübt erfreuen zu können vermag."

„Höre mich, Leo," ſagte Hugo, „ich habe dich leider tiefer und bitterer gekränkt, als es dein größter Feind zu thun vermöchte, doch der Himmel iſt mein Zeuge, daß mein Verbrechen unwillkürlich iſt. Ich habe dich nicht betrogen, ich betrog mich ſelbſt; und dieſe grauſame Leis

denſchaft hat ſich meiner Seele bemeiſtert, ohne daß ich ihr Daſeyn auch nur ahnete. Ich glaubte immer noch, Herminen wie eine Schweſter zu lieben, und ſie wird dir geſagt haben —"

„Sie hat mir nichts geſagt," unterbrach ihn Leo.

„Vorgeſtern erſt," erwiederte Hugo, „habe ich den wahren Zuſtand meines Herzens erkannt, und du biſt ſelbſt Zeuge meines Schreckens über dieſe Entdeckung geweſen. Du ließeſt mich mit ihr allein; ich hätte ſchweigen und fliehen ſollen, allein, außer mir, aller Beſonnenheit beraubt, entfloh das unglückſelige Geheimniß meinen Lippen, — doch nur mit Abſcheu gedenke ich jenes Augenblicks, und möchte dir mit meinem Leben das geraubte Glück zurückerkaufen. Ich könnte es nicht ertragen zu leben, wenn du aufhörteſt mich zu lieben!"

„Ja," ſagte Leo gerührt, „ich glaube dir."

„Kannſt du mir verzeihen?" fragte Hugo bewegt. „Kannſt du mich noch achten, mir noch vertrauen? Bedenke aber auch, daß es dir unmöglich ſeyn würde, mich täuſchen zu können; bedenke, daß wir ein Herz und eine Seele ſind,

und daß die Arglosigkeit, die mich verblendete, dir meine Unschuld beweiset. Doch rechtfertigen kann mich das nicht; sie mußte mir heilig seyn, sie durfte nie erfahren, daß ich sie liebte — ich bin der unwürdigste aller Menschen."

„Richte dich nicht so strenge," fiel Leo ein. „Zu gut weiß ich, welche Macht die Leidenschaft über uns zu gewinnen vermag, und dann liebt dich ja Hermine, und hat dir ja auch ihre Liebe gestanden, wie ich aus deinem Briefe gesehen habe."

„Ich muß es dir bekennen," antwortete Hugo betrübt.

Auch mir gestand und schwur sie Liebe, dachte Leo, und ein bitteres Lächeln flog um seinen Mund, aber er schwieg.

„Ich empfindt es," hub Hugo an, „seit ich in meinem eignen Herzen gelesen habe, daß Freundschaft und Hochachtung nicht ausreichen, die Forderungen der Liebe zu befriedigen, und fürchte daher, daß du für sie verloren bist."

„Wir sind unwiederruflich von einander ge-

schieden," sagte Leo ernst, „und nichts steht deinem Glücke im Wege —"

„Das sagst du mir, wenn du so liebst, wenn du leidest," unterbrach ihn Hugo mit dem rührenden Ton eines sanft klagenden Vorwurfs.

„Ja," antwortete Leo, „ich leide tief und schmerzlich, aber," fuhr er fort, indem er ihm die Hand reichte, „denkst du denn, daß ich in dem Gedanken, dich unglücklich zu wissen, Trost finden werde Müssen wir nicht im Gegentheil hoffen, daß Zeit und Vernunft mir leichter zu Hülfe kommen werden, sobald ich mir sagen darf, daß du glücklich bist? — Gewiß, ich werde um vieles ruhiger seyn, wenn ich dich erst mit ihr verbunden weiß —"

„Nie," sagte Hugo heftig, „soll ein Weib mein werden, das ich mir vom Herzen gerissen habe."

„Befrage dein Herz," erwiederte Leo, „und laß uns wahr und offen mit einander reden, wie wir es bis zu diesem Tage stets gethan haben. Glaubst du, daß du Hermine bald würdest vergessen können?"

„Nein," antwortete Hugo ohne Zögern, „ich werde sie lieben, so lang ich lebe."

„Nun wohl," sagte Leo, „ich fühle, daß ich sie vergessen kann," und wirklich gedachte er in diesem Augenblicke der Undankbaren nur mit Unmuth — „von dem Augenblick an, wo sie dir Liebe gestand, ist sie für meine Liebe gestorben; keine irdische noch himmlische Macht vermag sie mir zurückzugeben; sie ist unwiederbringlich für mich verloren. Bringe mir daher kein vergebliches Opfer, und denke daran, daß ich nur in dem Bewußtseyn, dich glücklich zu wissen, Ersatz finden kann."

„Wie," rief Hugo, „ich sollte mich mit einem Wesen verbinden, das du hassen mußt, sobald du aufhörst es zu lieben; ich sollte ein Band knüpfen, das alle Bande zwischen uns zu lösen droht? Glaubst du denn, daß ich ohne dich zu leben vermag?"

„Kann ich es denn ohne dich?" fragte Leo, „freilich vermag ich jetzt nicht zu bestimmen, welches Gefühl in meinem Herzen an die Stelle der Liebe treten wird, die ich für Hermine em-

pfinde, wahrscheinlich aber wird es Gleichgültigkeit seyn."

„Nein," rief Hugo, „das ist unmöglich, man kann sie nur vergöttern oder hassen! Du müßtest sie nie geliebt haben, um je gleichgültig gegen sie werden zu können."

„Und verräthst du nicht dadurch," erwiederte Leo, „wie leidenschaftlich glühend du sie liebst?"

„Auch will ich das nicht läugnen," antwortete Hugo, „ich bete sie an, und sie ist das erste und einzige Weib, das ich je geliebt habe, je lieben werde. Ein Wort von ihr stillt jede Qual meines Herzens, ein Blick, ein Laut von ihr reicht hin, meine Sinne zu entflammen; ich habe sie nie verlassen, ohne mit Entzücken an den Augenblick zu denken, wo ich sie wiedersehn würde, und doch treffe mich der Fluch des Himmels, wenn ich den Gedanken ertragen kann, sie je mein zu nennen, und dich zum Zeugen eines Glückes zu machen, das dir selbst bestimmt war; dieser Gedanke wandelt alle Empfindungen meines Herzens um, und mir ist dann, als wenn meine Liebe für Hermine eisig erstarrte."

„Du zweifelst, weil du mich nach dir beurtheilst, an meiner Kraft, und fürchtest meine Verzweifelung. Bedenke aber, daß ich nicht geliebt bin, und du wirst dann mehr Zutrauen zu mir fassen. Sieh Herminen wieder, und wenn du sie nach einiger Zeit noch liebst und achtest — unwillkürlich betonte Leo dies Wort stärker — wie in diesem Augenblicke, so nimm keinen Anstand, dich mit ihr zu verbinden."

Leo, dessen Charakterfestigkeit bei innerm Sturme den Schein von äußrer Ruhe zu bewahren vermochte, entriß Hugo das Versprechen, daß er Herminen wiedersehen wolle, und übergab ihm zur Bestellung an Frau von Wense einen Brief, worin er ihr ganz einfach meldete, daß ein dringendes Geschäft ihn eilig auf einige Tage zu verreisen nöthige. Hugo durchirrte, während Leo schrieb, in unbeschreiblicher Seelenangst das Zimmer. Er haßte, er verachtete sich selbst, nur in Leo's Gegenwart athmete er leichter. Zwei gleichmächtige Empfindungen kämpften in seiner Seele, und er schauderte vor dem Gedanken, Herminen zu heirathen, wie vor dem, ihr zu entsagen. Ent-

scheidend wichtig war es für ihn, Leo's wahren Seelenzustand zu erforschen; er kannte den Edelmüth seiner Seele zu gut, um der Ruhe zu trauen, die er zeigte, und ein Wort des Unmuths und des Vorwurfs, von ihm gegen Herminen ausgesprochen, würde ihr Schicksal in Hugo's Herzen entschieden haben. Er mußte endlich seinen Freund verlassen, doch geschahe es mit dem festen Vorsatz, am Abend mit ihm zurückzukehren, und ihn so sorgsam zu beobachten, daß keine Falte dieses edlen, aber gewiß tief und schmerzlich verwundeten Herzens ihm entgehen sollte. In jeder andern Lage würde Leo für seinen Kummer Trost in Hugo's Armen gefunden haben, allein das eben war die Grausamkeit seines Geschicks, daß es trennend zwischen ihm und dem Freunde stand. Aus Stolz hatte Leo es sich versagt, irgend einen Vorwurf gegen Herminen auszusprechen: das hatte ihn aber gezwungen, zum ersten Male in seinem Leben gegen seinen Freund nicht ganz unverstellt offen zu seyn, und kaum hatte Hugo sich entfernt, als Leo sich befragte, ob sein Schweigen ihn nicht vielleicht strafbar ge-

gen seinen Freund mache, und es großmüthiger von ihm gewesen seyn würde, seine Klagen auszusprechen, und ihm die Falschheit zu entdecken, mit welcher Hermine ein so herzloses Spiel mit den Versicherungen und Gelübden ihrer Liebe für ihn getrieben hatte. Ist er aber nicht zu verblendet, um mir zu glauben? fragte er sich selbst. Würde er meine Klage nicht dem Unmuth und der Rachsucht zugeschrieben haben? Wir beurtheilen dieselbe Handlung, je nachdem sie uns schmeichelt oder verletzt, auf sehr verschiedene Weise, und wie leicht entschuldigt man nicht eine Untreue, zu der wir selbst Veranlassung geworden sind. Auch bedachte Leo, daß Hugo, als der allmächtige, von allen gefeierte, in Glanz und Pracht lebende Günstling und Minister des Monarchen, im Besitz ganz andrer Mittel sei, ein eitles Weib zu fesseln, als ihm zu Gebote gestanden hätten, und daß Hermine, wenn nicht aus Liebe, doch aus Eigennutz und Hochmuth ihm treu ergeben bleiben werde. Er konnte daher sein Schweigen nur billigen, allein er fühlte auch, daß es ihm unmöglich sei, den peinlichen

Zwang länger zu ertragen, den Hugo's Gegenwart ihm jetzt auflegte, und daß, wenn gleich die Liebe zu dem Freunde mächtig genug sei, in seinem Herzen über jedes andre Gefühl zu siegen, er doch einige Zeit von ihm getrennt leben müsse. Er schrieb ihm, ohne ihm jedoch den Ort seines künftigen Aufenthalts zu nennen, einen sehr liebevollen Brief, in welchem er ihm mit seiner Abreise zugleich den Entschluß kund that, nicht eher zurückzukommen, als bis Hermine verheirathet sei, und er ihrer mit Ruhe zu gedenken vermöge.

Sobald er diesen Brief abgesandt hatte, verließ er die Stadt, ohne selbst zu wissen, wohin er wandern wolle. Hugo hatte den Abend am Hofe zubringen müssen, und erhielt daher erst spät in der Nacht, als er nach Hause kam, Leo's Brief. Die liebevolle Innigkeit desselben tröstete ihn beruhigend, doch kämpfte er lange mit sich, ehe er den Entschluß gewinnen konnte, selbst der Ueberbringer von Leo's Brief an Frau von Wense zu seyn. Der Gedanke an die Angst und Unruhe, der sich Hermine Preis gegeben fühlen

mußte, entschied endlich, und er fuhr am Abend zu ihr. Es war ihm angenehm, Gesellschaft vorzufinden, da ihn dieß, wie er hoffte, einer genauern Befragung über die Ursache von Leo's Reise, von Seiten der Frau von Wense, entheben würde. Auch zeigte sich diese keineswegs befremdet, und nur darüber verwundert, daß Leo den Tag seiner Zurückkunft nicht bestimmt habe. „Er wird doch wieder kommen?" fragte sie Hugo, der ihr blos durch eine Verbeugung antwortete, und es kaum wagte, einen Blick auf Herminen zu werfen, die blaß und kummervoll in einem Winkel des Zimmers saß. Die Furcht und Unruhe, in welcher sie seit zwei Tagen lebte, hatten sie wirklich angegriffen, und Hugo konnte sie nicht sehen, ohne sich bei ihrem Anblicke tief gerührt zu fühlen. „Ich muß Sie durchaus allein sprechen," flüsterte er ihr in einem Augenblicke zu, wo niemand nahe genug war, es hören zu können. Sein Besuch belebte Herminens Hoffnungen, doch war sie weit entfernt, ihm dieß zu verrathen, und mit einem Blicke, der jedes Herz zu erweichen vermocht hätte, frag-

te sie ihn: „ich bin also noch nicht ganz verlassen? morgen Vormittag finden Sie mich allein, da meine Mutter einige Besuche zu machen hat.“ Hugo verließ, sobald er ihr für diese Erlaubniß gedankt hatte, das Zimmer, und fand Herminen am folgenden Tage versprochenermaßen allein.

Hugo erzählte Herminen jetzt alles, was zwischen Leo und ihm vorgefallen war, jedes seiner Worte zeugte von der Macht seiner Leidenschaft für sie, und doch konnte Hermine den Unmuth, den sie empfand, kaum bemeistern. Jedes eitle Weib wünscht in dem Herzen des Geliebten allein zu herrschen, und bitter fand es Hermine, daß beide Freunde willig gewesen waren, ihr zu entsagen, und wenn Hugo ihr gleich betheuerte, ohne sie nicht leben zu können, so verhehlte er doch auch nicht, daß er sich nie entschließen würde, ihren Besitz mit dem Verluste von Leo's Freundschaft zu erkaufen. Nur schöne Seelen wissen den Werth der Freundschaft zu würdigen, und Hermine konnte nur über die Gewalt und Stärke einer Empfindung erstaunen, die sie durch-

aus nicht zu begreifen vermochte. Sie brach in Thränen aus, und sagte Hugo, daß sie ihr Schicksal voraussehe, und sich darein ergebe, von ihm einem Manne geopfert zu werden, der sie nie geliebt habe. Leo's Fassung bei der Unterredung mit Hugo, so wie der Ton seines Briefes, beweise schon, wie bald er sich getröstet fühlen werde, und wie die Herrschaft der Vernunft in seinem Gemüth zu fest gegründet sei, als daß der Sturm der Leidenschaft seine Ruhe zu erschüttern vermöge. Herminens Thränen, und die dem Menschenherzen eigene Leichtigkeit, Gründen, die unsre Neigungen mit unserm Gewissen in Uebereinstimmung zu bringen verheißen, Gültigkeit zuzuerkennen, beruhigten auch Hugo über das Schicksal seines Freundes, und wenn er gleich Herminen verließ, ohne ihr seine Hand angetragen zu haben, so versprach er doch den andern Tag wieder zu kommen, und sie fühlte, was mit diesem Versprechen für sie gewonnen war. Auch verging seitdem kein Tag, ohne daß er sie sah, und auf Augenblicke gelang es ihr, das Andenken an Leo von ihm zu entfernen. Doch bald

te er noch immer davor zurück, ein Wort auszusprechen, das sein und seines Freundes Schicksal unwiderruflich entschied. Hermine glaubte aber der Zeit allein nicht vertrauen zu dürfen, und sie verstand es, Lagen herbeizuführen, die ihm einen Entschluß abnöthigten, den er aus freier Wahl nicht zu ergreifen vermochte.

Eines Abends fand er sie allein und mit rothgeweinten Augen. Zärtlich bekümmert, forschte er nach der Ursache ihrer Betrübniß, und erfuhr, ihre Mutter habe sie so dringend über Leo's schnelle Abreise und sein Außenbleiben befragt, daß sie gezwungen worden sei, ihr zu gestehen, wie er, überzeugt, daß sie ihn nur achte, nicht liebe, sich entschlossen habe, ihr Verhältniß zu lösen und ihr Wort ihr zurückzugeben. „Mehr," fuhr sie fort, „habe ich aber nicht gestanden, und es ist mir gelungen, Sie durchaus nicht mit in den Zusammenhang meiner Erzählung zu verflechten; allein meine Mutter ist nun gegen Leo und mich gleich aufgebracht, sie glaubt, daß es mich Ruf und Glück kosten werde, wenn meine Verlobung mit ihm rückgängig wird, und ich sehe es voraus,

wie viel ich in mehr als einer Hinsicht werde leiden müssen."

Ihre Thränen fielen glühend in Hugo's Herz. „Meine theure, meine geliebte Hermine," sagte er, indem er ihre Hände an sein Herz drückte, „was ist dabei zu thun? ich kann den Gedanken nicht ertragen, der Urheber aller Ihrer Leiden zu seyn."

„Auch war ich entschlossen, sie Ihnen zu verheimlichen," antwortete sie sanft und zärtlich, „Sie sind schon unglücklich genug."

„Ja," rief Hugo, sprang von ihrer Seite auf und ging im Zimmer auf und nieder, „ja, ich bin es, und mir fehlt sogar der Trost, daß aus unsern Thränen, unsern Opfern für Leo neues Glück erblühen wird. Wir leiden alle. Sie — er — ich, und doch bin ich allein strafbar. Sanftes, geliebtes Wesen," fuhr er gerührt fort, indem er vor ihr stehen blieb, „du erlaubst dir keine Klagen, du suchst mir deinen Schmerz zu verbergen, deine Leiden zu verheimlichen; aber ich errathe, ich empfinde sie alle, und fühle, daß auch du mein Opfer bist. Hier hielt er inne und

drückte die Hände auf der Brust zusammen, als wolle er den zu mächtigen Schlag seines Herzens hemmen. — „Ich bin jetzt außer Stande," hub er wieder an, „Ihnen zu rathen, oder einen Entschluß zu fassen, ich muß erst Nachricht von Leo haben, ich darf nicht glücklich seyn, wenn er vielleicht trostlos umherirrt, aber ich will selbst in seiner Wohnung nachfragen, vielleicht ist ein Brief da, auf jeden Fall sehe ich Sie morgen wieder, — um's Himmels willen!" rief er leidenschaftlich, „fassen Sie Muth, trocknen Sie Ihre Thränen. O wenn Sie wüßten, wie sie mich schmerzen!" hier zog er sie tief bewegt an sein Herz, doch im Gefühle, wie alles in ihm vor dem Zauber dieser Umarmung zu schwinden drohe, floh er rasch aus dem Zimmer.

Alle Nachforschungen Hugo's, Kunde von Leo's Aufenthalt einzuziehen, waren bis jetzt vergeblich geblieben, und doch schien es ihm unmöglich, Herminen seine Hand zu reichen, ehe er um die jetzige Gemüthsstimmung des Freundes wisse. Auch in diesen Tagen fragte er in seiner Wohnung vergeblich nach Briefen, und in der

alten Unentschlossenheit fuhr er am folgenden Morgen zu Herminen. Er fand sie trostlos, weil ihre Mutter, wie sie ihm sagte, darauf bestand, sie mit einem alten reichen Manne zu verheirathen, der um sie angehalten hätte. Frau von Wense trat bald selbst ein. „Es ist mir doppelt werth, Ew. Exzellenz heute hier zu sehn," redete sie Hugo an, „denn trotz Ihrer Freundschaft für den Baron, haben Sie uns doch Ihre Theilnahme bewahrt, und werden es mir nicht versagen, zwischen mir und meiner Tochter Schiedsrichter zu werden." Sie setzte ihm nun aus einander, welche nachtheilige Folgen sie für das Glück ihrer Tochter fürchte, wenn man erfahre, daß Leo mit ihr gebrochen habe, und wie es, um diesem zuvorzukommen, kein besseres Mittel gebe, als die Verbindung mit einem Manne, gegen den nichts einzuwenden sei, als sein Alter. Aber — wie viel junge Mädchen würden nicht mit alten Männern verheirathet, ohne dazu durch eine so unangenehme Lage gezwungen zu seyn, als die, in welcher Hermine sich befinde. Eine so reiche Heirath schlage alles Gerede nieder, und

sei die beste Widerlegung jedes nachtheiligen Gerüchts. — Tief in sich verloren, hörte Hugo schweigend zu, und nur Hermine bat, als ihre Mutter redete, zärtlich, sie zu keiner Verbindung zu zwingen, sondern ihr die Erlaubniß zu geben, unverheirathet zu bleiben, da sie lieber sterben, als den vorgeschlagenen Mann heirathen wolle. Vergeblich bot Frau von Wense ihre ganze Beredtsamkeit auf, ihre Tochter zu einer Aenderung ihres Entschlusses zu bewegen. „Nun," rief sie endlich entrüstet aus, „so erfahre denn, was ich dir schonend verschweigen wollte: unser Vermögen ist hin, der Aufwand, den wir gemacht haben, hat einen Theil unsers kleinen Kapitals verzehrt, und seit gestern weiß ich, daß der Mann, in dessen Gut der Rest unsers kleinen Kapitals steht, Concurs gemacht hat. Wir sind ganz arm, und wovon sollen wir nun leben? wer wird dich nun noch heirathen? wer?" — „Ich, gnädige Frau," sagte Hugo, indem er aufstand, und sich ihr mit edlem Anstande nahete, „ich werde mich glücklich schätzen, wenn sie mir Herminens Hand gewähren, und mich zu Ihrem Sohn annehmen wollen."

Diese Erklärung trocknete schnell alle Thränen; Hermine sank entzückt in seine Arme, Frau von Wense war überselig, und tief bewegt im Kampf von Schmerz und Wonne drückte Hugo die Geliebte an sein Herz, und bat um Beschleunigung der Hochzeitsfeier.

Leo hatte sich in die Einsamkeit eines verborgenen Felsenthals geflüchtet; doch, was er von dieser Abgeschiedenheit gehofft hatte, gewährte sie ihm nicht. Zu jeder geistigen Beschäftigung unfähig, irrte er Tage lang in der Gegend umher. Oft verließ er noch vor Sonnenaufgang seine Wohnung, und die Nacht überraschte ihn noch fern von ihr. Jeder Zerstreuung beraubt, fand er gewissermaßen Genuß darin, sich von Menschen verlassen zu fühlen, und in der Einsamkeit die Erinnerungen, die ihm schmerzten, sich zu verlebendigen. Kein sanftes Gefühl milderte den Druck seines Unglücks, nichts erhob seinen gesunkenen Glauben, nichts kräftigte seinen ermatteten Muth. In seinem Herzen, in Freundschaft, Liebe, Treue, Vertrauen, hatte er bis jetzt die Quellen seines Glückes gefunden; sie waren versiegt, und jede Hoffnung auf neues Glück

für ihn gestorben. Seine Einbildungskraft vergiftete und schärfte jeden Pfeil, den die Erinnerung für ihn hatte, sie erlag endlich vor ihren eigenen Schöpfungen, und er versank nun in eine Dumpfheit, die er für Ruhe nahm; verglich er aber diesen Zustand mit dem Lebensgefühle, das ihn früher so frisch und beseelend durchströmte, so schauderte er vor dem Bilde einer Zukunft zurück, die ihm nur noch eine Reihe dunkler einförmiger Tage verhieß, die ohne Wechsel von Leiden und Freude keine seiner geistigen Fähigkeiten neu zu beleben versprachen. Herminens Charakter erschien ihm immer heller in seinem eigenthümlichen Lichte, und er mußte sich gestehen, daß seine Liebe für sie mehr Sinnenreiz, als wahre Herzensneigung gewesen war, er konnte, bei genauerer Zergliederung ihres Betragens, nicht begreifen, wie er gegen die grausame Selbstsucht und die Herzensdürre, welche die Grundzüge ihres Charakters waren, sich je habe verblenden können. Nie hatte er sie bei fremdem Kummer gerührt gesehen, nie bemüht, ihn zu lindern. Hier fiel ihm plötzlich ein, daß er die

Stadt verlassen habe, ohne dafür zu sorgen, daß eine alte Frau, die als Kind seine Wärterin gewesen war, das Monatsgeld bekam, das er ihr gab, und von dem sie lebte. Er warf sich diese Vergessenheit vor, und beschloß, auf 24 Stunden in die Stadt zurückzukehren, um seine Nachlässigkeit wieder gut zu machen. Doch richtete er seine Reise so ein, daß er erst spät im Abenddunkel anlangte. Als er aber die Treppe hinaufstieg, die zu seinem Zimmer führte, hörte er hinter sich gehen, und eine sanfte Stimme fragte schüchtern, ob er nicht der Baron Kalm sei? „Ja," antwortete er, indem er sich umkehrte, und trotz der Dunkelheit zwei weibliche Gestalten erkannte. „Sophie," sagte die eine, „bringe der gnädigen Frau die Nachricht, daß der Herr Baron zu Hause gekommen ist, und Sie," fuhr sie zu Leo gewendet, fort, „sind wohl so gütig, einen Augenblick zu verweilen. Es ist während Ihrer Abwesenheit Feuer im Hause gewesen, und es hat die Mutter sehr geängstigt, daß sie Ihnen nicht schreiben konnte, um Sie davon zu benachrichtigen." Während dieser Worte waren sie die

Treppe hinauf auf den Vorsaal gekommen, und sie öffnete das Zimmer, in welchem die Besitzerin des Hauses, Frau von Sobinsky, wohnte, die Leo'n mit eben so viel achtungsvoller Freundlichkeit als Milde empfing.

Leo hatte Frau von Sobinski früher schon einmal gesehen, als er seine Wohnung miethete, aber es war ihm unbekannt geblieben, daß sie eine Tochter hatte. Sie bat ihn, Platz zu nehmen, und erzählte ihm, daß es in dem einen Schornstein ihres Hauses gebrannt habe, und daß das Feuer durch ein Rohr, welches durch sein Zimmer ging, auch dieses ergriffen, und sie genöthigt gewesen sei, die Thüre desselben öffnen zu lassen, um das Feuer zu löschen und seine Sachen zu retten. „Ich habe diese," setzte sie hinzu, „nach einem andern Zimmer bringen lassen, und hoffe, daß Sie wenig durch diesen Zufall leiden werden, da die Handwerksleute mir versprochen haben, in einigen Tagen alles wiederum in Stand zu setzen." Leo, der die Stadt schon am folgenden Morgen wieder hatte verlassen wollen, glaubte sich jetzt verpflichtet, einige Tage bleiben zu müssen, um

Frau von Sobinski die Mühe zu ersparen, sein Zimmer wieder ordnen zu lassen. Er sagte ihr das, und sie bat ihn, als er Abschied nahm, so freundlich, morgen Mittag bei ihr zu essen, daß es ihm unhöflich schien, diese Einladung auszuschlagen. Bei'm Weggehn warf er zum ersten Male einen Blick auf die Tochter, die still mit ihrer Arbeit beschäftigt am Nähtisch saß. Charlotte war kaum 18 Jahr alt, ihr Anstand sehr anmuthsvoll, ihr Wuchs schlank und zart, doch ihr Gesicht fiel bei'm ersten Blick nicht auf, wenn gleich ein paar schöne dunkle Augen ihren Zügen Seele und Ausdruck gaben. Sie gehörte nicht zu den Frauen, die der Putz vorzüglich gut kleidet, und die man in Gesellschaftssälen sehen muß, um sie schön zu finden. Charlottens Reiz blendete nicht, aber sie gefiel einem mit jedem Male, daß man sie sah, immer mehr; bald erstaunte man darüber, sie nicht gleich anfänglich bemerkt und ausgezeichnet zu haben, und endete damit, sie allen andern vorzuziehen. Ihr Alter, welches Herminens Alter gleich war, machte, daß Leo's Blick einen Augenblick bei'm Scheiden auf ihr

weilte, allein, es geschah nur, um sie im Geiste mit dieser zu vergleichen, und sich seufzend zu sagen: Sie ist nicht häßlich, aber welch ein Unterschied!

Am Morgen ließ Leo einen Miethwagen holen, um zu der alten Frau zu fahren, die in einer ganz abgelegenen Gegend der Stadt wohnte. Tausend Erinnerungen drangen während dieser Fahrt durch die bekannten Straßen auf ihn ein, nie glaubte er sein Unglück bittrer, nie schmerzlicher empfunden zu haben. Der Vormittag verstrich ihm sehr traurig, und je näher die Mittagsstunde kam, je mehr bereute er es, eine Einladung angenommen zu haben, die ihn, wie er glaubte, einem höchst peinlichen Zwang unterwarf. Allein wer weiß, sagte er sich endlich, ob eine Zerstreuung, wenn gleich eine erzwungene, doch nicht heilsamer für mich ist, als dies einsame Brüten über Empfindungen, deren Herrschaft über mich, ich von Tag zu Tag qualvoller empfinde.

Als er eintrat, kam Frau von Sobinski mit ihrer Tochter gerade von einem Besuche nach

Hause. „Wenn ich mich nicht irre,“ sagte sie zu Leo, „so habe ich Sie auch ausfahren sehen?“ Er bejahte es. „Hat Ihr Weg,“ fuhr sie fort, „auch durch die Königsstraße geführt; wir haben da fast eine Viertelstunde halten müssen, weil uns die Menge der Hochzeitsequipagen den Weg versperrten. Man sagte erstlich, die Trauung des Ministers würde im Schlosse geschehen, und ich möchte wissen, warum er sich nun in der Kirche hat trauen lassen; das war einmal ein Zug! und eine Menge Menschen!“

Frau von Sobinski nahm, indem sie sprach, ihren Shwal ab, und zog die Handschuhe aus; und bemerkte daher Leo's Erblassen nicht, der sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte; aber Charlotte, die es sah, und deren Züge eben so viel Theilnahme, als Ueberraschung verriethen, beeilte sich, ihm einen Stuhl hinzuschieben, auf den er, keines Wortes mächtig, niedersank.

„Ich hoffe,“ fing Frau von Sobinski wieder an, „daß Sie mit Ihrem jetzigen Zimmer zufrieden sind?“ — Leo verneigte sich mechanisch. „Wenn es Ihnen besser gefällt, als Ihr voriges,

so können Sie tauschen; mich dünkt, daß es hübscher ist, allein es hängt ganz von Ihnen ab. Bei dieser Gelegenheit fällt mir aber ein, daß ich vergessen habe, Ihnen ein Gemälde zurückzugeben, welches bei der Wegschaffung Ihres Schreibetisches aus einem Fach desselben herausfiel, und das ich sorgfältig verschlossen habe. Hier ist es" —

Herminens Bild — in diesem Augenblick ihm dargeboten — er gezwungen, es wieder anzunehmen — es war zu viel für Leo. Die Hand, die er ausstreckte, es zu fassen, bebte so, daß er es fallen ließ. Die Kapsel sprang auf, und indem sie unwillkürlich einen Blick darauf warf, rief sie: „Mein Gott, das ist ja — ich glaubte das Glas sei zersprungen," setzte sie erröthend hinzu, und überreichte Leo die Kapsel. Er blickte sie an, um zu erforschen, ob sie das Bild erkannt und sein Geheimniß errathen habe; aber sie wendete sich augenblicklich von ihm ab, ohne den Dank, den er ihr mit bebender Stimme sagte, zu beantworten. Für ihn war auch in diesem Augenblicke nichts wichtig genug, ihn von

dem einzigen Gedanken abzuziehen, der seine Seele füllte, und er versank in eine so tiefe Träumerei, daß er die Nachricht, es sei angerichtet, völlig überhörte, und ruhig sitzen geblieben seyn würde, als Frau von Sobinski aufstand, ihm den Arm zu reichen, wenn Charlotte, die sich dem Tische näherte, an welchem er saß, ihn nicht, wie aus Versehen, angestoßen hätte; dieß brachte ihn zur Besinnung, er stand auf und führte die Damen zu Tische, doch war er weit entfernt, irgend eine Unterhaltung anknüpfen und fortsetzen zu können. Zu seinem Glücke sprach aber Frau von Sobinski gern, und wo es einer Antwort bedurfte, bemächtigte sich Charlotte des Gesprächs, und redete und erzählte so viel, daß er der Nothwendigkeit, es zu thun, sich völlig enthoben sahe, und Zeit zur Fassung gewann. In jeder andern Stimmung würde ihn die Redseligkeit der Frauen ergötzt haben; jetzt aber dankte er dem Himmel dafür, und hoffte, daß es die ganze Mahlzeit so fortgehen würde; aber Frau von Sobinski, die schon, von ihm unbemerkt, ihrer Tochter mehrere Winke gegeben hatte, sag

te endlich ganz verwundert: „aber, Charlotte, was fällt dir denn heute ein, daß du, sonst so schweigsam, heute einmal so beredt bist, daß kein anderer zu Worte kommen kann?“ Leo sah hier Charlotten an, die glühend erröthete; er schrieb ihre Empfindlichkeit der Verlegenheit zu, in Gegenwart eines Fremden diesen Verweis erhalten zu haben, und glaubte der Mutter etwas Verbindliches für die Tochter sagen zu müssen. „Ich würde,“ antwortete Frau von Sobinski lächelnd, „Charlottens Gesprächigkeit vielleicht nicht so bemerken, wenn sie mir nicht als etwas Ungewöhnliches auffallen müßte; ich kann betheuern, daß ich sie in meinem Leben noch nie so viel habe reden hören.“

Leo wagte es nicht, Charlotten anzublicken, deren Verlegenheit immer peinlicher und sichtbarer wurde; er gab dem Gespräch eine andere Wendung, und es gelang ihm ziemlich, es lebhaft fortzuführen. Man redete viel von einem Trauerspiele, das am Abend zum ersten Male gegeben werden sollte. „Ich habe große Lust, in's Theater zu fahren,“ sagte Frau von So-

binski, „halb und halb glaube ich, daß das junge Ehepaar auch erscheinen wird.“ Leo erblaßte. „Die Braut,“ fuhr sie fort, „war heute wunderschön in ihrem reichen Schmuck, und Charlotte fand“ — „Willst du fort,“ rief hier Charlotte, indem sie einen kleinen Hund, den Liebling der Mutter, mit dem Fuße stieß.

„Was hat dir denn das arme Thier gethan?“ fragte Frau von Sobinski, „wahrhaftig, Charlotte, du bist ganz wunderlich.“

„Er quält mich schon seit einer Stunde,“ antwortete sie.

„Weil du ihn daran gewöhnt hast, es zu thun. Komm her, Bibi, komm!“

Leo konnte es sich hier nicht versagen, Charlotten einen Blick des Dankes zuzuwenden; allein sie hatte sich zu dem Hündchen niedergebeugt, es zu streicheln, und Frau von Sobinski begann Bibi's Lebensgeschichte zu erzählen, was die übrige Tischzeit ausfüllte. Endlich stand man auf, der Kaffee kam, und Charlotte drang in ihre Mutter, das Schauspiel zu besuchen, welches Leo einen willkommenen Vorwand bot, seinen Besuch

abzukürzen, und ſich den Damen zu empfehlen. Er begann zu glauben, daß Charlotte ſich ihm nicht blos durch Zufall ſo hülfreich erwieſen hatte, allein es gelang ihm bei'm Abſchiede nicht, ihrem Blicke zu begegnen, und ſie in ſeinen Augen leſen zu laſſen, was durch Worte nicht ausgeſprochen werden durfte.

In der Einſamkeit ſeines Zimmers holte er freien Athem, allein er empfand nur um ſo tiefer, wie friſch ſeine Herzenswunden wieder bluteten. In Gegenwart der beiden Frauen hatte er nur eine ſchmerzliche Betäubung empfunden, doch jetzt kam das volle Gefühl ſeines Schickſals wieder über ihn. Er ſah im Geiſte den glänzenden Zug der Hochzeitsgäſte vor ſich vorüber ziehen. Hermine, bräutlich geſchmückt, ſtrahlend vor Glück und Wonne, als wolle ſie ſeiner Leiden ſpotten, an ihrer Spitze — er war ein Augenzeuge der Trauung, und das Wort, ſie iſt verheirathet, hallte ihm aus jedem Winkel ſeines Zimmers entgegen. Doch dieſer qualvolle Zuſtand glich der Kriſis, die einen Todtkranken rettet; es war der letzte Kampf einer Liebe, welche die Verachtung

noch nicht zu besiegen vermocht hatte. Die Geschichte des menschlichen Herzens wird uns immer neue Räthsel vorlegen; gewiß ist es aber, daß oft der letzte Schlag, der den Unglücklichen vollends zerschmettern zu müssen scheint, ihn mit neuem Muthe, neuer Kraft beseelt, und daß es für alle Leiden, auf welche die Phantasie einzuwirken vermag, einen Punkt gibt, wo sie aufhören, qualvoll für uns zu seyn. Diesen Punkt hatte Leo jetzt erreicht. Die Hoffnung, die er unwissentlich doch noch vielleicht im Geheimen genährt hatte, war nun vollends zerstört, alles unwiderruflich entschieden, und der Zauber, den die Erinnerung des früher tief und wahrhaft empfundenen Glückes über ihn übte, gelöst. Wie ein von Banden gelöster Adler die Schwungkraft der Flügel schlagend prüft, und sich dann stolz und frei in das heimathliche Element wieder erhebt, so empfand auch Leo das Bedürfniß, sich über das Weh zu erheben, das den Flug seines Geistes lähmte, und die Bitterkeit gegen Hugo wich nun in seinem Gemüthe ganz und für immer der Gerechtigkeit, die ein Grundzug im Charakter edler

Menschen ist, und die es uns verwehrt, die Größe des Unrechts, das wir erleiden, nach der Tiefe des Schmerzes abzumessen, den es uns verursacht. Nur die Liebe für Herminen konnte zwischen ihn und seinen Freund treten, und dieser erhielt in dem Augenblicke, wo Leo jene besiegt fühlte, alle der Treue heilige Rechte auf sein Herz wieder. Leo rief es sich zurück, daß er selbst diese Verbindung gefordert hatte, und fragte sich: mußte er mir nicht glauben, wenn ich die schimpflichen Fesseln meiner Leidenschaft für eine Unwürdige für gesprengt erklärte! Konnte er den Widerspruch in meinen Empfindungen errathen? es begreifen, daß man ein Wesen zugleich hassen, verachten und anbeten kann? Mußte er mich nicht beruhigt glauben, und seine Heirath als ein Mittel ansehen, mich in seine Arme zurückzuführen? Und soll er vergeblich auf meinen Muth gerechnet haben? Muß ich nicht vor meiner eigenen Schwäche erröthen? Bei diesen Worten stand er auf und ging rasch im Zimmer auf und nieder; sein edler Stolz erwachte, er fühlte sich wieder frei, und sein Blick wurde wieder hell und

freudig, als er sich selbst gelobte, Mann, d. h. Herr seiner selbst seyn zu wollen. Er schloß Herminens Bild in seinen Schreibetisch, ohne sich versucht zu fühlen, auch nur einen Blick darauf zu werfen. Als Hugo's Gemahlin schwebte ihm nur ein dunkles Bild von ihr vor, und in jeder andern Gestalt stieß er es von sich. Er ergriff einen seiner Lieblingsschriftsteller, und zum ersten Male seit mehrern Wochen gelang es ihm, seine Aufmerksamkeit auf das zu heften, was er las, und am Abend ruhig einzuschlafen.

Am folgenden Morgen frühstückte die schöne Gräfin von Walk — der König hatte Hugo an seinem Hochzeitstage in den Grafenstand erhoben — mit ihrem Gemahl, allein so liebestrunken auch die Blicke waren, die er auf sie warf, so überflog doch zuweilen ein trüber Zug sein Gesicht, und sein Herz schlug dann schwerer. Ein Bedienter unterbrach die Unterhaltung der Liebenden, indem er dem Grafen ein eben gekommenes Briefchen überreichte.

„O Gott, von Leo!" rief der Graf mit freudestrahlendem Blick, indem er es erbrach. „Er

iſt hier, er erwartet mich. Jetzt erſt, meine Hermine," fuhr er fort, indem er ſie an ſein Herz drückte, „ſind wir ganz glücklich. Laß vorfahren," rief er dem Bedienten zu, und raſch nach ſeinem Huthe greifend, flog er die Treppe hinunter. „Zum Baron Kalm," befahl er, „fahre zu, ſo ſchnell als die Pferde laufen können;" allein trotz der Erfüllung ſeines Befehls ſchien es ihm, als ob er nicht von der Stelle komme. Endlich hielt der Wagen; noch ehe der Bediente den Schlag öffnen konnte, ſprang Hugo ſchon hinaus, die Treppe hinauf — jetzt riß er die Thüre auf, und ſtürzte ſich in Leo's Arme. „Biſt du wieder da!" rief er, „o Leo, wie haſt du mir gefehlt!"

Leo empfand in dieſem Augenblicke ganz ungetrübt nur das Glück, den Bruder ſeines Herzens wieder zu ſehen, er drückte ihn feſt an ſeine Bruſt, und beider Thränen floſſen. „Ja," ſagte er, „ich bin zurückgekommen, um mich nie wieder von dir zu trennen." Beide blickten ſich ſchweigend an. „Du biſt blaſſer geworden," ſagte Hugo betrübt. „Laß uns gleich," antwortete

Leo, indem er ihm die Hand drückte, „alles beseitigen, was den Ergießungen unserer Herzen Eintrag thun könnte. Laß uns von deinen häuslichen Einrichtungen, deiner Lebensweise, und von deiner Gemahlin sprechen, als wenn diese ein Fräulein von Wense gewesen wäre. Gewiß zweifelst du nicht an meiner Theilnahme an allem, was dich betrifft, aber dringe nie in mich, dich zu besuchen; diese Bitten würden mich betrüben, und doch würden sie vergeblich seyn."

„Du willst also nie zu mir kommen?" fragte der Graf betrübt. „Nie, wäre zu viel gesagt, allein für's erste möchte es noch für deine Gemahlin und mich gleich drückend seyn, uns wieder zu sehen."

„Darf ich nicht hoffen, daß du sie dereinst als deine Freundin ansehen wirst?" erwiederte Hugo, indem er einen ängstlich bittenden Blick auf Leo warf.

„Sie wird mich in Zukunft," antwortete dieser, „nur in Bezug auf dich interessiren, und dies bürgt dir dafür, daß mir ihr Glück nie gleichgültig seyn wird."

Hier brach er ab, und lenkte das Gespräch auf Hugo's übrige Verhältnisse, die glänzender und ehrenvoller denn je waren, da dieser des Vertrauens seines Monarchen sich immer würdiger bewies, und immer höher in dessen Gunst stieg. Zufällig erwähnte Leo im Fortgange des Gesprächs, daß er am vorigen Tage bei Frau von Sobinski zu Mittag gegessen habe. „Sie sucht als Witwe eines verdienten im letzten Kriege gebliebenen Offiziers eine Pension nach," sagte Hugo, „allein ich glaube nicht, daß sie sie erhalten wird, da sie, wie man sagt, selbst Vermögen besitzt."

„Doch gewiß nur so viel, als sie höchst nothdürftig bedarf," fiel Leo ein, „und es thut mir leid, daß ihr Gesuch kein Gehör findet; sie scheint mir eine vortreffliche, herzensgute Frau zu seyn, und eine Pension würde sie in den Stand setzen, ihre Tochter, die ein interessantes Mädchen ist, vortheilhafter zu verheirathen."

„Wenn du dich dafür interessirst," antwortete Hugo, „so läßt sich die Sache wohl machen. Ganz strenge, nur nach Gerechtigkeit kann man

doch bei Ertheilung von Jahrgehalten nicht verfahren, und wenn ich es nicht vermeiden kann, manches nach Gunst thun zu müssen, so kann diese eben so gut ihr als einem andern zu Theil werden."

Die beiden Freunde bestimmten noch die Stunde, in der sie sich täglich sehen wollten, ehe sie sich trennten. Leo war im Laufe dieser Unterredung mit sich zufrieden geblieben; keine lästige Erinnerung hatte das Vergnügen getrübt, mit dem er seinen Freund wiedergesehen hatte. Er setzte sich, als Hugo ihn verlassen hatte, an seinen Schreibetisch, um zu arbeiten. „Ja," sagte er; „der Wissenschaft und der Freundschaft will ich ungetheilt mein Leben widmen. Kein Weib soll mich mehr bethören. Keine Liebe mich wieder täuschen; sie taugen alle nichts." Leo glaubte an keine Ausnahme mehr, und dies ist der unvermeidliche Nachtheil eines innigen Verhältnisses mit einem seelenlosen Weibe, daß man nach dieser Einzelnen dann das ganze Geschlecht beurtheilt und oft die Fähigkeit einbüßt, Güte und Zartgefühl zu erkennen und zu würdigen.

Am folgenden Morgen ſandte ihm Hugo die Zuſicherung der Penſion für Frau von Sobinski, und er ging ſelbſt zu ihr, ſie ihr zu bringen. Mit eben ſo viel Dankbarkeit als Ueberraſchung empfing ſie das Blatt aus ſeinen Händen, und konnte ihr Erſtaunen nicht bergen, wie es ihm gelungen ſei, zu erhalten, was ſie ſeit 18 Monaten wiederholt, und ſtets vergeblich erbeten hatte. „Sie ahnen nicht, Herr Baron," ſagte ſie ihm, „von welchem Werthe dieſe Bewilligung für uns iſt. Mein Einkommen beſchränkt ſich auf die Miethe, die ich von dieſem Hauſe einnehme, und iſt nicht ſo beträchtlich, daß ich für die Mutter meines ſeligen Mannes, die eine höchſt würdige Frau iſt, das thun könnte, was wir, ſo lange er lebte, für ſie thaten. Ich durfte ihr nicht vorſchlagen, zu mir zu kommen, und bei mir zu wohnen, da ſie mit aller Banden, die Neigung und Gewohnheit flechten können, an das Städtchen gebunden iſt, wo ſie lebt, und welches zugleich ihre Geburtsſtadt iſt. Nun aber haben wir, Gott ſei Dank und Ihnen, lieber Herr Baron, wieder Mittel, ihr ein bequemes Leben zu ſichern."

„Ich will heute Abend noch an sie schreiben," sagte Charlotte, indem sie froh bewegt die Hände der Mutter küßte. „Du bist ja auch ihr Liebling," antwortete Frau von Sobinski, aber bedankst du dich nicht bei dem Herrn Baron?"

Charlotte wandte sich höchst anmuthsvoll zu ihm und verneigte sich, indem sie einen Blick auf ihn warf, der mehr sagte, als Worte auszudrücken vermocht hätten. „Wie haben Sie aber erfahren," fragte Frau von Sobinski, „daß ich um eine Pension angehalten hatte?" „Von dem Grafen Walk," antwortete Leo. „Sind Sie mit ihm verwandt?" „Wir sind als Brüder mit einander aufgewachsen, und lieben uns als Herzensfreunde." — Hier warf Charlotte unwillkührlich einen Blick des Erstaunens auf Leo; plötzlich aber wandte sie ihr Auge ab. Beides entging Leo nicht, der leise erröthete; er nahm sich aber zusammen und setzte das Gespräch mit Frau von Sobinski fort, die er sehr liebenswürdig fand, und die auch wirklich zu den Frauen gehörte, mit denen es sich gemüthlich umgehen läßt. Wenn sie gleich gern und viel von ihrer Familie und ih-

rem Familienleben sprach, so offenbarte sich doch darin auch ein schöner reiner Sinn, und alles, was sie sagte, hatte ein solches Gepräge von Herzlichkeit und Wahrheit, daß man sich zum Vertrauen, und zur Theilnahme hingezogen fühlte.

Leo hatte viel Sinn für die Freuden des häuslichen Lebens, die er seit dem Tode seiner Tante nicht empfunden hatte, denn bei Frau von Wense war dieser, selbst zu der Zeit, als er, mit Herminen versprochen, wie Sohn vom Hause angesehen wurde, nie befriedigt worden. Mutter und Tochter schämten sich der Beschränkung ihrer Vermögensumstände, und strebten darnach, ihrer Lebensweise einen gewissen vornehmen Anstrich zu geben, der, wo er sich nicht auf wirklichen Wohlstand gründet, immer zahllose Verlegenheiten herbeiführt, und in kleinliche Sorgen und Unannehmlichkeiten verwickelt. Es wird Einem im Umgange mit Familien, die an dieser Sucht kränkeln, nie wohl, und man sieht sich, oft ohne selbst zu wissen wodurch, befangen. Frau von Sobinski war dagegen in allem eben so einfach als natürlich, und da sie in keiner Art mehr schei-

nen wollte, als sie war, so konnte man sich ganz unbesorgt dem Vergnügen hingeben, das man in ihrem Umgange fand, und der Versicherung trauen, daß man ihr willkommen sei. Leo nahm die Einladung, bei ihr Thee zu trinken, an. Diesmal redete Charlotte sehr wenig, und nur dann, wenn sie dazu aufgefordert wurde. Er, der gegen alle junge liebenswürdige Frauen ein herbes Vorurtheil gefaßt hatte, hielt dies Betragen für Ziererei, und wandte seine Höflichkeit und Achtsamkeit ausschließlich der Mutter zu. Man trennte sich am Abend mit dem Versprechen, sich bald wieder zu sehen, und in kurzer Zeit kam es dahin, daß er regelmäßig alle Abende bei Frau von Sobinski Thee trank. Die Traulichkeit, durch dieses tägliche Zusammenseyn veranlaßt, zwang ihn, Charlotten unwillkührlich mehr zu beachten. Man konnte nicht zurückhaltender, nicht schweigsamer seyn, als sie, und doch spiegelte sich in ihrem Auge und in ihren Zügen die Lebhaftigkeit ihres Geistes und die Fühlbarkeit ihrer Seele rein und treu ab, und der Adel ihres Anstandes und ihres Benehmens mußte sie in jedem

Kreise zu einer bedeutenden Erscheinung machen. Sie liebte ihre Mutter ganz unbeschreiblich; unaufhörlich damit beschäftigt, allen ihren Wünschen zuvorzukommen, war diese für sie ein Gegenstand der zartesten Aufmerksamkeit; allein weit entfernt, diese Liebe zur Schau zu tragen, trug sie sie wie ein heiliges Geheimniß tief verschlossen im Herzen. „Wahrlich," sagte Frau von Sobinski eines Tages lächelnd zu Leo, „Charlotte hat eine eigne Gabe den Schutzgeist zu spielen — es ist, als ob sie meine Gedanken und Wünsche errathen könnte, und als ob ich von unsichtbaren Händen bereitet fände, was mir Freude und Bequemlichkeit zu gewähren vermag." Leo gedachte bei diesen Worten des ersten Mittags, an welchem er bei Frau von Sobinski eingeladen war, und konnte sich nicht enthalten, ihr, indem er Charlotten bedeutend anblickte, zu antworten, daß auch er schon die Erfahrung gemacht habe, wie das Fräulein der feinsten und wohlthuendsten Schonung und Hülfe den Schein der Zufälligkeit zu geben wisse. „Sie leihen mir da ein Verdienst," erwiederte sie erröthend, „das ich

nie Gelegenheit gehabt habe, mir um Sie erwerben zu können.“ „Nicht?“ fragte er, „ist denn der Ihrem Geschlecht eigne Instinkt der Heuchelei so mächtig, daß er selbst Sie zur Verstellung zu zwingen vermag?“

„Was haben Ihnen nur die Frauen gethan,“ antwortete sie lebhaft, „daß Sie jede Gelegenheit ergreifen, sie zu lästern? Denken Sie denn bei diesen Schmähungen nie an Ihre Mutter?“ Charlottens Blick und Ton würden bei dieser Frage Leo's Herz getroffen haben, wenn ihn auch nicht in diesem Augenblicke das Andenken seiner edeln Tante tief ergriffen hätte. „Um wie viel strafbarer werden Sie mich noch finden,“ sagte er, „wenn Sie erfahren, daß ich nach dem frühen Tode meiner Mutter einen Engel der Liebe und der Güte unter Ihrem Geschlechte fand, der des verwaisten Knaben sich mütterlich annahm, — und doch bedarf ich Ihrer Verzeihung, um mir selbst verzeihen zu können.“

Charlotte reichte ihm hier lächelnd die Hand, die er ehrfurchtsvoll an seine Lippen drückte. „Du nimmst es auch zu strenge mit des Barons Aus-

fällen gegen unser Geschlecht," sagte Frau von Sobinski, „man ist leider gezwungen, sie den Männern oft zu Gut halten zu müssen." „Nein, nein," fiel Leo ein, „Fräulein Charlotte hat das Recht zu fordern, daß man nur mit Hochachtung von den Frauen reden soll, und nie wieder werde ich eine Lästerung gegen sie mir zu Schulden kommen lassen." —

Einige Tage darauf, als gerade Herr von Geisberg, ein Vetter von Frau von Sobinski, gegenwärtig war, fiel das Gespräch auf den Werth der Delikatesse im Betragen und in Empfindungen. „Mich dünkt," sagte Charlotte, „ein Mensch ohne Delikatesse im äußern Benehmen ist schon darum zu beklagen, weil er in vielen Fällen das Herz seiner Freunde nicht zu errathen vermag." Hier begegneten sich ihre und Leo's Blicke — sie schlug das Auge nieder, und beide fühlten, daß sie der Worte nicht bedurften, um sich gegenseitig in den zartesten Andeutungen zu errathen. „Aber, Cousinchen," fragte Geisberg, „sind Sie denn auch der Meinung, daß nur Ihr Geschlecht der Delikatesse fähig sei?"

Charlotte blickte Leo an, der, ohne das Auge zu ihr aufzuheben, schnell antwortete. „Im Ganzen besitzen die Frauen mehr Zartgefühl als wir, indessen habe ich auch weibliche Wesen gekannt, denen die Natur es ganz versagt hatte.“ Eine peinliche Erinnerung überwältigte ihn hier, und ohne weiter Antheil an dem Gespräch zu nehmen, versank er in eine düstere Träumerei. Geisberg forderte Charlotten zum Singen auf, und erinnerte sie an ihr Versprechen, ihn seine Lieblingsarie aus einer neuen italienischen Oper hören lassen zu wollen. Leo hatte sie noch nie singen hören. Frau von Sobinski hatte zwar mehrere Male das musikalische Talent ihrer Tochter gegen ihn erwähnt; da Charlotte aber jeder Aufforderung, sich hören zu lassen, zeither ausgewichen war, so glaubte er, ihr von der Mutter gepriesenes Talent werde wohl nicht viel zu bedeuten haben. An diesem Abend stand sie indessen ohne Weigerung bei der Aufforderung ihres Vetters auf, und fragte Leo, indem sie freundlich sich zu ihm wandte, ob er die Musik liebe. Ueberrascht sah er, der noch immer trübe in sich ver-

sinken stumm geblieben war, auf, und antwortete, daß Musik, und vorzüglich Gesang, zu seinen Lieblingsvergnügen gehörte. „Ich frage nur," sagte sie scherzend, „weil ich Niemand zum Opfer meiner Gefälligkeit für Herrn von Geisberg machen möchte," — und da dieser das Piano schon geöffnet, und die Lichter darauf gestellt hatte, setzte sie sich an das Instrument.

Wie groß war Leo's Erstaunen, als sie ihre an Klang und Umfang wundervoll schöne Stimme erhob, und durch Vortrag und Sicherheit ein bis zur Virtuosität ausgebildetes Talent bewährte. Mit unverkennbarem Entzücken lauschte er ihrem Gesang, und konnte, als sie endete, kaum Worte finden, ihr zu danken. „Lieben Sie die italienische Musik?" fragte sie ihn. „Es gab einst eine Zeit," antwortete er ihr, und ein schwermuthsvolles Lächeln zog über sein Gesicht, „wo ihr Zauber nur zu viel Gewalt über mich übte; jetzt rufen mir diese Töne Erinnerungen zurück, die ich gern fern von mir hätte." Dann thut es mir leid," sagte sie mit einem herzgewinnenden Ausdrucke von Theilnahme, „daß Geis-

berg gerade diese Arie zu hören forderte." „Nun, liebste Cousine," bat dieser, indem er zu ihnen trat, „nun noch die Cavatine aus dem Othello: Am Fuße einer Weide." „Nein," antwortete sie, „ich mag nichts Trauriges singen." „Nun dann etwas anderes, beste, theuerste Charlotte." „Kennen Sie das Lied," fragte sie Leo, indem sie ihm ein Notenblatt reichte. „Nur das Gedicht, nicht die Komposition," antwortete er. „Auch ist diese ganz neu," erwiederte sie, setzte sich dann an das Piano, und Leo nahm ihr gegenüber seinen Platz. Diese schöne Stimme bewegte nun, als sie ein seelenvolles deutsches Lied sang, sein Herz noch viel mächtiger, als vorhin bei dem Vortrag der schweren buntverzierten italienischen Arie. Mit jener Einfachheit, die so leicht scheint, und doch in der Kunst nur von der Vollendung erreicht wird, wußte Charlotte in den Vortrag kleiner Lieder und Romanzen so viel Gefühl und Seele zu legen, daß jedes fühlende Herz davon ergriffen werden mußte, und auch Leo konnte den Eindruck nicht verbergen, den ihr Gesang auf ihn machte. Als er sie verließ, war

es, als umschwebe ihn in der Einsamkeit seines Zimmers der Nachhall jener Töne, die seine Seele so tief bewegt hatten. Gewiß, dachte er, Charlotte ist ein ausgezeichnetes, ein ganz vortreffliches Mädchen, und es ist ein Glück für mich, daß das Gefühl, das sie mir einflößt, so gar nicht der Liebe gleicht. Als sie diesen Abend sang, war sie wirklich entzückend schön, und doch bin ich gewiß, sie morgen wieder ohne Bewegung zu sehen; ich möchte ihr Bruder, ihr vertrautester Freund seyn, allein keine Regung meines Herzens ähnelt auch nur entfernt der Liebe. Ich wollte nur, daß sie mehr redete, ich möchte sie einmal allein treffen, dann müßte sie doch mehr reden, oder wenn sie verheirathet wäre, und ich dann ungezwungener, als jetzt mit ihr umgehen könnte. Bei diesem Gedanken blieb er stehen, allein nach einigem Nachdenken fand er es doch angenehmer, sie unverheirathet zu wissen, und gestand sich ein, daß er, ohne irgend einen Anspruch auf ihr Herz zu machen, es doch nicht gern sehen werde, wenn sie ihm einen Andern vorzöge.

Er sah sie wirklich [illegible] am folgenden Mor-

gen wieder, ohne sich bewegt zu fühlen. Sie war frei von Gefallsucht; und besaß daher auch nichts von jener aufmunternden und herausfordernden Art und Weise, durch welche so viele Frauen den Verhältnissen der Männer zu ihnen einen Anstrich von Galanterie zu geben wissen. Ihr Blick war sanft und freundlich, aber klar und ruhig, ihre Unterhaltung heiter, doch nie tändelnd, und der Eindruck, den ihre Reize zu machen vermochten, wurde durch ihr Betragen zu achtungsvoller Friedlichkeit gemildert. Leo fand in ihr nur die Freundin wieder, die er gewohnt war, in ihr zu sehen, und auch nicht die leiseste Bebung in Blick und Ton erinnerte ihn an den lebhaften Eindruck, den sie am vorigen Abend sichtlich auf ihn gemacht hatte, und den er sich nicht zu erklären strebte, weil er ihn ohne Bedeutung für flüchtig vorübergehend achtete.

Hugo war jetzt schon ein halbes Jahr verheirathet, und erneuerte seine Bitten dringender denn je, daß Leo sich entschließen sollte, seine Gemahlin wiederzusehen; allein dieser empfand eine unüberwindliche Abneigung, durch ihren Anblick

Erinnerungen neu zu beleben, welche die Macht über ihn verloren hatten, seinen Frieden zu stören. Auch war die Gräfin weit entfernt, in den Wunsch ihres Gemahls einzustimmen. So sehr sie auch daran gewöhnt war, eine Rolle zu spielen, so schien es ihr doch peinlich, Leo gegenüber eine neue einlernen zu sollen, von der sie noch dazu nicht hoffen durfte, daß es ihr bei ihm damit glücken werde. Leicht konnte er ihr Betragen einer Prüfung und einer Beobachtung unterwerfen, welche sie von Seiten ihres Gemahls nicht zu befürchten hatte. Sie bat daher Hugo, nicht länger auf einer Annäherung zu bestehen, gegen die Leo einen so entschiedenen Widerwillen zeigte, und indem sie sich durch diesen beleidigt und verletzt stellte, erhielt sie von ihm das Versprechen, daß er es noch eine Zeitlang meiden wolle, mit ihm über diesen Punkt zu reden. In dieser Zeit erschien wieder ein Werk, das Leo selbst für sein gelungenstes hielt, und dessen er einigemal im Gespräch mit Frau von Sobinski erwähnte. Eines Morgens, als er zur ungewöhnlichen Stunde bei ihr eintrat, fand er, da sie

gen wieder, ohne sich bewegt zu fühlen. Sie war frei von Gefallsucht; und besaß daher auch nichts von jener aufmunternden und herausfordernden Art und Weise, durch welche so viele Frauen den Verhältnissen der Männer zu ihnen einen Anstrich von Galanterie zu geben wissen. Ihr Blick war sanft und freundlich, aber klar und ruhig, ihre Unterhaltung heiter, doch nie tändelnd, und der Eindruck, den ihre Reize zu machen vermochten, wurde durch ihr Betragen zu achtungsvoller Friedlichkeit gemildert. Leo fand in ihr nur die Freundin wieder, die er gewohnt war, in ihr zu sehen, und auch nicht die leiseste Bebung in Blick und Ton erinnerte ihn an den lebhaften Eindruck, den sie am vorigen Abend sichtlich auf ihn gemacht hatte, und den er sich nicht zu erklären strebte, weil er ihn ohne Bedeutung für flüchtig vorübergehend achtete.

Hugo war jetzt schon ein halbes Jahr verheirathet, und erneuerte seine Bitten dringender denn je, daß Leo sich entschließen sollte, seine Gemahlin wiederzusehen; allein dieser empfand eine unüberwindliche Abneigung, durch ihren Anblick

Erinnerungen neu zu beleben, welche die Macht über ihn verloren hatten, seinen Frieden zu stören. Auch war die Gräfin weit entfernt, in den Wunsch ihres Gemahls einzustimmen. So sehr sie auch daran gewöhnt war, eine Rolle zu spielen, so schien es ihr doch peinlich, Leo gegenüber eine neue einlernen zu sollen, von der sie noch dazu nicht hoffen durfte, daß es ihr bei ihm damit glücken werde. Leicht konnte er ihr Betragen einer Prüfung und einer Beobachtung unterwerfen, welche sie von Seiten ihres Gemahls nicht zu befürchten hatte. Sie bat daher Hugo, nicht länger auf einer Annäherung zu bestehen, gegen die Leo einen so entschiedenen Widerwillen zeigte, und indem sie sich durch diesen beleidigt und verletzt stellte, erhielt sie von ihm das Versprechen, daß er es noch eine Zeitlang meiden wolle, mit ihm über diesen Punkt zu reden. In dieser Zeit erschien wieder ein Werk, das Leo selbst für sein gelungenstes hielt, und dessen er einigemal im Gespräch mit Frau von Sobinski erwähnte. Eines Morgens, als er zur ungewöhnlichen Stunde bei ihr eintrat, fand er, da sie

ausgegangen war, Charlotten allein im Zimmer. Sie las, ſtand aber auf, als er eintrat, und ſteckte das Buch eilend und erröthend in die Sophakiſſen. Leo konnte ſich nicht enthalten, ſie zu fragen, was ſie geleſen habe. Sie murmelte, indem ſie den Kopf wegwandte, einige unverſtändliche Worte; doch die Hoffnung, daß er ſich mit dieſer Antwort befriedigen werde, trog ſie, denn er, der ſie nur nicht recht verſtanden zu haben glaubte, wiederholte ſeine Frage. Sie zögerte, ſo ſichtlich verlegen, mit der Antwort, daß es ihn befremdete, und er ſie wegen ſeiner Unbeſcheidenheit um Verzeihung bat. Charlotte hatte ſich indeſſen gefaßt. „Es iſt Ihr neues Werk," ſagte ſie, indem ſie es ihm zeigte, „wir haben es gekauft, und ich war eben beſchäftigt, es aufzuſchneiden." „Ich müßte mir zürnen," antwortete er, „daß ich mich des Vergnügens beraubt habe, es Ihnen ſelbſt zu überreichen, allein Ihre Frau Mutter hat mir ſo oft geſagt, daß ſie keine Freundin von trocknen Büchern ſei, und dieſes Werk iſt ſo ernſthaft," — Hier unterbrach ihn Frau von Sobinski durch ihren Eintritt. Er

wiederholte ihr die Entschuldigung, die er eben ihrer Tochter gemacht hatte. „Hätte ich nur ahnen können, daß Ihre Theilnahme für mich die Scheu vor einem solchen Buche zu überwinden vermöge, so würde ich es Ihnen gewiß selbst überreicht haben.“

„Nein, lieber Baron,“ antwortete sie ihm, „so viele Freude mir auch der Beifall macht, den Ihre Schriften finden, so bin ich doch nicht auf den Gedanken gekommen, Ihr neues Werk zu lesen, weil ich nach dem, was Sie mir vom Inhalte desselben gesagt haben, im Voraus gewiß seyn kann, daß ich nicht eine Zeile davon verstehen würde. Wie kommen Sie aber auf den Gedanken, daß ich es mir gekauft habe?“ — Leo schwieg. — „Ich,“ sagte Charlotte mit kaum hörbarer Stimme, „hatte Lust, es zu lesen, und —“

„Schön, mein Kind, ich weiß, du lieſest gern dergleichen Sachen, und ich freue mich darüber.“

„Bin ich nicht ein Kind!“ sagte Charlotte schnell gesammelt, lachend. „Aus Angst, pedantisch zu erscheinen, habe ich mich geschämt zu gestehen, daß ich das Werk eines Mannes zu le-

sen wünschte, den wir als unsern Freund aufrichtig achten und lieben, und doch ist nichts natürlicher und verzeihlicher, als diese Neugierde.“ Leo würde sich selbst für sehr eitel gehalten haben, wenn er nach dieser offnen Erklärung noch in Charlottens Betragen einen Beweis besonderer Theilnahme hätte finden wollen, und doch machte dieser Auftritt einen Eindruck auf ihn, den er mit süßer Rührung als höchst wohlthuend in sich aufnahm. Er konnte es sich nicht versagen, mit Charlotten über den Inhalt seines Werks zu sprechen, und fand, daß sie es nicht blos durchblättert, sondern wirklich gelesen und mit Geist und Herz gefaßt und verstanden hatte.

Der Carneval kam, und Frau von Sobinski erhielt eine Einladung zu einem Balle, zu welchem auch Leo gebeten wurde. Charlotte zeigte keine Lust hinzugehen. „Tanzen Sie denn nicht gern?“ fragte er sie. „Ich mache mir eben nichts daraus,“ antwortete sie. „Das weiß ich besser,“ fiel hier die Mutter ein, „du tanzest für dein Leben gern, allein du willst nur nicht, daß ich später als gewöhnlich zu Bette gehen soll,

das ist das ganze Geheimniß, aber ich befinde mich diesen Winter so gut, daß ich große Lust habe, dich einmal wieder tanzen zu sehen, und daher die Einladung annehmen werde.“ Leo ging am Ballabend zu den Damen hinunter, sie zu begleiten. Charlotte war schön angezogen, einfach, aber so hübsch und kleidlich, daß er sich nicht enthalten konnte, es ihr zu sagen, und seine Augen mußten noch deutlicher reden, als seine Worte, denn Charlotte senkte lieblich verlegen die ihrigen vor seinem Blicke. Die Gesellschaft war glänzend und zahlreich. Zum ersten Male sah Leo Frau von Sobinski und ihre Tochter in einem großen Gesellschaftszirkel, und innig freute er sich der Aufnahme, die beide fanden. Obgleich Frau von Sobinski seit dem Tode ihres Gatten sehr eingezogen lebte, so genoß sie doch einer ausgezeichneten Achtung, und jeder, der sie kannte, bewies ihr diese. Leo legte, nicht für sich, aber wohl für die Menschen, die er liebte, vielen Werth auf die öffentliche Meinung. Er hatte oft die Qual empfunden, Hermine und ihre Mutter, die allen Vergnügungen nachrannten,

bei allen Festen gegenwärtig seyn wollten, ohne daß ihr Vermögen ihnen erlaubte, in der grosen Welt einen Platz geziemend und unabhängig behaupten zu können, unzähligen kleinen Vernachlässigungen und Demüthigungen preisgegeben zu sehen, vor denen er sie nicht immer zu schützen vermochte, und die ihn empfindlich verletzten. Bei Charlotten und ihrer Mutter hingegen war er sicher, daß alles sich geziemte, was sie thaten, und er genoß der Achtung und des Beifalls, den man ihnen bewies, mit einer Heiterkeit, die ihm diesen Abend höchst angenehm machte, bis eine Kleinigkeit ihn verstimmte, und ihn, was er sonst nie war, in böse Laune versetzte. Er hatte die ersten Tänze getanzt, und wollte nun einen Tanz aussetzen, blieb aber im Ballsaal, um Charlotten tanzen zu sehn. Doch wie er einen Blick auf ihren Tänzer warf, bemerkte er, daß dieser schon zum zweiten Male mit ihr tanzte. Es war ein hübscher, junger Mann, und die Geflissenheit, mit welcher er Charlotten in den Pausen zu unterhalten strebte, sehr sichtlich. Diese antwortete ihm ruhig, höflich, allein Leo

fand dieß nicht; ihm schien, daß sie an dieser Unterhaltung Gefallen fand, und diese Bemerkung verstimmte ihn so, daß er den Tanzsaal verließ, und sich im Nebenzimmer neben Frau von Sobinski setzte, die er auch nicht wieder verließ. Charlotte kam zwischen den Tänzen oft zu ihrer Mutter, aber Leo vermied es, mit ihr zu reden. Endlich kam der fatale junge Mann dazu, Charlotten zum nächsten Walzer aufzufordern, den sie ihm auch zusagte. „Schon wieder," rief Leo unmuthig aus. „Wie meinen Sie das?" fragte Charlotte, und wandte sich freundlich zu ihm. „Nichts, nichts," erwiederte er, und bemühte sich zu lächeln, „ich bemerke nur, daß Sie mit diesem Herrn schon zum dritten Male tanzen." „Es ist der Sohn vom Hause," sagte Charlotte. — „Der Beweggrund ist sehr gültig," erwiederte Leo kalt und bitter.

Charlotte antwortete nicht, aber als der junge Mann bald darauf bei ihr vorüber ging, entschuldigte sie sich bei ihm, und sagte, sie fühle sich zu ermüdet, um noch mehr tanzen zu können.

„Charlotte!" rief Leo leise, als ob er sie verhindern wolle, mehr zu sagen; allein sein Blick, und der bewegte Ton seiner Stimme würden verrathen haben, was in seiner Seele vorging, wenn er sie auch nicht zum ersten Male bei ihrem Namen genannt hätte. Der junge Mann drang in sie, allein sie blieb dabei, nicht mehr tanzen zu wollen, und so entfernte er sich, um eine andere Tänzerin zu suchen.

„Wie sehr fühle ich mich beschämt," sagte ihr Leo, „ich begreife nicht, wie ich mir eine solche Unbescheidenheit habe können zu Schulden kommen lassen." „Sie hatten ganz Recht," antwortete sie sanft, „und ich werde es Ihnen immer Dank wissen, wenn Sie mir als Bruder rathen, und mich aufmerksam machen, wo ich fehle." Der Blick, der diese Worte begleitete, rührte ihn unbeschreiblich, und er vermochte seine Augen nicht mehr von dem sanften, liebenswürdigen Wesen wegzuwenden, das mit so viel innerm Werth allen Zauber, alle Grazie holder Weiblichkeit verband.

Bei'm Nachhausefahren verfehlte Frau von

Sobinski eine Stufe des Wagentritts; sie glitt aus, und schmerzlich aufschreiend, sank sie in Leo's Arme zurück. „Gott, was fehlt Ihnen," fragte Charlotte ängstlich. „Der Fuß schmerzt mich," antwortete sie, „allein es hat nichts zu bedeuten." Sie versuchte hier von neuem in den Wagen zu steigen, aber sie konnte den Fuß nicht aufheben. „Er ist gebrochen," flüsterte sie Leo zu, doch nicht leise genug, daß Charlotte es nicht gehört hätte. „Gebrochen," wiederholte diese mit herzzerreißendem Tone. „Vielleicht irre ich mich, liebes Kind," nahm hier Frau von Sobinski das Wort, „ängstige dich nur nicht, ich bitte innig darum!" „Was ist zu thun," fragte Charlotte, indem sie beide Hände an die Stirn drückte; „was rathen Sie, Baron?" „Meiner Meinung nach," antwortete dieser, der sich gleichfalls Mühe gab, besonnen zu bleiben, „müssen wir in das Haus zurückgehen, und ich will gleich einen Wundarzt holen." „Nein," sagte Frau von Sobinski, „bringen Sie mich nach meinem eignen Hause." „Sie fühlen also wirklich," rief Charlotte, „daß der Fuß gebrochen ist; Sie sind dessen gewiß?" „In jedem

Falle, Lottchen, bin ich beſſer in meinem eignen Hauſe aufgehoben, und wenn man mich nur in den Wagen heben kann, ſo iſt ja der Weg nicht weit.“ Leo gab ihr Recht, und mit Hülfe des Bedienten hob er ſie mit der größten Sorgſamkeit in den Wagen, den er Schritt vor Schritt fahren ließ. Charlotte, die neben ihrer Mutter ſaß, vermochte es, ihren Schmerz und ihren Schrecken zu bemeiſtern; nur von Zeit zu Zeit bog ſie den Kopf aus dem Kutſchenfenſter, als müſſe ſie friſche Luft ſchöpfen. „Wäre es nicht beſſer, Herr Baron,“ fragte ſie Leo, „wenn Sie uns verließen, um den Wundarzt zu holen?“ „Ich habe auch ſchon daran gedacht,“ antwortete er, „allein ich glaube, Ihre Frau Mutter wird bei'm Ausſteigen meiner benöthigt ſeyn.“ „Wenn Sie den Wundarzt nur zu Hauſe treffen.“ „Ich ſuche ihn auf, mag er ſeyn, wo er will; ich bringe ihn gewiß.“ „Wie gut ſind Sie,“ ſagte Frau von Sobinski mit ſchwacher Stimme. Charlotte ſagte nichts, allein ſie drückte Leo's Hand, die auf dem Kutſchenſchlage lag, und dieſer Ausdruck ihrer Dankbarkeit galt ihm mehr als alle

Worte. Endlich kam man vor dem Hauſe an, Leo nahm Frau von Sobinski auf den Arm, und trug ſie in ihr Zimmer, dann eilte er fort, um den Wundarzt zu holen. Sophie fing laut an zu ſchreien und zu weinen, als ſie ihre geliebte Gebieterin in dieſem Zuſtande ſah, und Frau von Sobinski, die bis jetzt ihren Schmerz und ihre Bewegung nur mit Anſtrengung verhehlt hatte, wurde, als ſie dieſes Klaggeſchrei hörte, ſehr blaß, und verlor die Beſinnung. „Um Gotteswillen," rief Charlotte, „du tödteſt ſie, wenn du ſie ſo erſchreckſt, geh lieber fort, wenn du dich nicht zwingen kannſt." „Ich will kein Wort mehr ſagen," antwortete die treue Seele, „und auch nicht mehr weinen; aber es iſt doch ein gar zu jammervoller Anblick." Keiner konnte dieß tiefer fühlen, als Charlotte ſelbſt; ſie hob die Augen zum Himmel, als wolle ſie von ihm Muth erflehen, und ſenkte ſie dann wieder mit dem Blicke der allerinnigſten Liebe auf ihre Mutter, um die ſie ſorgſam beſchäftigt war, ſie wieder zu ſich zu bringen. „Ich bin ſehr ſchwach, Charlotte," ſag-

te Frau von Sobinski, „denn der Schmerz, den ich empfinde, ist wahrlich nicht bedeutend, und nur das Geschrei der armen Sophie hat mich so erschreckt, aber du, mein liebes Kind, leidest gewiß mehr als ich.“ „Ach liebste Mutter,“ antwortete Charlotte, „denken Sie jetzt nur an sich selbst, und an keinen andern. Erholen Sie sich, und beruhigen Sie sich bis zur Ankunft des Wundarztes, der gewiß bald hier seyn wird.“

„Mir ist jetzt wieder ganz wohl, und ich wollte, daß er käme,“ tröstete sie Frau von Sobinski. Charlotte zählte die Minuten; endlich nach einer in der peinlichsten Erwartung verflossenen Viertelstunde fuhr ein Wagen vor. „Da sind sie!“ rief sie freudig aus, „denn der Baron würde auf keinen Fall allein zurückkehren.“ Wirklich trat auch in diesem Augenblicke Leo, von dem berühmtesten Wundarzte der Stadt begleitet, ein. Dieser fand den Fuß zwar gebrochen, versicherte jedoch, daß es kein gefährlicher Bruch sei. Man beschäftigte sich gleich mit den Anstalten, ihn wieder einzurichten, und Frau von Sobinski wünschte, daß ihre Tochter nicht dabei gegen-

wärtig seyn solle, weil sie fürchtete, daß es Charlotten zu sehr angreifen würde, allein diese war nicht zu bewegen, das Zimmer zu verlassen, und Leo zog sich allein in den Vorsaal zurück. Er hörte hier die Frau von Sobinski einigemal so schmerzlich aufschreien, daß er erbebte, und erst nach einer Stunde trat der Wundarzt, von Charlotten begleitet, aus dem Zimmer. Sie war sehr blaß, aber ihre Augen glänzten weit lebhafter als gewöhnlich. „Ich beschwöre Sie, Herr Doktor," sagte sie, indem sie mit dem Ausdrucke der höchsten Angst und des tiefsten Schmerzes die Hände gefaltet auf der Brust zusammendrückte, „sagen Sie mir aufrichtig die Wahrheit, wie steht es mit meiner Mutter?" Der Arzt, der sie in Gegenwart ihrer Mutter nur gefaßt, besonnen und ruhig gesehen hatte, sah sie jetzt überrascht einen Augenblick an, ohne zu antworten. Charlotte mißverstand sein Schweigen. „Sie halten also ihren Zustand für sehr gefährlich," fuhr sie hastig bebend fort. —

Der Arzt eilte Charlotten zu beruhigen, und gab ihr die Versicherung, daß dieser Unfall, dem

Anscheine nach, keine böse Folge nach sich ziehen werde, und der Zustand ihrer Mutter nur eine sorgsame Pflege und Behandlung erfordre, weil ihre Nervenschwäche sie sehr reizbar mache. „Ja," antwortete Charlotte, die von ganzer Seele jedem Laut seiner Worte horchte, „sie ist sehr nervenschwach und kränklich, wenn es aber nur der Pflege bedarf —"

„Wenn wir nur gleich eine gute und erfahrne Krankenwärterin wüßten," unterbrach sie Leo.

„Nein, nein," sagte sie hastig, „Mutter liebt das nicht, es würde ihr unangenehm seyn, und ist auch ganz unnöthig; Sophie und ich können das sehr gut allein übernehmen."

„Es ist nur wegen der Nächte, gnädiges Fräulein," erwiederte der Arzt.

„Nun, komme ich nicht eben erst vom Balle, wo ich eine Nacht verwacht habe? Ach," fügte sie schmerzlich hinzu, „wenn sie nicht aus Liebe für mich nach dem Balle gegangen wäre, so" — sie bedeckte hier mit der Hand ihre Augen.

„Ich bin fest überzeugt," sagte der Arzt

theilnehmend, „daß Ihre Frau Mutter keine beſſere und ſorgſamere Krankenwärterin finden könnte, als Sie es ſeyn werden; folgen Sie alſo Ihrem Herzen; nur betrüben Sie ſich nicht zu ſehr, und ſchonen Sie Ihre eigne Geſundheit.“

„Wenn Sie mir mit Wahrheit verſichern können, daß keine Gefahr da iſt,“ antwortete Charlotte, während ihre Augen um eine günſtige Antwort flehten. „Für den Augenblick wenigſtens,“ erwiederte er, „iſt durchaus kein Anſchein von Gefahr da.“ — „Gott ſei gelobt,“ rief ſie hier mit einem unausſprechlichen Ausdruck, und brach in Thränen aus. Leo wollte ſie tröſtend beruhigen, allein der Arzt winkte ihm, es nicht zu thun; er empfahl ſich ihr, und da Leo ihn begleitete, ſagte er ihm: „dieſe Thränen ſind eine wahre Wohlthat für ſie; ich habe in meinem Leben kein intereſſanteres junges Mädchen geſehen, ſie hat während der Operation eine Herrſchaft über ſich bewieſen, die ich bewundern muß, und die ſie vielleicht hätte ſchwer büßen müſſen, wenn dieſe Thränen ihr nicht das Herz erleichtert hätten.“

„Sie ist ein Engel," antwortete Leo, „es ängstigt mich aber, daß Sie ihr erlaubt haben, des Nachts bei der Mutter zu wachen."

„Hoffentlich wird dieß in den künftigen Nächten nicht mehr nöthig seyn, aber ich wollte ihr nicht widersprechen, da sie schon fieberhaft gespannt war."

„Fieberhaft!" rief Leo erschrocken.

„Ja, ihre Hände brannten, und ihre Augen glänzten unnatürlich, aber so eine junge frische Natur überwindet das wohl. Für die Mutter ist nichts zu fürchten, und wenn ich morgen früh wiederkomme, werde ich sehen, wie es mit der Tochter steht."

Erschüttert ging Leo in das Zimmer zurück; er fand nur Sophien, die ihm sagte, daß Frau von Sobinski ihn zu sprechen wünsche. Sein erster Blick fiel, als er zu ihr eintrat, auf Charlotten, die neben ihrem Bette saß, und deren Wangen jetzt von der lebhaftesten Röthe glühten. Bebend trat er zu der Kranken. „Ich habe Ihnen, lieber Baron," sagte diese, „noch selbst danken wollen, ehe Sie sich zur Ruhe begeben.

Es ist gleich 4 Uhr, und also Zeit, daß jeder sich zu Bette verfüge. Charlotte will die Nacht bei mir aufbleiben, und ich gestatte es ihr, ob ich es gleich für unnöthig halte. Das Schlimmste ist nun überstanden, und ich werde wahrscheinlich nichts als einiger Geduld bedürfen, um meine Heilung ruhig abzuwarten." Leo wiederholte ihr die Versicherung des Arztes, durch welche er Charlotten zu beruhigen hoffte, und verließ sie dann, um nach seinem Zimmer zu gehen. Doch an Schlaf und Ruhe war für ihn nicht zu denken. Er konnte es sich nicht länger verhehlen, daß er Charlotten liebte, nicht so leidenschaftlich, wie früher Hermine, aber inniger, zärtlicher, ungetheilter, wie er diese je geliebt hatte. Früh um 6 Uhr ging er leise hinunter, Nachricht von dem Befinden der Kranken einzuziehen. Als er die Thüre des Vorsaals öffnete, trat ihm Charlotte entgegen. „Sie hier," sagte er, indem er sie voll Freude und Besorgniß zugleich anblickte, „wie ist die Nacht vergangen?" „Sehr gut," antwortete sie, „Mutter hat sanft geschlafen." — „Und Sie?" — „Geschlafen habe ich nicht, allein ich

fühle mich leicht und wohl; jetzt ist Sophie bei Mutter, und ich will nur gehen und das fatale Kleid ausziehen," fügte sie hinzu, indem sie auf den Blumenbesatz ihres Kleides blickte. „Sie sehn aber noch so sehr erhitzt aus," sagte Leo, „der Arzt wird bald kommen, ich beschwöre Sie, thun Sie ja alles, was er Ihnen sagen wird, schonen Sie sich."

„Gewiß," antwortete sie, „Gott wird mich bewahren, jetzt krank zu werden, aber jetzt muß ich nur gehen, Mutter möchte sonst nach mir fragen." — Leise schlich sie nach der Thür, sie zu öffnen. Plötzlich wandte sie sich um, und sich Leo nähernd, sagte sie ihm: „Ich habe Ihnen noch nicht für Ihre Theilnahme gedankt, ich kann es auch nicht; aber es ruht alles hier," setzte sie hinzu, legte die Hand auf ihr Herz und verschwand, ehe er ihr antworten konnte.

Der Arzt fand, als er kam, das Befinden der Frau von Sobinski sehr gut, und auch Charlotte erholte sich bald von der erlittenen Angst. Gemeinschaftlich mit ihr dachte jetzt Leo nur darauf, die Kranke zu unterhalten, und in dieser Ge-

meinschaft der Liebe und der Sorge erblühte ihm ein Glück, wie sein Herz es nie reiner und süßer empfunden hatte. Er brachte fast den ganzen Tag im Krankenzimmer zu, und jede Stunde zeigte ihm Charlotten mit einem neuen Reiz, einer neuen Tugend geschmückt. Mit inniger Freude bemerkte er, daß auch sie seine Gesellschaft jeder andern vorzuziehen schien. Frau von Sobinski erhielt viele Besuche, und selten verging, während ihres Krankenlagers, ein Nachmittag, an dem nicht einige ihrer Bekannten zu ihr kamen. Je kürzer aber diese Besuche waren, je lieber schien es Charlotten zu seyn. Sie nahm, sobald sie wieder allein waren, ihren Platz neben Leo, und sagte vergnügt: „So, nun ist es wieder hübsch gemüthlich.“ Dabei blieb sie sich aber in ihrem Betragen gegen ihn so gleich, daß er oft daran verzweifelte, ihr je mehr als Freund werden zu können.

Eines Abends, als sie allein waren, und Leo ihnen vorlas, stieß er auf folgende Stelle:

„Wunderbarer Schleier, der uns selbst oft
„das Geheimniß unsers Herzens verhüllt,

„aus welchem Stoff bist du gemacht, und „welche Hand vermag dich zu heben? Ich „habe eine Frau gekannt, die zehn Jahre „lang nur durch das Band der reinsten „Freundschaft mit einem Manne verbunden „zu seyn glaubte, den sie täglich sah. Zehn „Jahre lang blieb ihre Empfindung für ihn „ruhig und friedlich, und vielleicht wäre sie „bis zum letzten Schlage ihres Herzens im „Irrthum über die Natur desselben geblie„ben, wenn er nicht nach Verlauf dieses „Zeitraums in Liebe für eine andere erglüht „wäre. Da zerriß der Schleier, der ihr ei„genes Herz verhüllt hatte — es brach, und „sterbend schrieb sie ihm: was ich Freund„schaft nannte, war Liebe."

Leo wandte im Lesen diese Stelle auf sich selbst an, und unwillkürlich blickte er bei den letzten Worten Charlotten an. Wie erstaunte er aber, sie bleich und zitternd zu sehn. Sie hatte das Haupt tief auf ihre Arbeit niedergebeugt, und bemerkte daher nicht, daß Leo sie beobachtete. Mit hochklopfendem Herzen lauschte er

auf jede ihrer Bewegungen, und zum ersten Male durchflog die seligste aller Ahnungen seine Brust.

„Das ist ja eine traurige Geschichte," sagte Frau von Sobinski, „die arme Frau!" „Ja," sagte Charlotte, ohne die Augen aufzuschlagen, dumpf, und wie vor sich hin, „ich begreife, daß man daran sterben kann." Hier stand sie auf und verließ das Zimmer. Leo wagte kaum an das Glück zu glauben, das ihre Bewegung, ihre Erschütterung ihm zu offenbaren schien. Durfte er sich geliebt glauben? Er hörte nicht ein Wort von dem, was Frau von Sobinski noch sagte, er verstand nicht ein Wort von dem, was er las. Unwillkürlich flog sein Blick immer über das Buch der Thüre zu, durch die sie eintreten mußte. Eine halbe Stunde verging, da erschien sie endlich, aber mit so ruhiger Haltung und Miene, daß auch nicht die kleinste Spur irgend einer tiefern Bewegung in Blick und Zügen zu erkennen war. Die Mutter fragte, wo sie so lange geblieben sei? Sie gab einen scheinbaren Grund dazu an, und fragte mit so großer Unbefangen-

heit, ob man weiter geleſen habe, daß Leo ihr nicht zu antworten vermochte. Er fühlte ſein Herz wie eingepreßt, und ſeine kaum erblühete Hoffnung ſchwand dahin. Eine Probe war noch übrig. Er küßte Charlotten gewöhnlich bei'm Weggehen die Hand. Wenn ſie heut Abend dieſem Händekuß auswich, ſo erblühte ſeine Hoffnung wieder. Die Stunde ſchlug, er ſagte Frau von Sobinski gute Nacht, und mit einer Bewegung, die nur der zu beurtheilen vermag, der wahrhaft geliebt hat, näherte er ſich Charlotten. „Auf Morgen," ſagte ſie unbefangen freundlich, und bot ihm, ganz wie gewöhnlich, die Hand; er wollte dieſe an ſeine Lippen heben; aber er konnte nicht, er ließ ſie fallen, und eilte ſtumm aus dem Zimmer.

Hugo war einige Wochen in Geſchäften verreiſet geweſen, und fand, als er wiederkam, ſeinen Freund ſo verändert, ſo traurig und zerſtreut, daß er in ihn drang, ihm ſein Herz zu öffnen. Leo erzählte ihm alles, und der Graf war entzückt, da er leidenſchaftlich wünſchte, ihn verheirathet zu ſehn. Hermine war ſeit Kurzem Mutter eines Sohnes, doch ſelbſt dieſe glückliche

Begebenheit hatte keine Aussöhnung zwischen seinem Freund und seiner Gattin herbeigeführt, und so blieb ihm dazu keine Hoffnung mehr, als die auf eine neue Liebe, mächtig genug, um in Leo's Herzen jede Erinnerung an die Vergangenheit zu verlöschen. „Aber warum so traurig?" fragte er diesen, „rede doch nur, halte um das Mädchen an, du hast gewiß keinen Korb zu befürchten." „Bedenke doch nur," antwortete ihm Leo, „daß Frau von Sobinski mich mütterlich liebt, daß sie Ja sagen, und Charlotte sich dann bestimmt nicht weigern wird, mir ihre Hand zu geben." — „Aber was willst du denn noch mehr?" rief Hugo verwundert aus. „Ach, du verstehst mich nicht," seufzte Leo. Doch wohl verstand ihn Hugo, allein er war überzeugt, wo Leo sich mit bangen Zweifeln quälte.

Charlotte feierte die Genesung ihrer Mutter durch ein kleines Fest, zu welchem alle Bekannte und Freunde des Hauses eingeladen wurden. Strahlend von Glück und Wonne machte sie, um ihrer Mutter jede Belästigung zu ersparen, an diesem Abend die Wirthin, und das mit so an-

muthsvollem Anstande, mit so vieler liebenswürdiger Freundlichkeit, daß Leo sich gestand, sie nie bezaubernder gesehn zu haben. Wie wurde ihm aber zu Sinne, als er plötzlich, von Geisberg begleitet, den jungen Mann eintreten sah, der ihn auf dem letzten Balle durch seine Beflissenheit gegen Charlotte so geärgert hatte! Dieser nun in ihrem Hause eingeführt, von ihr eingeladen! In diesem Gedanken lag für ihn so viel Schmerzliches und Verletzendes, daß es ihm Sprache und Bewegung raubte, und er in der Ecke des Zimmers, wo er im Fenster lehnte, stehen blieb. Charlotte, die bei ihm vorüberging, fragte freundlich: „warum sind Sie nicht früher gekommen? Sie haben nun nicht gesehen, wie Mutter durch die Ankunft der ersten Gäste überrascht wurde." —

„Zu früh, viel zu früh bin ich gekommen," murmelte er leise vor sich hin, und die Miene, mit welcher er diese Worte sagte, war so leidenschaftlich bewegt, daß Charlotte die Farbe wechselte, und ihn besorgt fragte, was ihm fehle? „Nichts, mein gnädiges Fräulein, durchaus nichts,

was für sie der Mühe lohnte, Antheil daran zu nehmen.“ Sein Ton war so bitter, daß sie, die kleinen Hände zusammenfaltend, die sie, aus Furcht bemerkt zu werden, nicht flehend zu erheben wagte, mit kaum unterdrückten Thränen bat: „Um's Himmels willen, sagen Sie mir, was fehlt Ihnen; Sie ängstigen mich unbeschreiblich, und das heute, heute“ — Die sanften, klagenden Laute ihrer Stimme erweichten sein Herz, das wie kalt versteinert seine Brust beengt hatte. „Denken Sie jetzt nur an ihre Frau Mutter,“ antwortete er ihr, „nur an Ihre Freunde, morgen sollen Sie alles erfahren.“ — Er wandte sich hier ab, und setzte sich in einem Winkel des Saals nieder, wo er sie unbemerkt beobachten zu können glaubte. Die Musik begann, mehrere treffliche Tonkünstler ließen sich hören, doch vergeblich bat man Charlotte, zu singen. Herr von Ambach, so hieß der fremde junge Mann, bot seine ganze Beredtsamkeit auf, sie dazu zu bereden, allein sie blieb zu Leo's Freude unerbittlich. Da sie indessen, ohne unhöflich zu seyn, der Unterhaltung, die er mit ihr suchte, nicht ausweichen konnte, und er

den Eindruck, den ſie auf ihn machte, keineswegs verbergen zu wollen ſchien, ſo reichte das hin, Leo'n alle Qualen der Eiferſucht empfinden zu laſſen. Er beſchloß heimlich fortzugehen, allein als er, der Thüre nah, ſich noch einmal umwandte, begegnete er Charlottens Blick, der ihm gefolgt war. Sie hatte den ganzen Abend vermieden, ſich ihm wieder zu nähern; jetzt aber übte dieſer Blick eine ſolche Macht über ihn aus, daß er ſeinen Vorſatz, ſich zu entfernen, aufgab, und ſich zwang, an der Unterhaltung Theil zu nehmen, wobei er aber gefliſſentlich Ambachs Nähe vermied, und alſo auch Charlotten, die dieſer nicht verließ. Endlich trennte ſich die Geſellſchaft; Leo brachte eine ſchlafloſe Nacht zu, er empfand die Unmöglichkeit, Charlotten die Urſachen ſeines Unmuths verhehlen zu können, und doch ſcheute er mehr als je das Geſtändniß ſeiner Liebe. Ambach liebte ſie — das galt ihm für unwiderſprechlich erwieſen, und gewiß lag darin, daß ſie ihn eingeladen hatte, eine Aufmunterung, die Leo's Hoffnungen den Tod drohete. Nur von ihrem Herzen wollte er ſie erhalten — ihre Achtung,

ihre Freundschaft besaß er aber um sie beglücken, um sich selber glücklich fühlen zu können, mußte er ihrer Liebe gewiß seyn, und wie durfte er sich mit der Hoffnung schmeicheln, geliebt zu seyn, da es ihm nie gelungen war, in ihrem Herzen lesen zu dürfen!

Als Leo am Morgen, wie gewöhnlich, hinunter ging, sich nach dem Befinden der Damen zu erkundigen, fand er Frau von Sobinski allein; sie hieß ihn freundlich willkommen, aber sie war sichtlich zerstreuet, und sagte ihm auch nach den ersten Begrüssungen zutraulich: „Charlotte ist nicht zu Hause; ich habe sie unter irgend einem Vorwande zum Ausgehen genöthigt, weil Geisberg mich diesen Morgen allein sprechen wollte.“ Hier fing Leo's Herz an, mächtig zu klopfen. „Sie sind zu sehr unser Freund, lieber Baron,“ fuhr sie fort, „als daß ich Ihnen ein Geheimniß aus einem Antrage machen sollte, der wahrscheinlich Charlottens Schicksal bestimmen wird. Sie haben gestern Abend den jungen Ambach hier gesehen, den Geisberg mitgebracht hatte.“

Er war also nicht gebeten! dachte Leo, und holte freier Athem. „Sein Aeußeres ist sehr angenehm," fuhr Frau von Sobinski fort, „man sagt, daß er Verstand und Kenntnisse besitzt, sein Ruf ist untadelhaft, auch ist er von guter Familie und reich, Geisberg hat für ihn um Charlotten angehalten, und ich gestehe Ihnen, daß mir diese Verbindung sehr wünschenswerth erscheint, und daß ich mich glücklich fühlen würde, wenn Charlotte ja sagen wollte. Doch würde ich es für unrecht halten, sie gegen ihre Neigung dazu zu bereden, und fürchte leider, daß sie ihn nicht ausstehen kann. Gestern Abend noch fand sie es unbescheiden von Geisberg, daß er ihn uneingeladen mitgebracht habe, und meinte, Fremde gehörten nicht in einen solchen kleinen geschlossenen Freundeskreis. Ich möchte fast sagen, daß ich sie gestern Abend zum ersten Male in ihrem Leben übler Laune gesehn habe."

Leo war entzückt, aber so unruhig bewegt, so geängstet, daß er nicht zu antworten vermochte. Frau von Sobinski fuhr fort: „ich kann mich auf Charlottens Vernunft und auf ihr Herz

verlassen; sie allein muß hier entscheiden, und ich werde mich wohl hüten, sie errathen zu lassen, wie sehr ich diese Verbindung wünsche. Ich begreife nur nicht, warum Ambach ihr nicht gefällt. Ihnen kann ich es gestehen, daß ich mich angegriffen und schwach fühle; ich werde nicht lange mehr leben, und der Gedanke, mein geliebtes Kind allein, ohne Stütze, ohne Trost in der Welt zurücklassen zu müssen, würde mir meine Todesstunde zu schmerzlich verbittern. In meinem Testamente habe ich Geisberg zu Charlottens Vormund ernannt; ich weiß, daß er mein Vertrauen verdient und es rechtfertigen wird, aber es würde mich noch weit mehr beruhigen, wenn ich sie vor meinem Ende glücklich verheirathet sehen könnte. Man hat mir von diesem jungen Ambach so viel Gutes gesagt — wie hat er Ihnen gefallen?"

„Sie ahnen nicht," sagte Leo, „wen Sie zum Vertrauten Ihrer Wünsche und Hoffnungen gemacht haben! Ich selbst liebe Charlotten mehr als mein Leben, und —"

„Wie!" unterbrach ihn Frau von Sobinski

mit freudestrahlenden Augen, „Sie lieben meine Tochter?"

„Unaussprechlich —"

„O Baron, wie glücklich machen Sie mich durch dies Geständniß. Unter Tausenden würde ich Ihnen den Vorzug geben, und keinen werde ich lieber Sohn nennen, als Sie, den ich fast eben so zärtlich wie Charlotten selbst liebe." —

Leo küßte die Hand der würdigen Frau; Thränen füllten seine Augen. — „Wie ehrt mich Ihre Güte," sagte er ihr gerührt, „wie stolz macht sie mich — aber ach, nichts berechtigt mich zu der Hoffnung, von Charlotten geliebt zu seyn." —

„Ich begreife nicht, daß ich nie etwas gemerkt habe — aber wer hätte sich das auch träumen lassen können! o ich war so weit davon entfernt, Charlotten von Ihnen geliebt zu glauben, daß sich alle meine Wünsche immer nur darauf beschränkt haben, einen Schwiegersohn zu erhalten, der Ihnen einigermaßen ähnlich sei. Jetzt lassen Sie mich nur machen. Charlotte wird gleich wieder hier seyn, und es müßte

seltsam zu machen, wenn ich der kleinen Weisheit nicht ihre Herzensgeheimnisse entlocken sollte.“ —

„Und wenn sie mich nicht liebt?“ fragte Leo erblassend. —

„Dann freilich, lieber Baron,“ antwortete sie lächelnd, „wird Ihnen meine Einwilligung von keinem Nutzen seyn; doch ich habe die Ahnung, daß ich sie nicht vergeblich werde gegeben haben. Sie sollen selbst hören, wie es mit Charlotten steht, lassen Sie mich nur machen.“ Hier klingelte es, und man hörte auf dem Vorsaale Charlottens Stimme. Leo fühlte sich so erschüttert, und seiner Bewegung so wenig Herr, daß er das Zimmer vor ihrem Eintritte verlassen wollte, allein Frau von Sobinski flüsterte ihm zu: „Es ist nicht mehr Zeit zur Flucht, hübsch ruhig sitzen geblieben, und nicht so verstört ausgesehen. — Muth gefaßt, mein Freund.“

Charlotte erröthete sanft, als sie Leo erblickte; Frau von Sobinski beeilte sich, sie über den ihr gegebenen Auftrag zu befragen, und fing dann an

„Geisberg ist heut Morgen schon bei mir gewesen.“

„So!“ sagte Charlotte gedehnt, und ihr Gesicht überwölkte sich, als ob ihr dieser Name eine unangenehme Erinnerung zurückrufe.

„Ich vertraute hier unserm Freund eben die Angelegenheit, die ihn zu mir führte.“ —

„Was ist ihm denn begegnet?“

„Ihm nichts — sie betrifft uns.“ —

„Doch nichts Unangenehmes? Nichts Trauriges?“

„Im Gegentheil,“ sagte Frau von Sobinski lächelnd, „es war von etwas Löblichem und Guten die Rede, von einem Heirathsantrage. Er hat für Ambach um dich angehalten.“ — Charlotte erblaßte.

„Und was haben Sie geantwortet?“ fragte sie zitternd.

„Daß du allein in dieser Angelegenheit zu entscheiden hast, und ich dir völlige Freiheit der Wahl lasse.“

Charlotte küßte dankbar ihrer Mutter die Hand. „Wenn es auf meine Entscheidung an-

kommt," sagte sie lebhaft, „so ist die Sache schon entschieden; ich bin Herrn von Ambach für die Ehre verbunden, die er mir erzeigt, aber heirathen kann ich ihn nicht."

„Nimm dir doch wenigstens Bedenkzeit, mein Kind, man rühmt dem jungen Manne so viel Gutes nach —"

„Eben darum verdient er eine Gattin, die ihn liebt und ihn allen andern Männern vorzieht, und ich kann ihn nie lieben."

„Wenn du dessen ganz gewiß bist, so ist die Sache freilich entschieden, allein mein Kind, es hat sich diesen Morgen noch ein Bewerber gemeldet —"

„Mag es seyn wer es will, liebste Mutter, meine Antwort gilt für alle. Ich kann und mag nicht heirathen."

Sie stand hier ganz von Leo abgewendet vor ihrer Mutter, deren Hände sie an ihr Herz drückte; sonst hätte ihr ein Blick auf ihn verrathen müssen, von wem hier die Rede sei.

„Lassen Sie mich bei Ihnen bleiben und für Sie allein leben, liebste Mutter, ich wünsche

mir kein andres Glück, und bete, daß Gott es mir erhalten möge. Jede Veränderung meiner Lage würde mich unglücklich machen, und Sie haben mich zu lieb dazu — lassen Sie uns nie wieder von einer Heirath für mich reden, stoßen Sie Ihre arme Charlotte nicht von sich, der nur im Mutterarme, nur am Mutterherzen wohl ist. Antworten Sie für mich, liebste Mutter —"

„Das ist nicht nöthig; der Mann, von dem ich sprach, ist Zeuge unserer Unterredung gewesen," sagte Frau von Sobinski, indem sie auf Leo zeigte, der blaß und zitternd aufgestanden war.

„Baron Kalm!" rief Charlotte, und barg ihr glühendes Gesicht am Busen der Mutter. „Ja, mein Fräulein," sagte Leo mit bebender Stimme, „und da ich Ihren Ausspruch gehört habe, bedarf es keiner Bestätigung meines Unglücks mehr."

Leo verneigte sich und wollte sich entfernen — da hob Charlotte das schöne Haupt vom Busen der Mutter zu ihm empor. „Leo," rief sie, indem

sie ihm die Hand entgegenstreckte — es war der Laut der innigsten Liebe, des seligsten Entzückens. — „Charlotte!" rief der Beseligte, und eilte zu ihr und zog sie an sein Herz, „ist es möglich, darf ich's glauben, wollen Sie mein seyn? Nein, man stirbt nicht vor Wonne," rief er aus, als er in ihren Thränen, ihrem Lächeln die Bestätigung seines Glückes las. —

„Und auch nicht vor Schmerz," sagte sie leise, „denn ich war sehr unglücklich, als ich dachte, als ich glaubte," — sie barg, ohne zu vollenden, das Gesicht in seinem Arme. Frau von Sobinski weinte die schönsten Thränen, die hienieden geweint werden können, die Freudenthränen einer glücklichen Mutter, und segnete aus tief bewegter Seele den Bund der beiden Herzen.

Wohl eilt ihr unaufhaltsam schnell dahin, ihr himmlischen Minuten, in denen das Herz die Fülle seiner Seligkeit nicht zu fassen, nicht zu tragen vermag! Allein, mit welcher Gewalt bindet die unvergängliche Erinnerung an Euch

uns an das zweite Herz, dem wir es verdanken, auch empfunden zu haben!

Es schien Leo nöthig, Charlotten und ihre Mutter von dem Verhältnisse zu unterrichten, in welchem er zu Hugo und seiner Gemahlin stand, allein es kostete ihm viel Ueberwindung, am Abend dieses Tages das Gespräch darauf zu leiten. Er bat für seinen Freund um die Erlaubniß, ihn am folgenden Morgen seiner Braut vorstellen zu dürfen. „Er ist aber," fuhr er gepreßt fort, „auch verheirathet, wie Sie wissen!" Hier sprach aus den Blicken der Mutter lebhafte Neugierde, und sie rückte näher an ihn heran. Charlotte senkte mit unaussprechlichem Ausdrucke das Auge, ohne seinem Blicke zu begegnen. Bewegt fuhr Leo fort: „Er ist verheirathet, allein ich habe mit der Frau keinen Umgang, und bin seit seiner Verbindung mit ihr, nie in sein Haus gekommen." —

„Und warum nicht?" fragte Frau von Sobinski.

„Helfen Sie mir, Charlotte, erbitten, daß sie mich mit Nachsicht hört. Werde ich Sie zu

überzeugen vermögen, daß im Leben Fälle kommen, wo man, wie durch Zauber verblendet, Liebe zu empfinden glaubt, und wo das, was man empfindet, wirklich auch so lange der Liebe gleicht, als die Täuschung dauert, die uns verblendet? Das Herz hat keinen Antheil an diesem Sinnentrug; es erröthet vor ihm, wenn der Schleier gefallen ist, der uns seine Lüge verbarg, und die Erinnerung daran bleibt uns noch lange peinlich."

Charlotte hob das Auge nicht, und Leo erzählte, ohne daß er sie anzusehen wagte, so rasch als möglich die Geschichte seines Verhältnisses mit Herminen. So sehr er es aber auch zu vermeiden suchte, so trug doch Manches in dieser Erzählung einen Wiederschein leidenschaftlicher Empfindung, und als er zu dem Zeitpunkte kam, wo er, von Herminen verrathen, auf das Land floh, errieth Charlotte alles, was er um die Treulose gelitten hatte. „Ich habe die Gräfin nie wieder gesehn," schloß er, „und empfinde einen fast unüberwindlichen Widerwillen, mich ihr je wieder zu nähern. Der Graf ist aber seit lange der Vertraute mei-

ner Liebe zu Charlotten, und nahm um so lebhaftern Antheil daran, da er in dieser Liebe ein Bindungsmittel zwischen seinem und meinem Hause zu finden hofft. Allein es kommt hierbei nicht auf meinen Willen, meine Neigung an, sondern meine Charlotte allein muß entscheiden, was sich künftig für uns zu thun ziemt."

„Die Aufführung der Gräfin," sagte Frau von Sobinski, „ist nach allem, was ich von ihr gehört habe, so unziemlich, und ihr Ruf so schlecht, daß sie, wenn sie nicht die Frau des allvermögenden Ministers wäre, von allen unbescholtenen Frauen gemieden werden würde."

„Dann kommt es nur darauf an," erwiederte Leo, „daß wir einen Vorwand finden, der uns, ohne den Grafen zu beleidigen, das Recht gibt, uns fern von ihr zu halten."

„Sagen Sie Ihrem Freunde, daß Charlotte, von Ihrem frühern Verhältniß zur Gräfin unterrichtet, zu eifersüchtig ist, um sie sehen zu wollen."

„Und was würde Charlotte dazu sagen?" fragte er.

„Sagen Sie es immer," antwortete sie, „ich werde nicht widersprechen."

Leo sah wirklich, daß sie, obgleich zu lächeln bemüht, verletzt war, und freute sich der Entdeckung dieser kleinen Schwäche, die er um so verzeihlicher fand, da er auf Ambach bis zur Qual eifersüchtig gewesen war. Es wurde daher verabredet, Charlottens Eifersucht wirklich zum Vorwande zu wählen, warum Leo Herminen nicht sehen wolle.

Hugo nahm den innigsten Antheil an dem Glücke seines Freundes. Aber die Vereitelung der Hoffnung, ihre Familie nun zu einer verschmolzen zu sehen, betrübte ihn sehr. „Ich habe kein Recht, mich zu beklagen," sagte er traurig, „wenn mir zeitlebens die Folgen meines Unrechts gegen dich schmerzlich fühlbar bleiben." Diese Worte rührten Leo so tief, daß er sich augenblicklich bereit erklärt haben würde, die Gräfin wieder zu sehen, wenn er nicht überzeugt gewesen wäre, Charlotten dadurch zu mißfallen, und ihnen allen dreien, durch diesen Schritt, Unruhe und Kummer zu bereiten. Er widerstand

daher seiner eigenen Rührung, und antwortete dem Grafen so zärtlich und so vernünftig, daß dieser sich endlich darein ergab, und ihn zu Charlotten begleitete, die ihn mit achtungsvoller Herzlichkeit empfing und seinen ganzen Beifall erhielt. Es wurde beschlossen, daß Leo mit Charlotten in dem Hause seiner Schwiegermutter wohnen und diese bei ihnen essen sollte. Hugo nahm an allen diesen Verabredungen mit einer heitern Lebendigkeit Theil, die Leo schon seit einiger Zeit an ihm vermißt hatte, und lud sich selbst zur Hochzeit ein, die in zwei Monaten gefeiert werden sollte.

Leo fühlte sich nach seiner Verheirathung als Gatte, Sohn und Freund unaussprechlich glücklich, und der schöne Friede seines Glücks verbürgte ihm die Wahrheit, und die Dauer desselben. Hugo's Lage war gleichfalls glänzender denn je, und der Monarch schien ihn von Monat zu Monat lieber zu gewinnen, aber glücklich war er nicht, wie denn kein Ehrgeiziger dieses zu seyn vermag, und er lebte in fortdauernder Unruhe und Beängstigung. Die Zahl seiner Neider vergrö-

ßerte ſich täglich, er mußte in ununterbrochener Anſtrengung alle Hülfsmittel, die ihm zu Gebote ſtanden, anwenden, um den Fallſtricken zu entgehen, die ſie ihm legten, und jeder Sieg, den er über ſie erhielt, erbitterte ſie noch mehr, und wurde für ſie ein neuer Sporn, ihn zu ſtürzen. Sein ganzes Leben wurde dadurch zu einem Kampfe, in welchem er nur verlieren, nie gewinnen konnte; da er höher nicht mehr zu ſteigen vermochte, und der Preis des Sieges nur augenblickliche Sicherung vor dem Sturze von der erklommenen Höhe war.

Herminens Betragen war ſo leichtſinnig, daß es ſie ihren Ruf koſtete; vielleicht hatte ihre Gefallſucht ihr nur den Schein der Sittenloſigkeit gegeben, doch hatte ſie mit dem Gefühle, die Achtung der Welt verloren zu haben, eine der feſteſten Stützen weiblicher Tugend eingebüßt. Hugo ahnete davon nichts; ihm war ſie noch immer die makelloſe, angebetete Gattin, und der Sohn, den ſie ihm geboren hatte, band ihn noch unauflöslicher an ſie, die alle Schlauheit ihres Geiſtes, alle Heuchelei ihres Herzens aufbot, ihn

über sich, ihren Werth und ihre Liebe für ihn zu täuschen. In dieser Zeit kam ein Schwede, Graf Kronjhelm, an den Hof. Jung, schön, geistreich, gelang es ihm, in den Kreisen der vornehmen Welt eine glänzende Rolle zu spielen. Vorzüglichen Werth legte er aber nur auf das Glück, das er bei Frauen machte, und strebte darnach, für unwiderstehlich zu gelten. Unfähig, einer ernsten, würdigen Thätigkeit Geschmack abzugewinnen, füllte er keinen Platz in der bürgerlichen Gesellschaft aus, und vergeudete an eitle Nichtigkeit ein Daseyn, dem er keinen bessern Gehalt zu geben vermochte. Auch hatte er es bis zur Meisterschaft in der Kunst gebracht, mehrere Intriguen zu gleicher Zeit fortzuspinnen, Empfindungen zu heucheln, die ihm fremd waren, und die Neigung, die er einflößte, bis zur Leidenschaft zu steigern. Mit kaltem Blute studirte er die Regungen des Herzens, das er zerriß, um noch planvoller andre zerreißen zu lernen. Taub gegen Klagen, fühllos gegen Thränen, sich belustigend an Verzweifelung, kannte der Graf alle Wege und Mittel, ein weibliches Herz erst zu erobern, und

dann zu foltern, so genau, daß er es mit der geübtesten Kokette aufnehmen konnte, und gern den Kampf mit ihr aufsuchte, weil er sie schwerer zu besiegen glaubte, als eine gefühlvolle Frau, von welcher er in der Feinheit seiner Kunstgriffe sich nie so erkannt, nie so gewürdigt fühlen konnte, als von jener. Dies war der Mann, den jetzt die Nemesis Herminen entgegen führte; es entstand zwischen ihm und ihr ein Wettstreit der Eroberungssucht, dessen Entscheidung ihre gegenseitige Geschicklichkeit lange verzögerte. Beide fühlten, daß die Scham, verlassen zu werden, denjenigen erwarte, der dem andern die kleinste Gewißheit des Besitzes, oder irgend eine Blöße der Empfindung gebe, und dies im steten Wechsel sich immer erneuernde Spiel ihrer Eitelkeit entflammte selbst dann, als ihr Verhältniß höchst strafbar geworden war, ihre Einbildungskraft bis zu dem Grade, daß sie sich wirklich gegenseitig zu lieben glaubten.

Die Unbeständigkeit des Grafen trug indessen doch den Sieg davon. Zum ersten Male erschien jetzt die schöne Klara von Kaiser, eine

der reichsten Erbinnen des Reichs, bei Hofe. Der Graf fühlte durch ihre Schönheit, noch mehr durch ihren Reichthum sich angezogen, und beschloß, um ihre Hand zu werben. Allein, so leicht es ihm auch wurde, das Herz des jungen unerfahrnen Mädchens zu gewinnen, so wenig gelang es ihm, ihren Vormund, einen edlen, strengen, rechtlichen Mann über sich zu täuschen, und dieser versagte entschieden seine Einwilligung zu ihrer Verbindung. Klara entschloß sich, mit dem Geliebten zu fliehen, da, einmal verheirathet, der Vormund ihr den Nießbrauch ihres Vermögens nicht vorenthalten konnte. Kronjhelms Werbung um sie war für Hermine kein Geheimniß geblieben. Der Graf hörte, einmal mit ihr zu brechen entschlossen, ohne alle Erklärung plötzlich auf, sie zu besuchen. Trafen sie sich in Gesellschaften, so behandelte er sie mit einer so gleichgültigen, so feinen Höflichkeit, als habe er ihr nie näher gestanden, und ihre Briefe sandte er ihr unerösnet zurück. Dieses schonungslose Betragen brachte Hermine außer sich; Wuth und Verzweiflung füllten ihre Seele, und Eifersucht und die Krän-

kung erlittener Demüthigung nahmen bei ihr den Charakter einer gewaltigen Leidenschaft für den Grafen an, deren Trug ihr mehr Qual verursachte, als sie bei dem Schmerze wahrer, verrathener Liebe empfunden haben würde; denn diese weckt in unserm Herzen stets ein religiöses Gefühl, das uns im tiefsten Leide tröstend über das Irdische emporhebt. Hermine hingegen fühlte sich zum Durst nach Rache entflammt, und zu den empörendsten Gewaltthätigkeiten aufgereizt. Der Tod ihrer Nebenbuhlerin würde ihr kaum genügend erschienen seyn, und da sie sich zum ersten Male in ihrem Leben vom Sturm so gewaltiger Gemüthsbewegungen erfaßt fühlte, so raubte ihr dieser alle Besonnenheit. Ein alter Diener, der schon im väterlichen Hause seit ihrer frühesten Kindheit ihr besonders ergeben gewesen war, wurde ihr Vertrauter. Dieser knüpfte mit den Dienern des Grafen Verbindungen an, die Herminen zu einer genauen Kenntniß aller seiner Schritte verhalfen. Spät am Abend brachte er ihr einst die Nachricht, daß der Graf in dieser Nacht mit seiner Geliebten entfliehen werde. Jeder Ueberle-

gung unfähig, des Gebrauchs ihrer Vernunft wie beraubt, befahl sie dem Diener, vor der Hinterthür ihres Gartens zwei Reitpferde bereit zu halten, und nachdem sie sich in einen Anzug ihres Gemahls geworfen hatte, eilte sie eine geheime Treppe, die aus ihrem Zimmer in den Garten führte, hinab, warf sich auf das Pferd, und sprengte, von dem Diener begleitet, den Flüchtigen nach. Am Thore fragte sie — kaum eine Viertelstunde vor ihr war der von ihr bezeichnete Wagen hinausgefahren. — Wild stürmte sie ihm nach, und kaum hatte sie eine halbe Meile zurückgelegt, als sie den Wagen des Grafen erblickte; nur zu gut kannte sie diesen. Mit einer vor Wuth und Bewegung unkenntlich gewordenen Stimme schrie sie dem Kutscher halt zu. — Der Graf, sich verfolgt glaubend, bog sich, ein Pistol in der Hand, aus dem Schlage des Wagens hinaus, und rief dem Kutscher drohend zu, fortzufahren. Keinen Schritt weiter, schrie: Hermine, oder du bist des Todes! Der Graf drückte das Pistol ab. Die Unglückliche sank vom Pferde. „Fort, was die Pferde laufen können,“

rief der Graf seinem Kutscher zu, und mit Blitzesschnelle flog der Wagen dahin.

Leo war schon in seinem Schlafzimmer, als er einen Wagen vorfahren, und an seiner Hausthüre klingeln hörte. Der Kammerdiener des Ministers trat ein, und bat ihn, im Namen seines Herrn gleich zu diesem zu kommen, der Wagen warte unten auf ihn. Leo glaubte, sein Freund sei plötzlich in Ungnade gefallen, und voll von diesem Gedanken trat er in die seit Jahren nicht von ihm betretene Wohnung desselben. Man sagte ihm, der Graf sei in dem Zimmer seiner Gemahlin, und von dem Gedanken ergriffen, diese jetzt so unvorbereitet wiedersehen zu sollen, stieg er die Treppe hinauf. Er fand Hugo allein in Herminens Kabinet, vor ihrem Schreibtische sitzend, die Briefe vor ihm, die er in diesem gefunden hatte. „Ich bin der unglücklichste aller Menschen," rief er ihm zu, „Hermine ist mit Graf Kronjhelm entflohen." Er erzählte ihm nun, daß er, aus einer Gesellschaft nach Hause kommend, Herminen noch habe sprechen wollen, sie aber nicht gefunden, und von ihrer Kammerfrau das Geständniß erhalten habe,

ihre Gebieterin sei, als Mann verkleidet, heimlich in den Garten hinabgegangen, und von dort fortgeritten. Hugo hatte, um sich Aufschluß darüber zu verschaffen, ihren Schreibtisch geöffnet, und die Briefe, die er hier fand, ließen ihm keinen Zweifel über das Verhältniß, das zwischen ihr und Kronjhelm Statt gefunden hatte. Was Hugo's Verzweiflung aber noch vermehrte, war, daß er den Flüchtlingen nicht nachsetzen lassen konnte, ohne seine Schmach kund werden zu lassen, und das schien ihm bittrer, als selbst der Tod zu seyn, da es ihn dem Hohn und Spott aller seiner Neider und Feinde preis zu geben drohte. Leo hatte sich während dieser Erzählung gesammelt, besonders fragte er, ob schon Jemand von den Leuten des Grafen um die Flucht der Gräfin wisse? „Keiner, als die Kammerfrau," versicherte Hugo, für deren Verschwiegenheit er bürgen zu können glaubte. „Nun, so laß mir dein bestes Pferd satteln," rief Leo, „sie können noch keinen so großen Vorsprung haben, daß es mir nicht gelingen sollte, sie einzuholen."

Eilig schrieb er jetzt ein paar Worte an Char-

lotte, und nachdem er sie dem Grafen zur Besorgung eingehändigt hatte, warf er sich auf's Pferd. Der Paß des Grafen Kronjhelm war in Hugo's Büreau unterzeichnet, und dadurch Leo'n der Weg angedeutet, den er zu nehmen hatte. Der Morgen graute schon, als er auf der Landstraße vor sich in dem zweifelhaften Dämmerlichte zwei Gestalten entdeckte, wovon die Eine um die andere niedergesunkene ängstlich bemüht zu seyn schien. Er sprengte darauf zu, und erkannte Herminens alten treuen Diener. „O, Herr Baron," rief dieser ihm weinend entgegen, „helfen Sie, retten Sie, die Gräfin ist todt!" Todt! hallte es schauerlich in Leo's Herzen wieder; er sprang vom Pferde, sie war es, sie! auch noch von dem Schatten des Todes überhüllt, konnte er sie nicht verkennen. „Hier," sagte er, indem er dem Diener seine Börse zuwarf, „nimm mein Pferd, jage zur nächsten Wohnung, schaffe einen Wagen herbei, bringe Wein mit, alles, was du bekommen kannst, aber schweig, keiner darf ahnen, für wen du Beistand forderst. Allein mit der Gräfin kniete Leo neben ihr nieder, und faßte sie in

seine Arme. Diese bleichen Züge, diese schönen, von Staub und Blut befleckten blonden Locken, riefen ihm nur zu lebhaft die schmerzlichsten Erinnerungen zurück. Er sollte sie also nun wiedersehen, damit sie an seinem Herzen, das einst so treu, so heiß für sie schlug, den letzten Seufzer ausathmete! — Seine Augen füllten sich mit Thränen. Noch war sie nicht todt, noch fühlte er ihr Herz leise schlagen, aber die Angst, sie sterben zu sehen, dehnte ihm die Minute bis zur Rückkehr des Dieners zu Stunden aus. Dieser brachte einen Wagen, den er unter dem Vorgeben, sein Reisegefährte sei mit dem Pferde gestürzt, und schwer verwundet, erhalten hatte. Leo trug Herminen in den Wagen, setzte sich neben sie, um sie zu unterstützen, und ließ langsam zur Stadt zurückfahren, und vor der kleinen Gartenthüre halten. Jedermann im Hause des Ministers schlief noch, er selbst und die Kammerfrau ausgenommen, und so wurde es möglich, Herminen unbemerkt in ihr Zimmer zu bringen. Hier schickte Leo den Diener zu dem Wundarzt, und nachdem er die Gräfin der Sorgfalt der Kammer-

frau übergeben hatte, eilte er zu Hugo. „Kommst du allein?“ fragte dieser ihn bebend, als er eintrat. —

„Hermine ist hier,“ antwortete er. — „Hier!“ rief Hugo von den streitendsten Empfindungen erschüttert, „ich kann und will sie aber nicht sehen!“ —

„Hugo,“ sagte Leo gerührt, „ich bringe sie dir sterbend zurück, und wenn Gott ihr noch den Trost gönnen will, deine Verzeihung mit hinüber zu nehmen, wirst du sie ihr nicht versagen.“

Hermine sterbend! dieser Gedanke besiegte in Hugo's Herzen jeden andern. Er eilte zu ihr, aber welch ein Anblick wartete seiner! — War diese blasse, unbewegliche, röchelnde Gestalt denn wirklich das Weib seiner ersten und einzigen Liebe, die Mutter seines Sohnes, vor wenig Stunden noch die blühende, glänzend schöne Gefährtin seines Lebens, die Genossin seiner Größe! — Aller Zorn, aller Haß schwand bei ihrem Anblick aus seiner Seele. Vor ihr niedergesunken rief er sie mit den zärtlichsten Namen, und als ob sein Gebet den Zorn des strafenden Himmels besänf-

tigt hätte, schlug sie die Augen auf, stammelte seinen Namen und streckte die Hand nach ihm aus; doch in demselben Augenblicke zuckte sie furchtbar zusammen, ihr Auge brach und schloß sich dann, um sich nie wieder zu öffnen.

Zwei Tage nachher wurde die Gräfin feierlich mit allem ihrem Range gebührenden Glanze, begraben. Im Publikum ahnete man die Ursache ihres Todes um so weniger, da Klara's Entführung durch Graf Kronjhelm die Neuigkeit des Tages war. Hugo litt furchtbar, und Leo wagte es in den ersten Tagen nicht, ihn auch nur einen Augenblick allein zu lassen. Der Verlust der schuldlosen Hermine wäre für ihn ein schwer zu besiegendes Unglück gewesen, allein ihre Strafbarkeit lieh diesem Verluste tausend neue Schrekken. In dem Zeitraume weniger Stunden hatte er das Weib, das er anbetete, zweimal verloren; die Untreue war dem Tode vorgeeilt, sie ihm zu rauben, und hatte ihm nicht einmal den Trost gelassen, ohne Erröthen um sie weinen zu dürfen. Charlotten allein war es vorbehalten, den Weg auszumitteln, auf dem er zur Versöhnung

mit dem Leben geführt werden konnte. Auf ihren Armen sah er zuerst seinen Sohn wieder, dessen Anblick er bis dahin geflohen hatte. Dies Kind war beinahe zwei Jahr alt, und ein so süßes, liebliches Geschöpf, daß Hugo's Herz gegen den Zauber seiner Liebkosungen nicht unempfindlich zu bleiben vermochte. Seine Lage vergönnte ihm nicht, seinem Sohn im vollen Sinne des Wortes Vater zu seyn; Leo und Charlotte kamen seinem Wunsch entgegen, indem sie ihm die Bitte aussprachen, ihnen dies Kind anzuvertrauen, und von dem Tage an, wo er es ihnen übergab, kannte er keine andere Erholung von seinen Geschäften mehr, als die, die er im Umgange seiner Freunde, und in dem hoffnungsvollen Aufblühn seines Sohnes fand. Er brachte in ihrem Hause jede Stunde zu, die er für sich zu erübrigen vermochte, und fand nach und nach seine Ruhe wieder, und hätte er seinem Ehrgeize zu entsagen vermocht, würden ihm auch Heiterkeit und Glück wieder gelächelt haben. Doch das Schicksal brach die Ketten, die ihm selbst zu lösen die Kraft fehlte, obgleich ihre Vergoldung

schon längst ihren Reiz für ihn verloren hatte. Der Monarch, dem er diente, starb; der Thronfolger hatte Hugo nie geliebt, wie denn der Günstling eines Monarchen fast nie der seines Nachfolgers wird, und Hugo erhielt seine Entlassung.

Seit diesem Zeitpunkte wurden die früher erlittenen Qualen seines Ehrgeizes und seines Herzens mehr und mehr für ihn nur Erinnerungen eines beängstigenden Traumes, den ein heiteres Erwachen verscheucht hatte. Er bezog in dem Hause der Frau von Sobinski die Zimmer, die Leo vor seiner Verheirathung bewohnt hatte; Freundschaft, Wohlthätigkeit, Kunst, Wissenschaft, Vaterfreude und Kindesliebe wurden die tröstenden und verschönernden Schutzengel seines Lebens, und mit Leo's Kindern sah er seinen Sohn aufwachsen, und sie gemeinschaftlich von der sorgsamsten Aelternliebe gepflegt zu den Tugenden heranreifen, deren Vorbild sie in ihren Aeltern fanden.

Das getheilte Herz.

Eine wahre Erzählung aus der großen Welt.

J'aime pour vivre et je vis pour aimer.

Julie de l'Espinasse.

Julie de l'Espinasse war das Kind einer geheimen, von dem Gesetz und der Meinung nicht als gültig anerkannten Verbindung. Ihren Vater lernte sie nie kennen; ihre Mutter, Frau von Alban, ließ sie fern von Paris in einem Kloster erziehen. Von der Natur mit jenem Prometheus-Funken glühenden Gefühls begabt, der, indem er die Seele läutert, das irdische Leben rasch verzehrt, empfand Julie tief das Unglück, von den Urhebern ihres Daseyns verleugnet zu werden. Ihr Charakter war eine bewundernswürdige Mischung von Vernunft und Schwär-

merei, von Milde und Glut, von Besonnenheit und Begeisterung; sie verschmähete es, sobald sie den Kinderjahren entwachsen war, länger von einer Frau, die ihr Mutterliebe und Kindesrecht versagte, Geldunterstützung anzunehmen. Frau von Deffand nahm sie als Gesellschafterin zu sich und bald wurde sie die Seele des geistreichen Zirkels, den diese kluge, aber herzlose und boshafte Frau um sich zu versammeln wußte.

Vielleicht hat nie eine Frau ein glänzenderes Talent für die gesellige Unterhaltung besessen, als Julie nach dem einstimmigen Zeugniß ihrer Zeitgenossen besaß. Durch ein hingeworfenes Wort, eine Bemerkung, eine Frage, verstand sie, das Gespräch fortzuleiten, zu beleben, oder auch ihm eine andere Richtung zu geben. Kein Ideenflug war zu hoch für ihre Fassungsgabe; im ganzen unermeßlichen Reich des Gedankens gab es keinen Gegenstand, für den sie sich nicht interessirte und dem sie nicht eine auch Andre interessirende Ansicht abzugewinnen wußte. Politik, schöne Wissenschaften, Philosophie, Kunst, Tagesneuigkeiten, witzige Einfälle, Anekdoten, heitrer

Scherz, alles gehörte zu dem Gebiet, in dem sie mit eben so viel Geist, als Grazie einheimisch war, und selbst das Unbedeutende erschien, von ihr erzählt, oder besprochen, anziehend und geistreich. Mit dem Talent, den Geist Andrer geltend zu machen, verband sie die Blüthe des feinsten Welttons, der anmuthigsten Höflichkeit; aber der eigenthümlichste Zauber ihres Wesens lag in der Wahrheit des Wohlwollens, mit dem sie Allen entgegen kam, die sich ihr näherten. Dieselbe Flamme, die ihren Geist mit so viel Glanz und Leben durchleuchtete, brannte auch in ihrem Herzen, und diese Fülle der Liebe zog Alles an, was in ihren Kreis trat. Nie hat jemand mehr Freunde gehabt, als sie, und jeder von diesen war ihr werth, als sei er ihr einziger Freund.

Man muß in der großen Welt leben, um des eignen Talents zur Unterhaltung inne zu werden und es zu entfalten; der Aufenthalt bei Frau von Deffand verschaffte Julien die Gelegenheit dazu, doch die Eifersucht dieser Beschützerin, ihr Neid über die Anerkennung, die Juliens Liebenswürdigkeit bei allen fand, die ihr Haus besuchten,

entzweiete die beiden Frauen, und Frau von Deffand forderte, daß Julie sie verlassen solle.

Madame Geoffrin, die Julie kannte und liebte, setzte ihr einen Jahrgehalt von tausend Thalern aus, und dies Einkommen reichte für sie hin, sich eine unabhängige Lage zu sichern, und ihr Haus zum Sammelplatz der besten und geistreichsten Gesellschaft zu machen, der es alle Abende von 6 — 9 Uhr offen stand. Man fand bei ihr die ausgezeichnetesten Männer jedes Standes, Prinzen, Hofleute, Geistliche, Gelehrte, Dichter und Freunde. Gleichheit des Schicksals und der Verhältnisse hatten Julie mit D'Alembert verbunden; sie lebte mit ihm in einem Hause, doch die Reinheit der wahren, seelenvollen Freundschaft, die beide an einander knüpfte, wurde selbst in Paris nie von der Verleumdung geschmäht, und jeder, der, durch D'Alembert's Ruf angezogen, diesen aufzusuchen kam, fand sich durch Julie festgehalten und gefesselt. Die Seele und der Reitz des geselligen Kreises, der sich um sie sammelte, widmete sie sich auch ungetheilt der Verfeinerung und Verschönerung dieses Vereins, und jede-an-

dere Neigung, jedes andre Verhältniß wurde von ihr diesem Zweck untergeordnet. Sehr selten besuchte sie das Schauspiel, noch seltener brachte sie auf andre Art einen Abend außerhalb ihres Hauses zu, und wenn einmal eine Ausnahme von dieser Regel statt fand, war dieß eine Begebenheit, von der halb Paris im Voraus unterrichtet wurde.

Diese Lebensweise entsprach nicht Juliens Neigungen, allein durch kein tieferes Interesse angeregt und beschäftigt, nährte sich ihre Thätigkeit durch einen Erfolg, der ihre Eitelkeit befriedigte, ohne sie beglücken zu können. Es ist immer Schwäche, wenn wir aus Glanzsucht und Menschenfurcht mehr für die fremde Meinung, als für unsre eignen Neigungen leben; Julie fühlte das, allein sie wußte, daß Frau von Desfand auf einen glänzenden Standpunkt in der Gesellschaft großen Werth setzte, und es war Julien wichtig, dieser Frau, von der sie sich gehaßt, verfolgt und gekränkt fühlte, zu beweisen, wie sie, ohne Rang und Vermögen, einzig durch sich selbst, sich dem Dunkel der Vergessenheit und der Ver-

nachläſſigung zu entreißen wiſſe. Sie erfreuete ſich der Annehmlichkeit ihrer Lage mit ruhigem Sinn, die Freundſchaft gab ihrem Leben Intereſſe und Reitz, doch um ſich glücklich zu fühlen, fehlte ihr das eigenthümliche Element ihres Daſeyns, hell flammende Begeiſterung mächtiger Empfindung.

Von allen Gaben, die der Himmel den Sterblichen verleiht, iſt nächſt der Weihe des ächten Dichtergenius keine ſeltner, als die Fähigkeit, in heiliger Wahrheit mit Leidenſchaft lieben zu können. Sie wird unter Millionen kaum Einem zu Theil und dieſe ſterben hin, ohne auch nur in der Ahnung ein Glück begriffen zu haben, das uns hienieden ſchon alle Wonnen der reinſten und vollkommenſten Seligkeit gewähren würde, wenn ihm nicht die Dauer fehlte. Die Menſchen glauben, zu lieben, weil ſie aus Eitelkeit, Schwäche und Bedürfniß ſich mit einander verbinden, doch dieſe kleinlichen Regungen, die ſie Liebe nennen, machen das Leben nicht herrlich und den Tod nicht frei. Jede tiefe, wahre Liebe dagegen wird in der Menſchenſeele zur Offenba-

rung einer Fülle und Herrlichkeit des Daseyns, die wir nicht in unsrer Seele aufzunehmen vermögen, ohne uns zugleich frei zu fühlen, weil in ihr das Geheimniß alles Seyns und die Gewißheit der Ewigkeit begründet ist. Gott! wie unermeßlich reich ist das Leben, wenn man liebt und sich geliebt fühlt! In jedem andern Zustand, in jeder andern Gemüthslage lastet unvermeidlich so oft der Druck der Lebensbürde auf uns! Unsre edelsten Fähigkeiten bleiben unentwickelt und ungeübt; wie von einem schweren Traum befangen, fühlen wir unsern Willen mit unsrer Kraft gebunden, und wie reicht dagegen alle Kraft der Jugend und des Herzens, der Seele und des Geistes kaum mehr aus für den Strom von Geist und Empfindung, der uns durchfluthet, wenn Welt und Leben sich uns in Liebe offenbaren und verklären!

Julie hatte von der Natur diese Weihe zu großem Unglück empfangen, doch war sie sich ihrer noch nie bewußt geworden. Der Herzog von Vaudrail liebte sie seit mehreren Jahren, und was im Anfang nur flüchtige Neigung gewesen

war, hatte allmählig bei ihm die Dauer und den Charakter eines ernsteren Gefühls angenommen, das aber nicht im Herzen seinen Ursprung hatte, sondern einzig in seiner durch ihren Widerstand gereitzten Eitelkeit. Julie fand ihn als Gesellschafter liebenswürdig; er gefiel ihr, er beschäftigte sie, ihm verdankte sie es, daß sie die Lücken ihres Daseyns nicht schmerzlicher empfand, allein er vermochte so wenig, ihr Herz zu rühren, als zu beglücken. Ihr Verhältniß zu ihm wurde zu einem Wettkampf, wie ihn in der großen Welt so oft männliche Eroberungssucht mit weiblicher Eitelkeit kämpft.

Man sollte glauben, ein solcher Kampf müsse endigen, sobald er in seinem Ursprung und in seinem Zweck den Kämpfenden klar geworden sei; doch zur Beschämung des menschlichen Herzens sieht man oft, daß die Leidenschaft selbst nicht mehr Ausdauer und Beharrlichkeit zu verleihen vermag, als die Eitelkeit, die noch dazu gemeinhin sinnreicher ist, als die Liebe, um ihren Zweck zu erreichen. Der Herzog brachte es nie dahin, daß Julie eines tugendhaften Entschlusses bedurft

hätte, um ihm zu widerstehen, und doch dauerte ihr Verhältniß mehrere Jahre. Oft entzweieten sich beide, aber sie fanden sich dann nach einiger Zeit, ohne Erklärung und ohne Versöhnung, ganz so traulich wieder zu einander, als sei unter ihnen nie von einem andern Gefühl, als von Freundschaft die Rede gewesen, und die Gewohnheit eines freundlichen Verhältnisses nie gestört worden.

In diesen Verhältnissen lebte Julie, als das Schicksal ihr den Mann vorführte, der sich ihres ganzen Daseyns mit dem ersten Blick bemächtigte und dem sie das höchste, das seltenste Glück eines weiblichen Herzens verdanken sollte, das, sich mit dem letzten Schlage ihres Herzens noch sagen zu können, sie habe ihn nie mehr zu lieben vermocht, als er werth gewesen sei, von ihr geliebt zu werden.

An einem Tage, wo Julie versprochen hatte, bei dem Grafen Forbin zu Abend zu essen, fuhr sie noch vorher zu der durch ihren Briefwechsel mit J. J. Rousseau bekannten Frau von Franqueville. Schade, rief ihr diese beim Eintreten ent-

gegen, daß Sie nicht heut Abend bei uns bleiben können, Sie würden den jungen Marquis de Mora, den Sohn des spanischen Gesandten (Graf von Fuentes), kennen lernen, der einer der schönsten und liebenswürdigsten Männer ist, die je in den Zirkeln unsrer Pariser Salons geglänzt haben.

Jeder von den Anwesenden stimmte in das Lob des jungen Spaniers mit ein, und Julie, die, als man ihn meldete, schon im Begriff gewesen war, ihren Besuch zu endigen, verlängerte diesen noch, weil sie dem Wunsch nicht widerstehen konnte, den allgemein gepriesenen Mann zu sehen. Er begrüßte bei seinem Eintritt die Gesellschaft mit dem edelsten Anstand, und nie dünkte es sie einen schöneren Mann, nie einen so geist- und seelenvollen Ausdruck der Züge und des Blickes gesehen zu haben. Es war schon früher im Gespräch erwähnt worden, daß er für den Anbeter der Frau von Poligny, einer der schönsten und gefallsüchtigsten Frauen der Hauptstadt, gelte. Frau von Franqueville fragte ihn, ob er sie im Lauf des Tages gesprochen habe und

ob sie hoffen dürfe, sie noch bei sich zu sehen. Julie beobachtete ihn während dieses Gespräch, aber sie sah in seinen Zügen nichts von dem helleren Glanz, der sich unwillkürlich über das Gesicht verbreitet, wenn man von dem Gegenstand seiner Liebe redet. Er erzählte, daß er eben im Theater einen Streit mit Frau von Poligny gehabt habe, den er Frau von Franqueville zur Entscheidung vorlegen wolle. Sie habe nämlich behauptet, daß Voltaire die Liebe und ihre Gewalt über Frauenherzen von allen französischen Dichtern am Treffendsten geschildert habe, da er, ihm dagegen, gerade in diesem Punkt, Racine weit vorziehe.

Was sagen Sie dazu? fragte Frau von Franqueville, Julie!

Ich bin mit dem Herrn Marquis gleicher Meinung, antwortete sie, und ich glaube, ein einziger Grund ist hinreichend, diese Meinung gültig zu rechtfertigen. — Wie sehr würde es mich erfreuen, sagte der Marquis lebhaft, wenn Sie mir diesen Grund mittheilen wollten, um damit den Ausspruch jener Dame bekämpfen zu

können, die schon, weil sie Frau ist, in diesem Punkt gegen mich Recht zu haben glaubt.

Ich glaube, erwiederte Julie, daß hier nicht von dem Geist und dem Talent beider Dichter die Rede seyn darf; aber Racine hat Mademoiselle Champmesle unaussprechlich geliebt, und Voltaire hat die Liebe als eine glühende, die ganze Seele durchdringende Leidenschaft nie gekannt. Das Herz selbst ist aber reicher, wahrer und erhabener, als es das Talent seyn kann, und die Geheimnisse seiner zartesten Wonnen und seiner tiefsten Schmerzen können nur von einem Herzen errathen werden, das sie selbst zu empfinden vermag. —

O wie wahr ist das! rief Mora und sein dunkles Feuerauge traf Juliens Blick. Kommen Sie, Baron, rief er dem Herrn von St. Phar zu, der eben eintrat, Sie hörten im Theater meinen Streit mit Frau von Poligny und waren bereit, als mein Gegner aufzutreten, allein das, was das Fräulein eben gesagt hat, wird Sie eines bessern belehren.

Julie stand jetzt auf, sich zu entfernen.

Warum geht sie denn schon? sagte Mora leise zur Frau von Franqueville, bitten Sie sie doch, länger zu verweilen. — Hören Sie, was der Marquis bittet? fragte diese Julien. — Nein, gnädige Frau, aber ich brauche auch nichts mehr zu hören, um Sie ungern zu verlassen. — Abschiednehmend fiel ihr Blick auf Mora; er verneigte sich tief mit dem unverkennbaren Ausdruck des Bedauerns, sie schon scheiden zu sehen, und erkundigte sich, sobald sie sich entfernt hatte, angelegentlich nach ihr. Man nannte ihm ihren Namen, man rühmte ihren Geist, ihre Bildung, ihre Liebenswürdigkeit und wie sie, ohne jung und schön zu seyn, doch allen Männern, wie allen Frauen zu gefallen wisse. — Sie ist freilich nicht schön, sagte er lebhaft, aber sie ist gut gewachsen, sie hat schöne Augen und so beseelte Züge, daß man es beim ersten Blick auf sie erkennt, daß sie kein alltägliches Wesen ist. Was mir aber ganz vorzüglich gefällt, ist, daß sie bei so viel Geist so natürlich geblieben ist. —

Julie kam erst nach 9 Uhr zu dem Grafen Forbin, was in der damaligen Zeit ungewöhnlich

spät war, und erzählte die Ursache ihres Verzugs. Ich kenne den Marquis, sagte der Graf, und rühme es an Frau von Poligny, daß sie ihm in dem Roman ihres Lebens eine Rolle zuzutheilen gewußt hat, das ist denn doch ein Anbeter, mit dem man prunken kann! So jung, so schön und doch so edel, so würdevoll in seiner ganzen Erscheinung!

Ist er denn wirklich so schön! fragte der Herzog von Vaudreuil Julie. Ich möchte Höheres an ihm rühmen, als seine Gestalt, antwortete sie, er scheint mir Geist, Anmuth und Gefühl zu besitzen. — Gestehen Sie es nur, sagte der Herzog, dieser Spanier hat gewiß einen romanhaften Anstrich, der ihn für Sie so interessant macht. — Sie haben vielleicht Recht, antwortete Julie lächelnd, mir ist allerdings noch nie ein Mann vorgekommen, der sich mehr, als er, zum Helden eines Ritterromans zu eignen scheint.

Dieß war der Eindruck, den Beide beim ersten Anblick auf einander gemacht hatten.

Am folgenden Morgen kam St. Phar, den Julie oft sah, zu ihr, sie um die Erlaubniß zu

bitten, ihr am Abend Mora vorstellen zu dürfen, und erzählte zugleich viel von dem Werth, den dieser auf die Gewährung seines Wunsches legte. Es wird mir angenehm seyn, ihn zu sehen, antwortete Julie, allein der Marquis ist noch zu jung, um eine Gesellschaft, wie die unsrige, den rauschenden Zerstreuungen vorzuziehen, die Paris ihm so vielfach darbietet, und ich rechne darauf, daß er nur wenig einzelne Augenblicke für uns übrig haben wird. — Er ist nur den Jahren nach jung, erwiederte St. Phar, das Leben hat sehr ernste Erfahrungen für ihn in einen kurzen Zeitraum zusammengedrängt; er hat schon als Oberst eines Cavallerieregiments einige Feldzüge mitgemacht, auf seinen Reisen die vorzüglichsten Höfe Europa's besucht, und alle Freuden wie alle Schmerzen der Jugend tief und leidenschaftlich empfunden. Vielleicht giebt es wenig Männer von 40 Jahren, die ein so reiches Leben gelebt haben, als es das seine schon im 24sten ist.

Am Abend kam Mora; Julie stellte ihn D'Alembert vor; er redete viel mit diesem, und

ſo verbindlich und hochachtungsvoll auch ſein Betragen gegen Julie war, ſo ſchien es ihm doch am Mehrſten darum zu thun, ſich das Wohlwollen ihres berühmten Freundes zu erwerben. Nach und nach fanden ſich mehrere Perſonen ein; die Unterhaltung wurde geiſtvoll und bedeutend. Man ſprach von Rußland, und der Herzog, der es wußte, daß Mora zur Zeit der Revolution, welche Katharina die 2te auf den ruſſiſchen Thron ſetzte, in Petersburg geweſen war, bat ihn um Mittheilung der genaueren Umſtände einer Begebenheit, die damals ganz Europa beſchäftigte. Mora warf einen Blick auf Julie. Wie vermöchte ich es, ſagte er einfach und beſcheiden, in einem Kreiſe zu reden, wo das Zuhören für mich ſo unbeſchreiblichen Reitz und die Unterhaltung einen Zauber hat, von dem ich fühle, daß er ſelbſt in Paris einzig genannt werden muß. Laſſen Sie mich in der Rolle des Zuhörers bleiben, ich bitte innig darum. Man drang aber in ihn und er achtete Juliens Wunſch, ſobald ſie ihn ausgeſprochen hatte, als einen Befehl. Mit eben ſo viel Geiſt, als Klarheit ent-

warf er nun ein Gemälde des russischen Hofes, und zeichnete in einigen Meisterzügen treffend den Charakter der Hauptpersonen. Nie hatte er besser erzählt, als in diesem Kreise, wo es sich so sehr belohnte, geistreich und angenehm zu seyn, und wo ihm die ausgezeichnetesten Menschen mit eben so viel Vergnügen, als Theilnahme zuhörten.

Als er von Julien Abschied nahm, bat er sie um Vergünstigung, die verlorne Zeit durch seine öfteren Besuche einholen zu dürfen, weil er sich sonst nicht werde trösten können, schon vier Monate in Paris zugebracht zu haben, ohne Sie kennen zu lernen. Gerne, antwortete sie, aber Sie leben in der großen Welt und für die große Welt, und da weiß ich im Voraus, daß Ihr heutiger Besuch mir das Bedauren zurücklassen wird, sie künftig doch gewiß nur selten bei 'mir zu sehen. — Wie unaussprechlich gütig sind Sie, rief er, aber ich versichere Ihnen, fügte er leiser hinzu, daß diese gepriesenen Ergötzlichkeiten von heute an nicht mehr die Macht haben werden, mich zu zerstreuen.

Alle Anwesenden vereinigten sich, nach seiner Entfernung, in dem Urtheil, nie bei einem jungen Mann mit so viel Liebenswürdigkeit so viel Adel vereint gesehen zu haben. Julie wußte ihnen ihr Urtheil Dank, doch vorzüglich mit dem Gedanken beschäftigt, daß Mora's Verhältniß zu Frau von Poligny ihn abhalten werde, oft zu ihr zu kommen, fragte sie den Herzog, der neben ihr saß, leise, ob er diese Frau der Liebe des Marquis werth halte. — Keinesweges, antwortete er; aber sie ist hübsch und in der Mode, und mehr bedarf es nicht, um einem jungen Manne den Kopf zu verrücken. — Sie halten ihn also für sehr eitel? — Nein, ich glaube nur, daß es für einen Mann seines Alters keiner weitern Rechtfertigung bedarf, wenn er der Anbeter der Frau von Poligny ist. — Nun ja, ihr Anbeter mag er seyn, aber nach dem, was ich von ihr höre, kann ich sie nicht von ihm geliebt glauben. — Er braucht ihr freilich nicht gerade leidenschaftlich ergeben zu seyn, allein ich halte ihn für zu welterfahren, um aus jedem hübschen Verhältniß einen Herzensroman machen zu wol-

len. Sie, meine liebenswürdige Freundin, ſind nicht mit ihrer eignen idealen Anſicht der Liebe zufrieden, Sie wollen auch alle Menſchen, die Ihnen gefallen, und Ihnen bedeutend erſcheinen, auf denſelben Ton geſtimmt ſehen, und doch werden Sie in der wirklichen Welt ſelten eine Frau und nie einen Mann finden, dem auf die Dauer mit der Liebe, als einer hochfliegenden Begeiſterung, gedient wäre. Sie ſind jung, aber doch nicht mehr jung genug, um von Idealen und Illuſionen leben zu dürfen; früher oder ſpäter werden Sie dafür geſtraft und ich dann gerächt werden. — Es liegt vielleicht etwas Wahres in dem was Sie ſagen, antwortete Julie ernſt, aber doch iſt Ihre Prophezeihung eben ſo lieblos, als unbeſcheiden. Ich habe ja auf die Ehre, Ihnen zu gefallen, nie Anſpruch gemacht, und Sie können daher auch kein Recht auf meine Dankbarkeit dafür haben. —

Der Herzog fühlte durch dieſe Antwort ſeine Empfindlichkeit gereizt; er ſtand auf, um ſich zu entfernen; die übrige Geſellſchaft folgte ihm und Julie blieb mit D'Alembert allein. Dieſer

redete mit großer Theilnahme von dem Marquis, und freuete sich darauf, ihn künftig oft zu sehen. Rechnen Sie nicht darauf, sagte sie ihm, er ist ja in Frau von Poligny verliebt, und da wird es ihn mehr interessiren, sie zu sehen und sie in Gesellschaft zu begleiten, als hier bei uns seine Abende zuzubringen. — Er scheint mir nicht der Mann zu seyn, antwortete D'Alembert, den eine Frau, die schon zehn Liebhaber gehabt hat, ernstlich zu beschäftigen vermag. Sie ist schön und jung, und das verfehlt auf einen jungen Mann des Eindruckes nicht, aber sie ist eitel, gefallsüchtig, ohne Herz, ohne Seele, und solche Frauen erobern nur, doch sie fesseln nicht.

Nie hatte Julie ihrem Freund mit mehr Herzlichkeit gute Nacht gesagt, als an diesem Abend, wo, ohne daß sie es wußte, ihr Ton den Ausdruck von Dank und Vergnügen hatte, da sie es that.

Als sie am Morgen erwachte, war Mora ihr erster Gedanke; sie beschäftigte sich mit dem, was sie ihm, wenn er wiederkomme, sagen wollte; ihr lagen hundert Fragen im Sinne, die sie

hm vorzulegen wünschte; seine Beschäftigungen, eine Lebensplane, seine Liebhabereien, seine gesellschaftlichen Verhältnisse, alles dieses hatte schon ein Recht auf ihre Theilnahme gewonnen. Vorzüglich aber interessirte es sie, über die Natur seines Verhältnisses zu Frau von Poligny Aufschluß zu erhalten; es schien ihr unmöglich, daß er, dem Modeton huldigend, so leichthin zu liebeln vermöge; so wie sie sein Bild aufgefaßt, so wie es sich ihrer Seele eingedrückt hatte, mußte die Liebe für ihn ein ernstes, Leben und Glück umfassendes Gefühl seyn, und was sie am ersten Abend ihrer Bekanntschaft für Kaltsinn im Bezug auf Frau von Poligny genommen hatte, erschien ihr nun, als Selbstbeherrschung, darauf berechnet, jeden Argwohn über sein Verhältniß zu ihr zu verhüten. Doch führte dieser Gang ihrer Gedanken sie nicht zu der Selbsterkenntniß, daß er für sie schon aus der Reihe aller ihrer anderen Bekannten herausgetreten war, und daß 24 Stunden hingereicht hatten, ihre Seele mit regerem Leben und höherer Theilnahme zu erfüllen,

als je irgend ein ihr befreundetes Wesen in ihr erweckt hatte.

Sie saß noch an ihrem Putztisch, als Mora ihr ein Buch sandte, das sie am vorigen Abend gerne lesen zu wollen geäußert hatte, und das, wie er durch seinen Diener sagen ließ, er selbst zu überbringen Willens gewesen war; doch hierin durch Besuche und Geschäfte verhindert, ließ er fragen, ob sie am folgenden Tage zu Hause seyn werde. Wie froh, wie schnell flog die bejahende Antwort von Juliens Lippen!

Sie sah am Abend viele Menschen bei sich, und redete mit allen von Mora, weil es ihr natürlich schien, sich bei allen zu erkundigen, ob man einen ausgezeichneteren jungen Mann sehen könne. Wahrscheinlich werden Sie ihn heut Abend hier sehen, sagte der Herzog zu Marmontel, der den Wunsch, ihn kennen zu lernen, sehr lebhaft aussprach. Nein, fiel Julie ein, er wird heut Abend nicht kommen. — Woher glauben Sie das? fragte der Herzog. Wir sind gestern so liebenswürdig gewesen, wir haben unsere Freude über seine Bekanntschaft so unverstellt ausge-

drückt, daß wir gar nicht auf Sie und den Eindruck, den Sie auf ihn gemacht haben, zu rechnen brauchen, um darauf zu hoffen, ihn hier zu sehen. — Er hat mir aber sagen lassen, daß er nicht kommen kann. — Das beweiset also doch, daß er den Vorsatz und den Wunsch hatte, zu kommen. — Die Schlußfolge ist vielleicht nicht ganz richtig, sagte Julie, aber ich wünschte, daß sie es wäre.

Ich kann ihre Richtigkeit verbürgen, sagte St. Phar, ich komme eben von dem Marquis und habe ihn trostlos gefunden, heute nicht kommen zu können. Er kennt, wie er sagt, nichts in Paris, was ihn für den Verlust eines in diesem Kreise zugebrachten Abends schadlos zu halten vermöchte. — Nun! rief der Herzog triumphirend. — Julie machte lächelnd aus ihrer Antwort einen heitern Scherz, aber ein geheimnißvolles, unaussprechliches Gefühl des Glückes durchdrang ihre Seele.

Am Nachmittag des folgenden Tages kam Mora schon um 5 Uhr. Verzeihung, sagte er, wenn ich zu einer, Ihnen vielleicht unpaßlichen

Stunde erscheine, aber ich habe nur die Sehnsucht, Sie wieder zu sehen, um Rath gefragt. Um sieben Uhr habe ich Geschäfte, die mich für den ganzen Abend in Anspruch nehmen. — Ihr Besuch, antwortete Julie, ist mir zu jeder Stunde angenehm, allein ich glaube mich verpflichtet, Ihnen zu sagen, daß Sie, wenn Sie um diese Zeit kommen, Gefahr laufen, Sich zu langweilen, da ich dann häufig allein bin. — Ich werde nicht so linkisch seyn, Sie darüber beruhigen zu wollen, doch aus innigstem Herzensgrund will ich Ihnen für die Nachricht danken, daß Sie zuweilen um diese Zeit allein sind. — Sehr verbindlich; bedenken Sie aber, daß Sie, wie Sie eben noch selbst erwähnten, nicht Herr über die Anwendung Ihrer Zeit sind. — Aber ich habe nicht alle Tage Geschäfte, die mich binden. Heute z. B. muß ich um 7 Uhr zu meinem Notarius gehen, und ich thue es gerne, weil es zum letzten Mal geschieht. — Sollten denn nur Geschäfte Ihre Zeit in Anspruch nehmen? — Wenigstens sind Sie es allein, die mich seit meinem Hierseyn in der Freiheit, sie anzuwenden, beschränkt haben. — Die-

ſe Aeußerung überraſcht mich; aber es iſt wahr, zu dem, was man aus Wahl und Neigung thut, fühlt man ſich hingezogen, und es iſt dabei von keinem Opfer, keiner Beſchränkung der Freiheit die Rede. — Ach, mein Fräulein, wenn ich mir mit der Hoffnung ſchmeicheln dürfte, von Ihnen bei näherer Bekanntſchaft Ihrer Freundſchaft werth gefunden zu werden, ſo würde ich Ihnen das, was Sie mir zu verſtehen geben, ſehr aufrichtig beantworten; doch ich fühle, daß ich es nicht wagen darf, Sie mit mir beſchäftigen zu wollen. Ihrem Leben fehlt ja kein Intereſſe, das die Seele zu beglücken vermag. Sie ſind geſchaffen, Allen, die Sie kennen, die allerinnigſte Theilnahme einzuflößen, auch da, wo Sie ſie nicht erwiedern. — Ja, ſagte Julie bewegt, ich weiß Freundſchaft zu würdigen und zu empfinden; aber ſie hat mir keinen Glauben an irdiſches Glück gegeben. — Und ich kenne hienieden nur Unglück und Hoffnungsloſigkeit; ſie ſind mein Loos, und alles, was man in ſolcher Lage unternimmt, ſich zu zerſtreuen, iſt nicht blos vergeblich, ſondern auch gefährlich; das, was gleichgültige Menſchen

uns als Glück anpreiſen, iſt dann nur ein Zuwachs von Pein und Qual für den Unglücklichen, deſſen äußere Verhältniſſe ihn vielleicht für Manchen zum Gegenſtand des Neides macht. Verzeihung aber für dies Geſtändniß; es iſt ein Beweis von Vertrauen, der mich ſelbſt eben ſo überraſcht, wie Sie es nur immer dadurch ſeyn können. Es muß Ihnen auf die überzeugendſte Art beweiſen, welche Meinung ich von Ihnen habe, und welchen Zauber Sie über mich üben. — „Ich bin Ihnen dankbar dafür, aber es thut mir wehe, daß es mir den Anlaß giebt, mich in ſchmerzvoller Theilnahme mit Ihnen zu beſchäftigen. Sie fühlen Sich unglücklich! Sie leiden! Sie ſind troſtlos! Ich werde oft daran denken, aber ich darf es mir nicht erlauben, Ihnen die Fragen vorzulegen, die meine Theilnahme gerne beantwortet hörte.“ — Wenn Sie nicht glauben, mir unbedenklich jede Frage vorlegen zu können, habe ich freilich zu viel geſagt.

Hier trat D'Alembert mit noch einigen Bekannten ein, und die Unterhaltung ward allgemein. Julie wandte ſich im Verlauf derſelben

zu D'Alembert, und sagte ihm, daß er Herrn v. Mora abhalte, zu seinem Notarius zu gehen. Es ist schon nach 7 Uhr, fuhr sie, sich zu dem Marquis wendend, fort, und die bestimmte Stunde vorüber. Sollte sie nun ganz verfehlt seyn, so würde es mich um so mehr freuen, da ich uneigennützig genug gewesen bin, Sie daran erinnert zu haben, und mich dann vielleicht durch Ihr längeres Verweilen belohnt finden würde. — So viel Güte heischt meinen innigsten Dank, aber ich muß scheiden; man wird mich schelten, da ich schon seit länger, denn einer Stunde erwartet worden bin, doch wird man es nicht dahin bringen, mich diese Verspätung bereuen zu machen. — Ich lasse alle diese schönen Worte unbeantwortet, allein ich erlaube mir eine Frage. — Hier lächelte Mora. Nein, nein, fuhr Julie fort, meine Frage gehört nicht zu denen, die ich selbst für indiskret erklärt habe, ich wünsche nur zu wissen, ob ich Sie morgen wiedersehen werde? — Morgen ist Freitag, da giebt es Oper, Besuche, eine große Mittagsgesellschaft und noch hundert andere Dinge der Art, die ich

nie so unausstehlich gefunden habe, als eben jetzt. Glauben Sie wenigstens, daß ich mich unglücklich fühlen werde, wenn es mir nicht gelingt, mich von ihnen frei zu machen, und, setzte er leiser hinzu, Sie sind zuweilen um 5 Uhr allein; dies Wort nehme ich mit mir hinweg und werde im Lauf dieses traurigen Abends oft daran denken. — Warum nennen Sie den Abend traurig? — Ach, sind es nicht alle meine Abende? Doch ich vergesse von Neuem, daß man mich erwartet.

Von jetzt an kam er täglich zu Julien; der Beifall, den er bei ihren Freunden fand, stieg mit jedem Tage, und nie waren ihr die Menschen, mit denen sie lebte, liebenswürdiger und anziehender erschienen, als sie sie fand, wenn sie ihn lobten. Ganz Paris war aber auch von ihm bezaubert; in allen Zirkeln sprach man nur von dem schönen, geistvollen, ritterlich gesinnten Spanier und alles drängte sich zu Julien, um ihn bei ihr zu sehen, zu hören und zu bewundern. Sie machte ihn eines Tages aufmerksam darauf. Die Unglücklichen, antwortete er ihr bewegt, be-

dürfen solches Lobes nicht; der Beifall der Welt drückt sie, statt sie zu berauschen. Glauben Sie denn, daß eine tief erschütterte Seele noch für die kleinlichen Freuden der Eitelkeit Sinn haben kann? Ich gestehe Ihnen offen, daß ich einen tödtlichen Widerwillen dagegen empfinde, und daß es mich schmerzlich demüthigt, wenn Sie zu glauben scheinen, daß ich Gefallen daran finden könnte. Verzeihen Sie mir dies freimüthige Geständniß; aber ich kann Ihnen gegenüber nur ganz wahr seyn, da es mir zum dringendsten Bedürfniß geworden ist, Sie in meiner Seele lesen zu lassen, und mich von Ihnen gekannt zu fühlen, wie ich wirklich bin. —

Wie kann nur ein Herz, voll von allen Schmerzen einer unglücklichen Liebe, fragte Julie, noch mit der Fähigkeit auch die Freiheit bewahren, sich für eine so neue Bekanntschaft interessiren zu können, als ich es Ihnen bin?

Sie betrüben mich, wenn Sie mich daran erinnern, daß unsre Freundschaft sich erst seit Tagen begründet hat. Das Wort Freundschaft erscheint Ihnen als Bezeichnung unsers Verhält-

niſſes vielleicht zu kühn, aber es iſt meiner Lippe nicht unbedacht entflohen; mein Herz hat es gewählt und wagt es, auf Ihre Billigung deſſelben zu hoffen. Sie haben geleſen, was Montaigne über die Freundſchaft ſagt; ſie iſt, wie jede wahre Liebe, ſtets die Blüthe Eines Augenblicks; wir werden uns durch die Zeit und mit der Zeit ihres Glückes mehr bewußt, aber ihre Kraft wird durch ſie nicht mehr verſtärkt. Seyn Sie alſo nicht ſo grauſam, mir zu ſagen, daß ich erſt ſeit kurzer Zeit ſo glücklich bin, Sie zu kennen; laſſen Sie mich Sie lieber fragen, warum Sie vorausſetzen, daß mein Unglück mir den Sinn für Freundſchaft geraubt haben ſoll? Bedarf man nicht, wenn man leidet, am mehrſten ihres ſanften, mildernden Troſtes? Ich fühle aber wohl, daß ich auf keine Erwiederung des Gefühls, das Sie mir einflößen, Anſpruch machen darf. Sie ſind glücklich; jeder Wunſch Ihrer ſchönen Seele iſt befriedigt, und in ſolcher Stimmung muß Ihnen jedes neue Bündniß läſtig werden; mein Vertrauen würde Ihnen drückend werden und ich ſollte mir aus Rückſicht auf Sie ſtündlich wie-

derholen, was Sie mir eben ſagten, daß ich für Sie nur ein neuer Bekannter und alſo keineswegs berechtigt bin, Troſt bei Ihnen zu ſuchen. Es iſt ja ſchon ſehr viel, mich Ihres Umgangs und dieſes ſüßen Zaubers Ihres Geiſtes und Ihrer Unterhaltung erfreuen zu dürfen. Ach, hätte ich Sie doch gleich bei meiner Ankunft in Paris kennen gelernt! Wie vielen Kummer würde mir dies erſpart haben, wenn ich auch nicht des Glückes gedenke, deſſen es mich theilhaftig gemacht hätte!

Sie ſagen mir ſo Vieles, antwortete Julie, was einer Erklärung bedarf, daß ich meines früheren Vorſatzes, Ihnen nie eine Frage zur genaueren Erforſchung Ihres Schickſals vorlegen zu wollen, ungeachtet mich jetzt doch hingeriſſen fühle, es zu thun. Wozu bedürfen Sie, von Frau von Poligny geliebt, noch des Troſtes, den Sie von meiner Freundſchaft erwarten und mir zutrauen, Ihnen gewähren zu können?

Alles was ſich in meinem Herzen auf Sie und Ihre Freundſchaft bezieht, ſagte er lebhaft, kann nichts mit jener Frau gemein haben, die ſo

himmelweit von Ihnen verschieden ist. Seyn Sie überzeugt, daß das, was Sie die Liebe der Frau von Poligny zu nennen belieben, nichts zu meinem Glück beizutragen vermöchte, wenn ich sie besäße, und daß ein Gefühl dieser Art, welches man nicht zu theilen und zu erwiedern vermag, Einem nur unerträglich langweilig und lästig seyn kann.

Ich begreife Sie jetzt weniger, denn je. — Sie haben mir wiederholt gesagt, daß Sie unglücklich und trostbedürftig sind und daß eine Ihre Seele tief erschütternde Leidenschaft die Quelle Ihrer Leiden ist — nun ist aber Ihre Liebe zu Frau von Poligny kein Geheimniß — ganz Paris weiß darum — muß ich da nicht an Ihnen irre werden und Ihre Wahrhaftigkeit in Zweifel ziehen? Oder fordern Sie vielleicht, daß ich Sie nur anhören soll, ohne aus dem, was Sie mir sagen, Folgerungen zu ziehen, die Ihnen nicht bloß mißfallen, sondern die Sie, was noch schlimmer ist, auch in Verlegenheit setzen?

Nie wird mich eine Frage, die ich als einen Beweis Ihrer Theilnahme ansehen kann, in

Verlegenheit ſetzen, und Sie können mir keine vorlegen, auf die ich nicht ganz aufrichtig aus Herzensgrunde zu antworten bereit bin. Jetzt muß ich aber leider ſcheiden. Sie werden ſehnlich erwartet, und wenn der Herzog wüßte, daß ich ihm das Glück entzogen habe, Sie eine Stunde früher zu ſehen, ſo würde er es bereuen, ſich bis jetzt ſo gütig gegen mich gezeigt zu haben. Er iſt ſehr liebenswürdig, aber er iſt auch noch um vieles glücklicher, als er liebenswürdig iſt.

Er ſagte dieſe letzten Worte, indem er Julie zu ihrem Wagen führte. Ja, antwortete ſie, der Herzog iſt liebenswürdig und glücklich, aber nicht alle würden es an ſeiner Stelle ſeyn. Adieu, wann ſehen wir uns wieder? — Morgen, mein Fräulein, und was gäbe ich darum, daß es ſchon morgen wäre!

Von dieſer Unterredung an begründete ſich zwiſchen Beiden von Tag zu Tag jenes zarte, ſüße Einverſtändniß feſter, welches in der zahlreichſten Geſellſchaft die Mittel zu finden weiß, nur für den geliebten Gegenſtand anweſend, nur mit ihm beſchäftigt zu ſeyn, indem man es für

Alle und mit Allen zu seyn scheint. Unwillkührlich diente ihnen jede Unterredung dazu, sich gegenseitig ihre innerste Gesinnung auszusprechen und diese Art der Mittheilung war für Beide so anziehend und so verständlich, daß sie im einsamen Zweigespräch sich nie so klar auszusprechen wagten, als in diesem vor und mit andern geführten Unterredungen. Je inniger sich aber Mora zu Julie hingezogen fühlte, desto weniger empfand er das Verlangen, mit ihr von seiner Vergangenheit zu reden. Sie wollen mich, sagte er ihr, als sie an einem Nachmittag, wo er sie allein traf, das Gespräch darauf zu lenken suchte, dahin bringen, mit Ihnen von mir selbst zu sprechen, um mir dadurch die Freiheit zu rauben, von Ihnen zu reden; mich dünkt aber, Sie müssen mich schon so genau kennen, daß es durchaus überflüssig ist, Ihnen noch irgend etwas von mir zu erzählen. Werde ich Sie aber je ganz kennen lernen? Werde ich es je wagen dürfen, Sie zu fragen, ob ihr Herz nie das Bedürfniß empfinden wird, dem Freunde seine Geheimnisse anzuvertrauen?

Und warum nicht? fragte Julie, warum

sollte Ihr Vertrauen nicht die Erwiederung bei mir finden, die es zu finden verdient? — Weil es für den Unglücklichen eine Erleichterung ist, sein Herz auszuschütten, aber die Blüthe des süßesten Glückes ist oft so zart, daß wir sie verduften zu sehen fürchten, wenn sie an das Tageslicht gezogen wird, man bedarf dafür keines Zeugen, keines Vertrauten, und daher glaube ich mich bestimmt, Ihnen alles mitzutheilen, was ich empfinde, ohne je von Ihnen ein Gleiches hoffen zu dürfen.

Machen Sie den Versuch, sagte Julie lächelnd, es ist erst 5 Uhr und wir sind also noch eine Stunde vor Besuchen sicher.

In diesem Augenblick öffnete sich aber die Thüre und der Herzog trat ein. Sie erwarteten ihn nicht? fragte Mora leise, indem er aufstand sich zu entfernen. Zum Erstenmal fühlte sich Julie dem Herzog gegenüber verlegen; sie wollte scherzen, als sie sich mit ihm allein sah, doch sie fühlte, daß es ihr nicht gelang. Auch er schwieg einige Augenblicke. — Wie kommt es, fragte er endlich, daß ich Sie noch allein finde? — Es ist

5 Uhr und Sie wissen, daß ich in der Regel erst um 6 Uhr Besuche annehme. Soll das heißen, daß ich Ihnen zur ungelegenen Stunde gekommen bin? fragte er gereizt. — Ich habe mich noch nie eines Umweges bedient, um Ihnen zu sagen, was ich denke. — Auch ich thue das nicht, und so muß ich Ihnen denn auch freimüthig gestehen, daß Ihr häufiger Umgang mit Herrn von Mora Ihnen in Frau von Poligny eine gefährliche Feindin erweckt. — Sie hat gewiß zu viel Verstand dazu und sie erzeigen ihr durch diesen Verdacht zu wenig Ehre und mir zu viel. Sie liebt, sie wird geliebt, sie ist eine der schönsten Frauen in Paris, Sie selbst haben mir gesagt, sie sei liebenswürdig, ich bin überzeugt, daß sie auch eitel und daher auch sehr sicher und sehr ruhig über das Gefühl ist, das sie einflößt. — Sie sind zu bescheiden, sagte er streng, es ist nichts natürlicher, als daß sie auf Sie eifersüchtig geworden ist. — Und ich kann Ihnen nur wiederholen, daß ich dieß in keiner Art wahrscheinlich finde, und daß ich, ohne zu eitel und ohne zu bescheiden zu seyn, durchaus nicht

fürchte, sie zu meiner Feindin gemacht zu haben. — Leider, sagte er bewegt, weiß ich, daß Sie es nicht scheuen, ein liebendes Herz zu beunruhigen und zu betrüben; aber wenn Sie, auch ohne selbst zu lieben, Sich nur daran erinnern wollten, wie Sie geliebt werden, so würden Sie gewiß behutsamer in Ihrem Betragen seyn. — Das klingt ja sehr ernsthaft, antwortete Julie, allein ich kann nicht glauben, daß Sie im Ernste fürchten können, andre sich vorgezogen zu sehen. Wissen Sie nicht, daß Sie liebenswürdig genug sind, denen stets zu gefallen, denen Sie einmal gefallen haben? Lassen Sie Sich und auch mir mehr Gerechtigkeit widerfahren. Die Vergangenheit, die schon für unsre Freundschaft so manches Jahr in sich faßt, verbürgt Ihnen die Zukunft. Ich werde nie die Ihrige werden, aber auch nie das Eigenthum eines Andern seyn, und wenn es einer Bürgschaft für die Festigkeit meines Willens und meiner Grundsätze bedürfte, so würden Sie selbst sie am Besten leisten können. — Meine Ruhe hängt davon ab, dieß zu glauben, sagte er sanfter; ich werde nie einen

Beweis bereuen, den ich Ihnen von der Treue und der Zärtlichkeit meiner Liebe gegeben habe, aber, glauben Sie mir, Ihr Betragen gegen mich ist ohne Beispiel und wenig Männer würden es erdulden, ohne ihre Liebe in Haß verwandelt zu fühlen. Hätte ich Sie nur einmal dahin bringen können, mich zu mißhandeln, mich zu hassen und Sie zornig und aufgebracht zu sehen! — Ihre Ruhe, Ihre Freundlichkeit ist es, die mich zur Verzweifelung bringt. In diesen Tagen muß ich verreisen, ich werde ein Vierteljahr abwesend bleiben, und ich weiß es zu meiner Pein, ich finde Sie unverändert freundlich, wohlwollend, und doch unerbittlich wieder. — „Daß Sie mir aus der Beständigkeit meiner Freundschaft für Sie einen Vorwurf machen, ist eben so neu, als spaßhaft, aber wir wollen uns darüber nicht zanken. Es ist schrecklich langweilig, sich rechtfertigen zu sollen, wenn unser ganzes Unrecht darin besteht, daß wir uns einem Mann gegenüber vor Reue und Selbstvorwürfen zu schützen verstehen." — Ach! das klingt nach Moral, nach erhabenen Grundsätzen, und davor ergreife ich die

Flucht. — „Ich ſehe Sie doch noch vor Ihrer Abreiſe?“ — Oefter noch, als es Ihnen vielleicht lieb ſeyn wird. Zu meinem Unglück iſt es mir zum Lebensbedürfniß geworden, Sie täglich zu ſehen, aber ich kann es nicht ändern, ich kann und mag nicht leben ohne Sie. Adieu, geliebte Julie, Adieu. —

Es that Julien wohl, ſich allein zu ſehen. Mora's ſchnelle Entfernung beim Eintritt des Herzogs beſchäftigte ſie, da er doch vorher entſchloſſen geweſen war, den Abend bei ihr zuzubringen. Sie ſah es ein, daß er zwiſchen ihr und dem Herzog ein näheres Herzensverhältniß vorausſetzte, und ſo wichtig es ihr ſchien, ihn aus dieſem Irrthum zu ziehen, ſo fühlte ſie doch auch, wie behutſam ſie dabei verfahren müſſe. Das Geſtändniß, ihr Herz ſei frei, konnte von ihm für einen Zug von Gefallſucht, oder auch für ein aufmunterndes Entgegenkommen genommen werden und beides war ihr gleich drückend. Und dann, fühlte ſie gleich, daß er Frau von Poligny nicht wahrhaft liebte, ſo wußte ſie doch nicht, auf welchem Fuß er eigentlich mit ihr

ſtand. In den erſten Tagen ihrer Bekanntſchaft hatte er ihr vertraut, daß er der Raub einer hoffnungsloſen Leidenſchaft ſei; freilich war, ſeitdem er ſie täglich ſah, nicht mehr die Rede von der ſchwermuthsvollen Stimmung, die er zuerſt gezeigt hatte; er war jetzt lebhaft, heiter, er wollte gefallen, und dieß verbürgte Julien, daß er ſich nicht mehr hoffnungslos unglücklich fühlte. Sie faßte aber doch den feſten Entſchluß, ihm über ihre Verhältniſſe nicht eher Aufklärung zu geben, als bis ſie von den ſeinigen genau unterrichtet wäre.

Man glaube nicht, daß ſie ſich eines Zweckes, eines Glückes, das ſie erſtreben könne, klar bewußt war. Geſtand ſie es ſich doch noch nicht, daß ſie Mora liebe, und ferne lag ihrer Seele die Hoffnung, daß er ſie liebe, ſie lieben könne. Eine milde Dämmerung hüllte alle ihre Gedanken und Empfindungen ein; ſie glaubte nur, die Vorausſetzung eines nähern Herzensverhältniſſes zwiſchen ihr und dem Herzog könne ihr in Moras Achtung ſchaden und dieſer Gedanke reichte hin, ihr eine Liebe zu verleiden, die ſie bis

gt hatte gefallen laſſen; ſie wünſchte den Au-
enblick ſeiner Abreiſe inniger herbei, als ſie je,
ei früheren Trennungen, den ſeiner Rückkehr er-
hnt hatte.

Voll angenehmer Unruhe erwartete ſie am
ächſten Abend Mora. Sie hatte ihn beim
Scheiden nicht gefragt, ob er kommen werde, al-
in dieſe Frage war ja auch ſeit lange überflüſ-
g geworden; ihr war aber, als wenn ſie höhe-
n Werth denn je darauf ſetze, ihn an dieſem
age zu ſehen, als müſſe ſein Blick, ſein Ton
e zu einer neuen, wichtigen Entdeckung führen.
Sie aß zum Mittag außer dem Hauſe und nichts
hien ihr wichtiger, als die Nothwendigkeit, noch
or 5 Uhr heim zu kehren, da es doch möglich
ar, daß er ſchon um dieſe Stunde kam. Es
hlug 5 Uhr — er kam nicht; es ſchlug 6, es
hlug 7 Uhr und er war noch nicht da. So oft
mand an der Klingel des Vorzimmers zog,
hlug ihr Herz ſchneller, ſie wechſelte die Farbe
nd wenn nun der Ankommende erſchien, und
r, der Erſehnte, Er, den ſie allein erwartete,
r den allein ſie da zu ſeyn wünſchte, war es

nicht, goß ſich ein ſchmerzlicher Schrecken fröſtelnd durch ihre Adern. Vielleicht giebt es keine fühlende Frau, deren Leben nicht durch ſolche Stunden und Minuten der Erwartung um Jahre verkürzt worden iſt.

Mit der peinlichſten Anſtrengung bemühte ſie ſich, die Geſellſchaft, wie gewöhnlich, zu unterhalten, doch unwillkührlich verſank ſie in einen Tiefſinn, der nicht unbemerkt bleiben konnte. Man fragte, ob ſie krank ſei? ſie bejahete es und wirklich ſchlug auch ihr Herz ſo gewaltig, daß ſie kaum zu reden vermochte. Allein da ſie zugleich verſicherte, daß Schweigen und Zuhören ihr gut thun werde, blieb man verſammelt. Gegen 8 Uhr trat Mora ein. Er machte, ohne ſich ihr zu nähern, Julien eine Verbeugung und nahm fern von ihr Platz. D'Alembert redete ihn an und erwähnte zugleich Juliens Unwohlſeyn. Sogleich ſtand Mora auf und zu Julien tretend, fragte er leiſe: Sie ſind krank? was fehlt Ihnen? Sein Blick hatte den Ausdruck einer ſo innigen, zärtlichen Beſorgniß, daß Juliens Augen ſich mit Thränen füllten. Nein, antwortete ſie bewegt,

ich bin nicht krank, ich war nur angegriffen und verſtimmt, aber es geht vorüber und mir iſt ſchon um vieles beſſer. Sagen Sie mir nur, wie es Ihnen geht, und warum Sie ſo ſpät kommen? — Ich wollte erſt gar nicht kommen. Als ich Sie geſtern verließ, fühlte ich es als unmöglich, andere Geſellſchaft beſuchen zu können, ich fuhr nach Hauſe, und blieb den Abend einſam und allein. Alles, was man nur Betrübendes und Troſtloſes denken kann, habe ich in dieſer Zeit gedacht, und ich war noch in der allerſchwermüthigſten Stimmung, als ich heute bei Ihnen eintrat. Ihre Unpäßlichkeit beunruhigt mich, und doch bin ich nicht mehr ſo traurig. Um 9 Uhr muß ich wieder fort, um bei Frau von Poligny zu eſſen; geſtern Abend blieb ich weg, ohne abſagen zu laſſen; ich habe mich heut Morgen damit entſchuldigt, daß ich krank geweſen ſei, nun muß ich aber heut hin, meine Aeltern ſind dort, ſie werden es ihr verrathen haben, daß ich nicht krank war, und mich erwartet gewiß ein ſehr ſtürmiſcher Auftritt. Beklagen Sie mich. — Und worüber? etwa, weil Sie zu ſehr geliebt werden?

Geliebt! Wie können Sie dies heilige Wort so entweihen! Man liebt mich nicht, aber man hat mich umstrickt, gefesselt und ich weiß nicht, wie ich mich mit Anstand frei machen soll; ich habe gefehlt, ich werde mein Unrecht noch vergrößern und gleich gepeinigt durch das, was ich gethan habe, und das, was ich nicht thun will, kann es keinen Menschen geben, dem seine aufgezwungene Rolle lästiger ist, als mir die meinige. Ich werde den Knoten zerhauen, wenn es mir nicht bald gelingt, ihn zu lösen. —

Er fragte Julie, ob er sie nicht am andern Tage allein sehen könne. Sie versprach es ihm, und er verließ sie mit der Versicherung, daß die Augenblicke, in denen er sie sehe, ihm im tödtlichen Widerwillen alles verleideten, was er heut noch werde sehen müssen. Julie lächelte; aber auch sie fand, als er geschieden war, die Gesellschaft ihrer Freunde lästig. Ueberhaupt hatte sich ihre ganze Stimmung, seitdem sie Mora kannte, verändert. Früher empfand sie jenen bei ihr aus wahrem Wohlwollen entspringenden Wunsch, zu gefallen, der uns an allem, was wir hören, an

allem, was man uns ſagt, Theilnahme einflößt. Sie war heiter und ruhig; die klare Friedlichkeit ihres Seyns that jedem wohl, der ſich ihres Umgangs erfreuen konnte; jetzt war ſie nichts weniger, als unglücklich, aber tief innerlich bewegt und unausgeſetzt nur mit einem Gegenſtand beſchäftigt, wurde ſie untheilnehmend an vielem, was ſie ſonſt intereſſirt hatte. Dieß konnte ihren Freunden nicht entgehen; ihre Kränklichkeit mußte ihr zum Vorwand und zur Entſchuldigung dienen, und dieſe tieferen Regungen des Lebens wirkten auch höchſt nachtheilig auf ihre Geſundheit; ſie ſchlief wenig, nichts machte ihr mehr Freude, ſie ſehnte ſich unaufhörlich nach Einſamkeit, und wenn ihr dieſe ward, fand ſie in ihrer Seele nicht mehr den Frieden, der ihr dieſe in ruhigerer Stimmung verſchönert hatte. Und doch, welche Momente der reinſten Seligkeit wurden ihr nicht oft in aller dieſer Unruhe, dieſer oft qualvollen Beklemmung zu Theil! Welcher unausſprechliche Zauber der Wehmuth! des Verſenktſeyns in Einem Bilde, Einem Gedanken! welche Sehnſucht, welches bange Erwarten des Au-

genblickes, in dem sie den Mann sehen sollte, der ihr ganzes Daseyn beseelte! Welche ungetheilte Hingabe der Seele an ein Gefühl, dem sie sich nicht getraute einen Namen zu geben! — Julie mußte wohl anfangen, es zu ahnen, daß das Gefühl, das dem armen Erdenleben einen so himmlischen Zauber zu verleihen vermöchte, Liebe sei; allein sie konnte es sich auch nicht verbergen, daß die Vernunft diese Liebe strenge mißbilligte. Vorzüglich quälte sie der Gedanke, daß er Frankreich bald verlassen mußte, ohne daß ihr mehr, als die Hoffnung blieb, ihn nach jahrelanger Trennung wieder zu sehen. Wenn das Vorgefühl des Schmerzes dieser Trennung sie überwältigte, konnte sie wohl in Gedanken mit ihm zürnen. Warum suchte er mich auf? fragte sie sich dann — wozu diese Hingabe des Vertrauens, diese innige Theilnahme, dies zärtliche Bestreben, mir werth zu werden? Er weiß es ja, wie scharf trennend alle äußeren Lebensverhältnisse zwischen uns stehen — er ist Mann, er kann und muß seines Herzens sichrer seyn, als ich es ihm gegenüber des meinigen seyn kann —

in Gefühl für mich wird nie seinen Frieden stö-
n, aber es ist grausam und selbstsüchtig von
m, daß er, um sich meines Umgangs erfreuen
können, mein Glück und meinen Frieden so
rglos auf das Spiel setzt!

Vielleicht hätte Julie nur sich anklagen,
ur sich verdammen sollen; doch von einer un-
iderstehlichen Macht fortgerissen, war es schon
u spät für sie, sich noch retten zu können.
hr Schicksal war schon längst unwiderruflich
ntschieden; sie konnte aufhören zu leben, aber
e konnte nicht mehr aufhören, Mora zu lie-
en. —

Am Morgen erhielt sie von Mora ein Bil-
et, worin er ihr die Bitte wiederholte, sie allein
ehen zu dürfen, weil er nicht länger leben kön-
ne, ohne ihr sein ganzes Herz eröffnet zu haben.
Sie beschied ihn, um 5 Uhr zu kommen, und
rwartete ihn unaussprechlich bewegt. Den ganzen
Tag über vermochte sie nicht, zu lesen, nicht, zu
enken, sich durchaus mit nichts zu beschäftigen;
ie wußte nicht, was sie von ihm hören, nichts,
as sie ihm antworten würde, sie empfand nur,

daß der Gehalt ihres künftigen Lebens an diese Zusammenkunft geknüpft sei, von der sie sich Aufschluß über alle seine Verhältnisse versprechen könnte.

Mora kam noch vor 5 Uhr. Er fand Julie blaß; ich komme, sagte er ihr, um meine Seele bei Ihnen zu ermuthigen, aber ich finde Sie krank und angegriffen — bin ich Ihnen da nicht lästig? werden Sie mir erlauben, mich heute bei Ihnen aufhalten zu dürfen? — „Ich glaubte, daß Sie, da Sie so früh kommen, nachsichtig würden bleiben können." — Ach, Julie! noch nie hatte er sie so genennt — warum wollen Sie mich so wenig verstehen? Es giebt für mich nur noch ein Unglück auf der Welt, und dieses soll ich Ihnen nicht klagen? Sie wollen wissen, was ich gelitten und empfunden habe? aber Sie fragen mich nie, was ich jetzt leide und empfinde? — „Sie haben mir ja unbedingtes Vertrauen versprochen und dieß macht jede Frage von meiner Seite überflüssig." — Und wollen Sie nie die Frage errathen, die ich von Ihnen bekannt wortet wünsche, und doch nicht wagen darf, Ihr

nen vorzulegen? — Errathen kann ich nichts, aber ich verspreche Ihnen, wahr zu seyn, wenn Sie mich fragen. Jetzt aber sind Sie in der Absicht gekommen, mir Ihr Schicksal und Ihre Verhältnisse anzuvertrauen, fangen Sie also damit an.

Mora schien erschüttert; er gieng schweigend und unruhig einigemal im Zimmer auf und ab. Julie fühlte sich verlegen; sie sprach von einigen gleichgültigen Dingen, um sich selbst zu sammeln, und ihn zu beruhigen. Ist es Ihnen gestern Abend schwer geworden, den Zorn der Frau von Poligny zu versöhnen? fragte sie. — Ich habe ihm getrotzt. Sie war, als ich kam, sehr übellaunig und verstimmt; wahrscheinlich glaubte sie, mich durch ihre Kälte zu strafen, allein sie entzückte mich. Ich näherte mich ihr, um mein Nichtkommen am vorigen Abend zu entschuldigen; meine Unpäßlichkeit habe mich daran verhindert und auch heute komme ich nur selbst, um ihr mein Bedauern auszudrücken, ihre Einladung nicht benutzen zu können, da ich gar nicht zu Abend essen, sondern zeitig nach Hause fahren

werde, weil ich mich der Ruhe und des Schlafes bedürftig fühle. Ich sah sie an, während ich mit ihr sprach; Zorn, Unmuth und Verachtung mahlten sich wechselsweise in ihren Zügen; dieß vermehrte meine Festigkeit. Sie wollen also, sagte sie mit einem giftigen Lächeln, auch heut Abend nicht hier bleiben? — Mein Befinden verbietet es mir, antwortete ich ihr ruhig und sehr höflich. — Dann, mein Herr, unterbrach sie mich mit einer Heftigkeit, die sie schon um der Zeugen willen hätte unterdrücken müssen, haben Sie das Gedächtniß verloren, oder Sie gehen auch darauf aus, mich zu demüthigen und zu verschmähen. — Welch ein Wort, gnädige Frau! Sie lassen gewiß Ihren Reizen die Gerechtigkeit wiederfahren, daß es mir in Bezug auf Sie nie gedacht werden kann, und daß es Sie beleidigen hieße, wenn ich mich gegen einen solchen Verdacht zu rechtfertigen versuchen wollte. — Ich lasse mich nicht täuschen, und dieser kalte, förmliche Ton ist eine Beleidigung mehr. — Ihre Stimmung und unsre Umgebung zwingen mich, zu schweigen. —

Das ist es nicht, aber die Unmöglichkeit, sich rechtfertigen zu können, setzt Sie in Verlegenheit.

Ich wandte mich um, ohne ihr zu antworten, und trat zum Kamin. Frau von Calonne hatte nicht gehört, was wir sprachen, aber sie hatte es in den Zügen der Frau von Poligny gelesen, daß sie auf mich erboßt war. Sie haben Sich gestern Abend vergeblich erwarten lassen, flüsterte sie mir zu, ich zweifle nicht, daß Sie zu Ihrem Außenbleiben triftige Gründe gehabt haben, allein Frau von Poligny scheint andrer Meinung, und auf Sie sehr erzürnt zu seyn. — Sie erweisen mir zu viel Ehre, antwortete ich, wenn Sie mir so viel Einfluß auf Frau von Poligny zutrauen, daß mein Außenbleiben ihr wichtig erscheinen könnte. — Ich weiß nicht, sagte sie lächelnd, aber es kommt mir beinah vor, als wenn auch sie noch nicht der beständige Mann sind, den Sie bis jetzt im Wechsel so unermüdet gesucht hat. — Ich glaube es mit Ihnen, gnädige Frau! — Während dieses Gesprächs war Frau von Poligny beschäftigt, die Spielparthien anzuordnen. Sie kam zu Frau von

Calonne, und ohne mich anzusehen, sagte sie ihr: Herr von Mora spielt nicht und ißt auch nicht zu Abend, weil er zu schwächlich ist, um das späte Aufbleiben vertragen zu können. — Frau von Calonne antwortete ihr, es sey allgemein bekannt, daß ich zu nichts in der Welt tauge. — Das sage ich nicht, erwiederte sie trocken, aber er ist krank und matt, und es ist natürlich, daß ihm in solchem Zustand die Gesellschaft lästig ist. — Sie stand ganz nahe bei mir, und ich flüsterte ihr zu: Hüten Sie Sich von der Gesellschaft, die mir keinesweges lästig ist, errathen zu werden. — Ich nehme von Jemand, der mich beleidigt hat, keinen Rath an; antwortete sie mir laut und so schneidend, daß es mir schwer wurde, schonend zu schweigen. Den ganzen übrigen Abend nahm sie nun den Schein der Heiserkeit an; sie redete sehr viel und versuchte es auf alle mögliche Weise mich durch Neckereien und Sticheleien zu reitzen. Gestern Abend, sagte sie, war Hr. v. Mora krank, so gefährlich krank, daß er nicht einmal daran denken konnte, absagen zu lassen; auch heut ist er

noch bedenklich krank, aber er ist doch wenigstens selbst gekommen, es uns zu sagen. Der gute Mensch! — Was fehlt ihm denn? fragte man. — Das muß er Ihnen selbst sagen; allein er schont sich, er ist so für seine Gesundheit besorgt, daß er es seinen Freunden unmöglich macht, für ihn besorgt zu seyn. — Das alles sagte sie in einem so gereizten, so bittern Ton, daß es mich empörte, und mich tiefer, denn je, das Unglück empfinden ließ, an eine Frau ohne Zartgefühl und Seelenadel gebunden zu seyn.

Sie entwerfen aber, unterbrach ihn Julie, ein so widriges Zerrbild von dieser Frau, wie es gewiß nur der Unmuth eines leidenschaftlichen, gekränkten Liebhabers zu thun vermag.

Um Gottes willen, bat er, scherzen Sie nicht darüber. Es ist mir so schon unerträglich, an diese Frau zu denken, und es ist mir so süß, sie bei Ihnen zu vergessen. — Das sollen Sie aber nicht; ich will, da wir nun einmal von ihr reden, wissen, seit wie lange Sie sie lieben?

Geliebt habe ich sie nie, und ich kann es

nicht ertragen, wenn Sie glauben, daß mich je irgend eine Herzensempfindung mit ihr verknüpft hat. Sie wissen, daß ich seit meinem Eintritt in die Welt nur dreimal in Paris war, wo meine Eltern seit vielen Jahren leben. So oft ich hier war, sah ich auch Frau von Poligny oft, da wir mit einander verwandt sind; sie war hübsch und sehr in der Mode; alle jungen Männer, die auf guten Ton Anspruch machen, umflatterten sie, und sie war so eroberungssüchtig, so leichtsinnig, daß ich es unartig und ungefällig gefunden haben würde, ihr nicht den Hof zu machen, doch ihr damaliger Liebhaber, der Ritter de Launay, wußte mich geschickt von ihr zu entfernen, und dieß gelang ihm um so leichter, da ich immer nur auf kurze Zeit in Paris war. Meine Seele ist nicht für die Freuden eines ruhigen Lebens geschaffen; in London war ich Wüstling, weil ich die Liebe noch nicht kannte; in Petersburg habe ich bis zum Wahnsinn leidenschaftlich geliebt; diese Liebe hat mich fast das Leben gekostet und die letzten 8 Monate vor meiner diesmaligen Ankunft in Paris habe ich in

den Convulsionen der furchtbarsten Verzweifelung und aller Qual eines immerwährenden Todeskampfes verlebt. Ich war bei meinem Regiment, aber ich sah und sprach Niemand. Meine Offiziere zitterten oft für meinen Verstand, noch öfter für mein Leben. Die tiefste Abgeschiedenheit von der Welt und selbst von der leblosen Natur war mir Bedürfniß; doch meine Eltern bestanden flehend und ernstlich darauf, daß ich mich meiner Einsamkeit entreissen und zu ihnen kommen solle; ich mußte gehorchen. Den Abend vor meiner Abreise nahm ich Abschied von meinen Offizieren; sie alle hielten meine Gesundheit für so angegriffen, daß ich den Beschwerden der Reise erliegen würde und mein Vater hatte aus gleicher Besorgniß darauf bestanden, daß ich zuerst die mittäglichen Provinzen Frankreichs durchreisen sollte und mir zum Aufenthalt in ihnen ein Jahr Urlaub ausgewirkt.

Wunderbare Macht der Jugend! Nach den ersten 14 in Montpellier zugebrachten Tagen athmete ich schon wieder ohne Schmerz, ich schlief, und fieng wieder an, zu lesen, zu studieren und

mich für die Gegenstände zu interessiren, die mir die Fortsetzung meiner Reise vorführte. Ich war allein, von allem Zwang geselliger Rücksichten entbunden und schon wieder fähig, den Werth dieser Freiheit zu fühlen. Mit jedem Tag wurde der Druck meines Unglücks leichter; ich litt nicht mehr von jenen Anfällen der Verzweiflung, die mich oft in einen Zustand gestürzt hatten, der viel schrecklicher war, alt es Tod und Vernichtung je seyn können. Der Einfluß des schönen Himmels, unter dem ich lebte, verwandelte allmählich das Gift meiner bittern Schmerzen in eine Schwermuth, die für eine empfindungsvolle Seele Genuß ist. In dieser Stimmung kam ich in Paris an, wo ich von meinen Eltern, die mich schon als verloren beweint hatten, mit Entzücken bewillkommt wurde; ihre Freude durchdrang mein Herz und ließ mich wieder fühlen, wie süß es ist, geliebt zu werden.

Frau von Poligny kam oft zu meiner Mutter; sie war gegen mich ausgezeichnet artig und liebenswürdig coquett. Seit Jahren hatte ich es ganz vergessen, daß es hübsche Frauen in der

Welt gab; das Andenken an die Eine, von der ich für immer getrennt war, hatte jedes andere Bild in mir vernichtet, und der Schmerz, den ich empfand, berechtigte mich zu dem Glauben, daß ich keiner Regung des Wohlgefallens an Frauenschönheit mehr empfänglich sey; allein im 25sten Jahr ist das vollkräftige Lebensgefühl der Jugend nicht immer in Uebereinstimmung mit den Empfindungen unseres Herzens. Genug Frau von Poligny wollte mich erobern und ich ließ mich erobern. Der Hang zum Vergnügen, das Bedürfniß der Zerstreuung schlug mich in diese Fesseln, allein wie habe ich mich getäuscht und wie bin ich bestraft worden! Nehmen Sie meinen Unmuth für keinen Beweis eines erkünstelten Stoicismus, der schlecht zu meinem Alter passen würde; es ist nur ein Beweis des tiefen Gefühls eines Unglücks, welches weit entfernt, durch Zerstreuungen solcher Art gemindert zu werden, nur noch schwerer lastet, indem es meinem Schmerz den Vorwurf zugesellt, ein solches Hülfsmittel gegen ihn aufgesucht zu haben. Ach, kein galantes Verhältniß konnte mich trösten!

Das Gefühl, dem allein diese Macht über jene Seele vorbehalten war, wird wahrscheinlich zu einem neuen Unglück für mich werden, und doch gebe ich ihm meine ganze Seele mit Entzücken hin. Versprechen Sie mir aber jetzt, daß in den wenigen Augenblicken, in denen ich das Glück habe, Sie zu sehen, nie wieder von Frau von Posigny zwischen uns die Rede seyn soll. — Ich muß wohl darein willigen, sobald Sie es fordern; wenn ich's nicht thäte, würden Sie mich eben so eigensinnig nennen, als sie es ist, und da ich nicht gleiche Rechte auf Ihre Nachsicht habe, würden Sie mich dann strenger beurtheilen. Ich bitte Sie flehentlich, sagte er ernst und betrübt, stellen Sie nie wieder zwei Wesen zusammen, die die Natur und mein Gefühl so scharf von einander scheiden; es verletzt, es kränkt mich, wenn Sie das, was ich für Sie empfinde, auch im Scherz nur einen Augenblick mit dem vergleichen, was jene, die ich nie gekannt zu haben wünschte, mir einflößt. — Was Sie mir da sagen, ist eben so zart gedacht, als gütig für mich ausgesprochen. — Ach, Sie gebrau-

chen nicht das rechte Wort für die Empfindung, die es sprach, und was mir noch weher thut, ist, daß Sie es nicht von Ihren Lippen zurückgedrängt haben, sondern, daß es sich Ihnen nicht darbot. — Dann freilich würde ich es ausgesprochen haben; man braucht das Wort nicht zu wählen, wo Seele zur Seele redet. — Diese Versicherung sollte mich glücklich machen, aber darf ich ihr vertrauen? Sie geben mir viel, weil Sie mir Antheil an meinem Schicksal beweisen; ich fühle den ganzen Werth Ihrer Güte, Ihrer Freundlichkeit gegen mich und schelte mich oft selbst ungerecht, wenn ich mich, trotz dem, traurig und zu Klagen gestimmt fühle. Ich verdanke Ihnen so viel! Sie haben den Schmerz in mir besiegt, der mein Leben aufzehrte und meine Seele kraftlos machte, und doch, wie viel leide ich noch! Allein Sie können, Sie wollen mich nicht verstehen. Würden Sie nicht, wenn Ihre Seele mit der meinigen redete, auch von dem gesprochen haben, was Sie beschäftigt und beglückt? Ich sehe Sie alle Tage, ich habe zu Ihnen das unbedingteste Vertrauen, hat mir dieß

aber irgend eine Aufklärung über Ihr innres Leben erworben? Sie halten mich so ferne von Sich, daß ich nicht einmal weiß, ob Sie glücklich, oder unglücklich sind. Ich weiß Sie geliebt, aber nicht ob dieß Wonne oder Schmerz für Sie ist, kurz ich weiß nichts, gar nichts von Ihnen und Sie alles von mir. Tödtlich peinigt mich die Furcht, daß meine Hingebung Ihnen als Zudringlichkeit lästig werden könne; ich möchte selbst um den Preis meines Glückes keinen Augenblick Ihres Lebens trüben. Sie antworten mir nicht? Habe ich schon zu viel gesagt? Soll ich gehen und Ihnen dadurch die Verlegenheit ersparen, mir zu antworten, und vielleicht auch die Mühe, mich zu strafen? Ach, sobald Sie zürnen, habe ich gewiß Unrecht.

Ja das haben Sie, antwortete Julie sanft, indem Sie mir Gedanken und Wünsche leihen, die nicht die meinigen sind; ich höre aber kommen und muß es daher verschieben, Ihnen zu antworten, glauben Sie aber, daß ich Vertrauen mit Vertrauen zu erwiedern weiß.

Hier traten mehrere Besuche ein, und Mad

ra, zu tief bewegt, um an der Unterhaltung Theil nehmen zu können, verließ das Zimmer. Julie blieb ſanft und innig beglückt zurück; ſie hatte ſich nichts vorzuwerfen und empfand ungetrübt die Seeligkeit der Ahnung, geliebt zu ſeyn. Am andern Morgen ſchrieb ihr Mora: „Ich kann die Ungewißheit, in der ich bin, nicht länger ertragen, ich muß mein Schickſal unwiderruflich entſchieden ſehen. Mit meinem Leben möchte ich einen Beweis Ihres Vertrauens erkaufen, den ich, wenn ich ihn erhalte, vielleicht nicht zu überleben vermögen werde. Vergeben Sie mir die Dunkelheit dieſes Billets; ſeit geſtern habe ich alle Herrſchaft über mich verloren. Darf ich heut Nachmittag zu Ihnen kommen?“

Julie ſuchte vergeblich, dies Billet ſchriftlich zu beantworten, ſie mußte ſich darauf beſchränken, ihm mündlich ſagen zu laſſen, ſie werde erſt um 6 Uhr nach Hauſe kommen und erwarte ihn dann. Dieß war nicht wahr, allein ſie hatte dem Herzog, der am andern Morgen abreiſen wollte, verſprochen, den Nachmittag für ihn zu Hauſe zu ſeyn und konnte kein Mittel entdecken, dies

Versprechen zurückzunehmen. Dieser kam auch um 4 Uhr und ihre Unterhaltung nahm, wie gewöhnlich, eine halb scherzhafte Wendung. Er sprach mit Julien gerne und viel von sich, und das ist immer der unfehlbarste Prüfstein für das Herz und den Sinn unsrer Freunde, ob sie lieber mit uns von sich, oder von uns reden. Man kann oft Jahre lang mit Menschen vertraulich umgehen und alles wissen, was sie betrifft, ohne daß es ihnen je einfällt, sich um uns genauer zu bekümmern — allein wehe dem, der auf solche Freunde irgend eine seiner Hoffnungen auf Glück bauet!

Noch vor 6 Uhr hörte Julie Mora's Stimme, der im Vorzimmer fragte, ob sie schon wieder zu Hause sey? Das Fräulein ist gar nicht aus gewesen, antwortete der Bediente. Julie fühlte sich verlegen, von Mora auf einer Unwahrheit ertappt worden, doch nichts glich seiner Bestürzung, als er sie, bei seinem Eintritt, allein mit dem Herzog fand; umsonst versuchte er, zu sprechen, die Stimme versagte ihm, und auch Julie vermochte nicht, ihn anzureden. Dem

Herzog entging indeſſen ihre beiderſeitige Verſtörung, er begann mit Mora von einer politiſchen Tagesneuigkeit zu ſchwatzen, und verſchaffte ihnen dadurch Zeit, ſich zu ſammeln. Bald traten auch mehrere Beſuche ein, und Julie ſah, wie es Mora erleichterte, nicht mehr reden zu müſſen; er ſetzte ſich in den entlegenſten Winkel des Zimmers und ſah höchſt niedergeſchlagen aus. Die Beſorgniß, daß der Herzog ihn errathen möchte, brachte ſie dahin, ſich mit dieſem beſonders zu unterhalten, und in Folge der Verlegenheit, in der ſie war, überſchritt ſie die Linie — ſie ſchien ſehr lebhaft zu ſeyn und ſcherzte viel, weil dieſer Ton dem Herzog am Meiſten zuſagte. Auch der Herzog zeigte ſich ſehr liebenswürdig und ſichtlicher, denn je, bemüht, ihr zu gefallen und ſich bei ihr geltend zu machen. Mora's Traurigkeit nahm zu; er ſah ſo leidend aus, daß D'Alembert ihn fragte, ob er krank ſey? — Das nicht, antwortete er, aber, ſetzte er hinzu, indem er die Hand auf das Herz legte, ich empfinde hier einen ſehr heftigen Schmerz. — Ohne zu beantworten, was ihr der Herzog eben

sagte, stand Julie bei diesen Worten auf und gieng auf ihn zu. Sie leiden, Herr von Mora, fragte sie mit bewegter, zitternder Stimme. — Ja, und das sehr schmerzlich, antwortete er ihr mit einem Blick, der tief in ihre Seele drang; beschäftigen Sie Sich aber nicht mit mir; was ich empfinde, ist kein augenblicklicher Schmerz, vergönnen Sie mir daher, zu bleiben und vergeben Sie mir, wenn ich eine stumme, langweilige Person in diesem belebten Kreise bin. — Julie wußte nicht, was sie ihm antwortete, aber er hatte gewiß Ursache, mit ihrem Blick und dem Ausdruck ihrer Züge zufrieden zu seyn. Alle Anwesenden schlugen ihm irgend ein Hülfs- oder Linderungsmittel vor; der Herzog empfahl ihm Orangenblüthenwasser und erwähnte, daß er selbst einigemal mit großem Nutzen genommen habe. — Leiden Sie denn auch zuweilen? fragte Mora; ich glaubte sie dem Schmerz unzugänglich. — Dem Herzog, der wirklich glücklich war und auch dafür zu gelten begehrte, machte diese Aeußerung Vergnügen, er beantwortete sie verbindlich. Seine Heiterkeit, die Vorzüge und Annehmlichkeiten

seiner Verhältnisse und seiner Lebensweise wurden jetzt der Gegenstand der Unterhaltung. Mora nahm keinen Theil daran; er sagte nur: Ich bin von dem Glück des Herzogs so überzeugt, daß ich den Besitz desselben in jedem Augenblick meines Lebens dem Thron von Frankreich, oder auch dem Ruhm Cäsars und Voltaires vorziehen würde. Der Herzog scherzte sehr anmuthig über die Meinung, die Mora von seinem Glück hatte, und meinte, die Unvollkommenheit desselben offenbare sich betrübend für ihn gerade in diesem Augenblick, wo er sich gezwungen sehe, auf mehrere Monate von so theuren Freunden Abschied nehmen zu müssen. Er war gegen Julie sehr zärtlich, als er ihr Lebewohl sagte und sie fühlte sich durch seine Entfernung erleichtert; doch Mora fuhr fort, an der Unterhaltung durchaus keinen Antheil zu nehmen. Es kamen und giengen viel Besuche und vorzüglich Damen, so daß sein Schweigen nicht auffiel; aber Julien, die ihn beobachtete, entgieng es nicht; daß er in finstre Schwermuth versunken, da saß. Um 9 Uhr gieng er und wählte dazu

einen Augenblick, wo mehrere Damen von Julien Abschied nahmen und es ihr dadurch unmöglich machten, ihm noch ein Wort zu sagen. Sie hatte versprochen, noch ausser dem Hause zu Abend zu essen, allein sie ließ es unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit absagen und schloß sich in ihr Schlafzimmer ein.

Sie war sehr traurig, sehr bewegt, getheilt zwischen der heißen Sehnsucht, [illegible] das Herz zu öffnen und der Furcht vor den Folgen und dem Gewicht dieses Geständnisses. Vorzüglich ängstigte sie die Möglichkeit, sich doch noch über seine Gesinnung gegen sie zu täuschen. Auf Augenblicke glaubte sie freilich, sie sey geliebt, leidenschaftlich geliebt, allein in dem nächsten fand sie schon wieder tausend Gründe, daran zu zweifeln. Falsch wollte sie aber nicht gegen ihn seyn, nicht eine ihrem Herzen fremde Kälte heucheln, aber doch sollte er auch nicht erfahren, daß sie ihn liebte. Unter so widersprechenden Entschlüssen gieng die Nacht hin, und doch war es am Morgen ihr erstes Geschäft, zu Mora zu senden, um sich nach seinem Befinden zu erkundi

gen und ihn fragen zu lassen, ob er am Abend zu ihr kommen werde. Sie erhielt folgende Antwort:

„Sie überhäufen mich mit Güte und ich „bin nicht nur der unglücklichste, sondern „auch der ungerechteste aller Menschen, aber „eben deßhalb darf ich Sie nicht wieder „sehen, bis ich ruhiger geworden bin. Der „Zustand meiner Seele ist unbeschreiblich — „doch Sie ahnen ja nicht einmal, wie un„aussprechlich ich leide. Der Tod würde „Wohlthat für mich seyn."

Zwanzigmal las Julie diese Zeilen und ihre Bestürzung hätte nicht größer seyn können, wenn sie ihr Todesurtheil gelesen hätte. Die Worte, „ich darf Sie nicht wieder sehen, bis ich ruhiger geworden bin," zerrissen ihr Herz, als hätte er geschrieben: „ich sehe Sie nie wieder." Der Gedanke, der Tag werde vergehen, ohne ihn zu sehen, machte sie trostlos, sie zerfloß in Thränen. Seit 4 Monaten brachte er täglich 3 — 4 Stunden in ihrer Gesellschaft zu; noch wußte sie aber nicht, wie unentbehrlich er ihr geworden war,

weil er ihr nie Zeit gegeben hatte, dessen durch Entbehrung inne zu werden. Er schrieb ihr alle Morgen, er sah sie alle Abende und sie empfand, daß er sie immer zu sehen wünschte — so hatte sie also noch keine Gelegenheit gehabt, die Macht des Gefühls zu ergründen, das sie an ihn band; dies war der erste Augenblick, in dem er sie sich selbst überließ, und sie bebte vor der Leidenschaft zurück, die sie in ihrer Seele entdeckte.

Mit unwiderstehlicher Kraft brach diese nun durch alles, was sie bis jetzt eingezwängt hatte. Die Einwendungen ihrer Vernunft, die Sorge für ihren Ruf, die Rücksicht auf ihre Freunde, alles war in einem Augenblick wie vernichtet, wie verlöscht in ihrer Seele — ihr ganzes Daseyn drängte sich in dem Gefühl zusammen: du mußt von Nun an für ihn leben, oder sterben! — Ihr persönliches Interesse hatte sich ihr durchaus entfremdet, alle Bedenklichkeiten der Eigenliebe, alle furchtsamen Zweifel verschwanden, sie sah nur ihn in der Schöpfung, sie liebte ihn und dies

Gefühl reichte aus für Welt und Leben und Zeit und Ewigkeit — das empfand sie. —

Drei Stunden lang blieb sie unbeweglich, sein Billet in den Händen, auf dem Platze sitzen, wo sie es erbrochen hatte, man klopfte endlich an ihrer Thüre, es war ihre Kammerjungfer, die sie benachrichtigte, die Uhr habe zwei geschlagen und man werde sie gleich zu Tische rufen. Kaum hörte sie, was diese ihr sagte: *ich will nicht essen, ich bin krank, ich will zu Bette*, antwortete sie. An D'Alembert ließ sie sagen, sie wolle allein seyn und bitte ihn, nach seinem Belieben über die Anwendung des Tages zu verfügen, da sie befohlen habe, Jedermann den Zutritt zu ihrem Zimmer zu versagen.

Sie wollte sich in dieser Stille sammeln und sich einen Plan für ihr Betragen vorzeichnen, aber sie konnte nur an Mora denken, sich nur sagen, sich nur wiederholen, daß er unglücklich war und sie nicht sehen wollte. Sie schalt sich grausam, ihm ihre Liebe verhehlt zu haben, und doch glaubte sie auch wieder, befangen in einen jener Widersprüche, die die Liebe allein im

menschlichen Herzen zu erzeugen vermag, er könne sie nicht genug lieben, um durch sie so unglücklich werden zu können, sondern er habe gewiß aus Petersburg Nachrichten von seiner früheren Geliebten erhalten. Dieser Gedanke überwältigte ihre Vernunft, sie sank in einen Zustand von Betäubung, der an Bewußtlosigkeit gränzte und in dem sie von 3 Uhr Nachmittags bis Abends 10 Uhr unbeweglich lag. Nichts konnte sie daraus ziehen, als die immer steigende, leidenschaftliche Sehnsucht, von Mora Nachricht zu erhalten. Sie klingelte und ihr erstes Wort, als sie jemand sich ihrem Bette nähern hörte, war: Sende zu Herrn von Mora und laß' fragen, ob er heut ausgegangen ist, wie er sich befindet, und ob er morgen herkommen wird. — Sie hatte diese Worte zu D'Alembert gesagt, der, ohne von ihr bemerkt zu werden, schon seit länger, denn einer Stunde im Zimmer war. — Ihr Auftrag soll ausgerichtet werden, meine Freundin, antwortete er, sagen Sie mir nun erst, wie Sie Sich befinden? — Und ich will wissen, was Mora macht, rief sie heftig und

ohne auf ihn zu hören, klingelte sie, und wiederholte, was sie gesagt hatte. Eilt, lauft, so schnell ihr könnt, setzte sie hinzu, doch wenn er wohl genug ist, um schreiben zu können, so bringt mir schriftliche Antwort.

Sie sagte das alles so heftig, daß D'Alembert sie besorgt fragte, ob sie Fieber habe? — Diese Frage gab ihr ihre Besonnenheit zurück und sie sah ein, daß sie sich für krank ausgeben müsse, um ihm die Erschütterung ihrer Seele zu verbergen. Ja, antwortete sie, ich habe Fieber, der Kopf ist mir schwer und ich glaube selbst, daß ich phantasirt habe, aber jetzt ist mir schon besser, seyn Sie nicht besorgt, einige Stunden Schlaf werden mich völlig herstellen.

Er ließ Licht bringen und war ängstlich um sie bekümmert. Julie fühlte sich aber dadurch mehr belästigt, als gerührt; er nöthigte sie, sich auch mit ihm zu beschäftigen, und sie wollte ganz in sich und in die Erwartung von Mora's Antwort versenkt bleiben. Der Diener brachte ein Billet mit zurück; D'Alembert erbot sich, es ihr vorzulesen: zu bewegt, um ihm antworten

zu können, riß sie es ihm hastig aus der Hand und erbrach es. — „Ich erfahre eben, schrieb „er, daß Sie krank sind und wenn ich hoffen „dürfte, Zutritt zu Ihnen zu erhalten, so wür„de mich nichts abhalten können, zu Ihnen zu „eilen. Man hat mir heute zur Ader gelassen, „doch morgen früh um 10 Uhr bin ich bei Ih„nen, wenn Sie es mir nicht verbieten."

Julie glaubte sich in den Himmel versetzt. Nur noch 12 Stunden und sie sollte ihn sehen! — Sie brachte die Nacht viel ruhiger zu, als sie am Tage zu seyn vermocht hatte. Mora's Billet hatte ihre Seele wieder mit Glück und Wonne erfüllt; doch nun wurde sie auch inne, wie heftig ihre Gemüthsbewegung ihren Körper erschüttert hatte; sie lag die ganze Nacht im Fieber und konnte sich nicht bewegen, ohne ein so heftiges Herzklopfen zu bekommen, daß es ihr ein Vorgefühl von Todesangst gab. Früher kannte sie nie jene Fülle des innern Lebens, die die Seele überfluthet und es uns doch unmöglich macht, mehr als Einen einzigen Gedanken zu denken; jetzt aber lernte sie alle Wirkungen der

tiefſten und gewaltigſten Leidenſchaft kennen. Die Liebe ſchuf ihr ein ganz neues Daſeyn — alle kleinen Sorgen, Wünſche, Aengſten und Beſtrebungen ihres bisherigen Lebens verſchwanden aus demſelben; der ganze Reichthum ihres Denk- und Empfindungsvermögens ſammelte ſich in Einem Gefühl, das ihre Seele erhob und veredelte.

Um 8 Uhr früh klingelte ſie ſchon ihrer Jungfer; ihr war, als könne ſie dadurch den Augenblick beſchleunigen, wo ſie Mora ſehen ſolle. Jetzt aber fing ſie an, ſich über den Aderlaß zu ängſtigen, den der Arzt für ihn verordnet hatte; ſie fürchtete, er könne ernſtlich krank geworden ſeyn, und dadurch verhindert, zu ihr zu kommen; doch zu ihrer Freude meldete man ihr ſeinen Kammerdiener Dubois. — Herr von Mora iſt doch nicht krank? rief ſie ihm bewegt bei ſeinem Eintritt zu. — Nein, er wünſcht nur zu wiſſen, ob das Fräulein ſchon munter wären, und ob es ihm erlaubt ſei, gleich zu kommen? — Gerne, aber warum hat man ihm denn zur Ader gelaſſen? — Er war geſtern den ganzen Tag ſo betrübt, ſo leidend, das Blut ſtieg ihm ſo zu

Kopf, daß er sich dazu entschließen mußte. Diesen Morgen befindet er sich besser, ob er gleich die ganze Nacht nicht geschlafen hat. Er war sehr für ihr Befinden besorgt, gnädiges Fräulein, und ich beeile mich, ihm die Nachricht zu bringen, daß er kommen darf.

Von diesem Augenblick blieb Julie diesem treuen Diener wohlwollend geneigt; auch war nie jemand seinem Gebieter treuer ergeben, als er. In Mora's letzter Krankheit hat er ihn Tag und Nacht keinen Augenblick verlassen und seinen Händen vertrauete er sterbend das Theuerste an, was er auf der Welt besaß, Juliens Bild, ihre Briefe und seine Abschiedszeilen an sie. Doch wurde Dubois nie der Vertraute seines Herrn. Mora's Seele war zu groß, zu edel, um sich einem Diener gegenüber einem Vertrauen hinzugeben, dessen nur die geprüfteste Freundschaft werth ist. Er sagte oft zu Julien: Wir werden nie eines Vertrauten bedürfen, meine Freundin! — nur Furcht, oder Eitelkeit machen diesen nothwendig und unsre Seelen sind über die kleinlichen Regungen beider erhaben.

Als Dubois fort war, fragte ſich Julie, was ſie an Mora ſagen wolle, wenn er komme? — ſie hätte Jahre lang nachſinnen können, ohne eine Antwort darauf zu finden, aber ſie behielt dazu keine Zeit; es war, als wenn Mora Flügel gehabt hätte, ſo ſchnell öffnete er ihre Thüre. Sie lag auf dem Sopha; entzückt eilte er, wie außer ſich, auf ſie zu, doch wie er nun vor ihr ſtand, ſah ſie ihn blaß werden, er zitterte ſo gewaltig, daß es Julien erſchreckte. — Setzen Sie Sich, bat ſie ihn, es ängſtet mich, Sie ſo erſchüttert zu ſehen. — Sie reichte ihm ihre Hand, die er vor ihr niederſinkend unter Feuerküſſen an ſein Herz drückte; ſie fühlte ſie von ſeinen Thränen naß werden. Nein, Julie, ſagte er mit dem allerinnigſten Herzenston, ich hatte bis jetzt noch nicht geliebt. Mein ganzes Daſeyn iſt in Ihre Gewalt gegeben; es giebt für mich in der ganzen Natur nur Einen Gegenſtand, mein Leben hat nur Ein Intereſſe, ich kenne nur noch Einen Willen, und ewig gelobe ich dieſen, als die einzige Richtſchnur meines Lebens

zu ehren, wenn ich es Ihnen auf ewig widmen darf. —

Ach, wenn man der Liebe hienieden die Treue zugesellen, oder wenn man sterben könnte nach den ersten reinen Wonnen ihres Geständnisses, so würde man hienieden schon alle Geheimnisse, alle Entzückungen der Seligkeit kennen! Keine Schilderung vermag, ein Bild des Glückes zu geben, das Julie empfand; sie verlebte die Tage ihrer Liebe in jener himmlischen Trunkenheit der Seele, für die es in keiner irdischen Sprache ein bezeichnendes Wort giebt! später übte der Schmerz eine gleich unbeschreibliche Gewalt über sie; sie erschöpfte in sich selbst alle Qualen einer zerrissenen Seele, eines todtwunden Herzens, aber doch war ihr letzter Athemzug noch Dank gegen Gott, daß sie Mora gekannt, daß sie ihn geliebt hatte!

Wer möchte Mora's und Juliens Glück nach der Dauer von Monden und Jahren messen wollen? Es blieb, so lange sie vereint waren, ungetrübt; sie sahen sich täglich, und fühlten mit jedem Tage immer neu, wie glücklich sie eines in dem andern waren, und wenn das Vorgefühl

er Trennung durch Zeit und Raum einen Duft
r Wehmuth über ihre schönsten Lebensstunden
eitete, so gehörte auch dieser mit zu den Won-
en ihrer Liebe, weil sie empfanden, daß sie sich
nzertrennlich auf ewig angehörten. Mora lebte
ur für Julie; alle ihre gemeinschaftlichen Ver-
indungen, alle ihre Neigungen und Liebhabereien
gnete er sich an; jeder ihrer Gedanken, jede
egung ihrer Empfindung war ihm wichtig.
r fühlte, daß nie ein Mann unaussprechlicher
liebt worden war, als er von ihr, und diese
eberzeugung, die so viele Männer zum Mißbrauch
rer Gewalt über das liebende Herz verleitet ha-
n würde, band ihn nur noch unauflößlicher an
ulien. Mitten in allem Glanz, allen Zerstreu-
ngen des Hoflebens, der Gegenstand allgemei-
er schmeichelhafter Auszeichnung und Aufmerk-
mkeit, umgeben von den schönsten Frauen Frank-
ichs, kannte er nur einen Wunsch, nur ein
lück, das, Julien anzugehören, und ihre Seele
nz auszufüllen.

Pflicht und Ehre zwangen Mora, nach Spa-
en zurückzukehren. Den 7ten August 1772 ver-

ließ er Paris. Juliens Schmerz bei dieser Trennung war unbeschreiblich. Die gewaltige Leidenschaftlichkeit ihrer Seele wandte sich nun feindlich gegen sich selbst; oft fühlte sie in sich alle Muthlosigkeit der Todesermattung, und im nächsten Augenblick rief sie die vollkräftigste Qual der Verzweiflung zum Bewußtseyn des Lebens zurück. Ihr Zustand war ein ununterbrochenes Seelenfieber. Diese Gemüthsstimmung ist ein Geheimniß der Natur, wodurch sie in einen Tag des menschlichen Daseyns mehr Leben zusammenzudrängen weiß, als ein kaltes Herz in hundert Jahren zu verbrauchen vermag, aber im Unglück verdoppelt sie unsre Leiden auf eine furchtbare Art. Dazu kam noch die herzzerreißendste Sorge um Mora's Leben, das durch seinen Schmerz um sie bedroht wurde. Oft glaubte sie, die Ankunft eines Briefes von ihm nicht mehr erleben zu können; sie erlag unter der Gewalt ihrer Qualen, deren Dauer ihre Kräfte überstiegen haben würde. In diesem Zustand, wo die Bedingung ihrer Erhaltung an die Erweckung irgend eines sanften, wohlthuenden Gefühls geknüpft war, das

ie von ihrem Schmerz abzuziehen vermochte, führte ihr das Schicksal den Mann vor, der, nachdem sie jede Tiefe des Schmerzes ergründet hatte, dessen die glühendste Seele, das tiefempfindendste Herz empfänglich machen, ihr das furchtbare Loos bereitete, durch alle Qualen einer zerrissenen Seele und eines im Glauben an den eignen Werth unheilbar verletzten Selbstgefühls gefoltert zu werden.

Im Anfang des Jahres 1773 lernte sie den Oberst Guibert kennen. Anna Germaine von Stael-Holstein hat uns in ihren Werken eine Lobschrift auf ihn hinterlassen, die das glänzendste Zeugniß für seinen Geist und seine Talente enthält, und hinreicht, sein Andenken der Vergessenheit zu entreißen.

Seit seinem 12ten Jahr Soldat, hatte er sich in einem Alter, wo man gemeinhin nur tapfer zu seyn pflegt, schon durch seinen militärischen Scharfblick in den Feldzügen des siebenjährigen Krieges ausgezeichnet, und in seinem 23sten Jahr schrieb er jenes berühmte Werk über die Taktik, das Friedrich der Zweite allen seinen Feldherren zu lesen anempfahl.

Kaum hatte er es vollendet, als er nach Korsika gieng und sich in dem Gefecht von Ponte-Nuova so tapfer bewies, daß er, was damals eine seltene Auszeichnung war, in seinem 24sten Jahr das Ludwigskreuz erhielt. Als er nach Frankreich zurückkam, und alles den schönen jungen Helden feierte, betrat er die dramatische Laufbahn. Sein erstes Trauerspiel, der Connetable von Bourbon, zeichnete sich vorzüglich durch Großheit der Gesinnung und durch die flammendste Begeisterung hohen Ehrgefühls aus. Man findet darin mehr, als einen Verstoß gegen die Regeln der dramatischen Kunst; allein es läßt in dem Gemüth des Lesers einen Eindruck zurück, wie ihn nur die Macht des wahren Genies zu erwecken vermag. Bei diesem ersten Auftreten des jungen Dichters hatten Haß und Neid noch nicht Zeit gehabt, sich gegen ihn zu waffnen. Guiberts Ruhm und seine Talente fanden bei seiner Jugend und seiner Schönheit allgemein günstige Anerkennung. Sein zweites Werk war eine Lobschrift auf Catinat; die Akademie erkannte La Harpe den Preis zu, doch die Stimme der öf-

ſentlichen Meinung ertheilte ihn an Guibert. Er ſchrieb dann noch eine Lobrede auf L'Hopital und zwei Trauerſpiele: die Gracchen und Anna Boleyn. In dem erſten von dieſen beiden Stücken ſpricht ſich die leidenſchaftliche Liebe für die Freiheit aus, die in jenem Zeitpunkte alle edlen Männer beſeelte; Anna Boley dagegen ſcheint ihm von Julie eingegeben zu ſeyn, und gehört mit zu der innern Geſchichte ihrer Liebe. Nie kann ſich das Gefühl mit dem Inhalt dieſes Stückes verſöhnen — aber hätte Guibert Julie nie gekannt, ſo hätte ein Mann, wie er, nie ein Trauerſpiel ſchreiben können, welches, wo es Glut und Wahrheit der Leidenſchaft gilt, unter den dramatiſchen Werken den Platz einnimmt, den man unter den Romanen in dieſer Hinſicht Rouſſeau's Heloiſe zugeſtehen muß.

Mit den glänzendſten Talenten und hohem Geiſte von der Natur reich ausgeſtattet, war Guibert in den geſelligen Kreiſen der Hauptſtadt eine eben ſo angenehme, als bedeutende Erſcheinung. Ihm fehlte für die Unterhaltung jene Feinheit, jene Gabe leichten Scherzes, die nur

klaren friedlichen Gemüthern eigen ist; aber sein Gespräch war stets ideenreich; er sagte immer etwas, das man noch nicht gehört, noch nicht gedacht hatte, und dabei war er vielseitig genug gebildet, um jeden Stoff geselliger Unterhaltung mit Antheil aufzufassen. Im großen Zirkel, wie unter vier Augen, in jeder eigenen und fremden Seelenstimmung war er stets freigebig mittheilend an Geist und Leben, und wenn man nicht von ihm rühmen konnte, daß er sich herzlich, hingebend, liebevoll gezeigt habe, so sprach man doch gewiß stets von einem mit ihm zugebrachten Abend als von dem gesellig angenehmsten, den man verleben könne. Er verstand sich nicht darauf, mit den Betrübten zu weinen; doch Keiner wußte, wie er, das Gefühl des Kummers durch Zureden und Ueberlegung zu sänftigen — man fand in ihm nicht zu jeder Stunde, jeden Augenblick einen Freund, er war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um es anhaltend mit Andern seyn zu können; aber in wichtigen Fällen konnte man unbedingt auf ihn rechnen, und wenn er sich einmal hingab, oder vielmehr sich dem

Freunde lieh, ſo knüpfte man dann in einer Stunde den ſcheinbar zerriſſenen Faden aller Ideen und Empfindungen unwillkührlich wieder an, weil er geboren war, alles zu beherrſchen, was ihn liebte. Ein guter Sohn, ein treuer Bruder, ein zuverläſſiger Freund, vereinte er mit vielen Tugenden alle Eigenſchaften, die man als Beſtandtheile der Heldengröße ehrt, aber er gehörte auch zu den Männern, die man die Scharfrichter des weiblichen Herzens nennen kann. Ehrgeitz und Glanzſucht waren die herrſchenden Leidenſchaften ſeiner Seele, die dagegen der ſüßeſten und lebensvollſten aller Leidenſchaften durchaus unzugänglich war. Er kannte nur Sinnenreitz, nicht Liebe und hielt dieſe nur für das Erzeugniß einer überſpannten Phantaſie. Liebenswürdig genug, um geliebt zu werden, ſetzte er keinen Werth darauf, es zu ſeyn. Er machte mehr, denn eine Frau, ſehr unglücklich, doch keine hatte das Recht, über ihn zu klagen, weil er ſich nie eine Indiskretion, nie eine Unhöflichkeit zu Schulden kommen ließ und man es nur der Natur, nicht ihm zur Laſt legen konnte, daß ihm Gefühl und

Zärtlichkeit mangelten. Man konnte ihm auch nicht vorwerfen, daß er diese zu empfinden heuchelte; man konnte sich im Gegentheil viel eher versucht fühlen, sich über die Härte seiner Offenherzigkeit zu beklagen, da er die Frau, die ihn liebte, mit keiner auch noch so verletzenden Wahrheit verschonte, und sobald sie aufhörte, ihm zu gefallen, auch dafür sorgte, daß sie dieß gleich erfuhr. So lange er selbst sich angezogen fühlte, war es ihm ganz angenehm, sich geliebt zu wissen; war aber sein Zweck erreicht, so begehrte er auch, daß man ihn nur nach seiner Weise und so wie es ihm bequem war, lieben solle. Sein Kaltsinn und seine Festigkeit raubten seiner Geliebten das Bewußtseyn ihres Rechtes, sich über ihn beklagen zu dürfen. Die Härte, mit der er die Frauen behandelte, entsprang mit aus der geringen Meinung, die er von ihnen hatte; er hielt sie alle für eitel, gefallsüchtig, falsch und schwach; nie hatte er Vertrauen zu seiner Geliebten, nie hielt er sie für mehr, als für ein hübsches Kind, mit dem es sich der Mühe verlohne, einige Augenblicke zu vertändeln; nie schloß

er ihr ſeine Seele auf, nie kam für ihn in ih-
ren Armen ein Augenblick, wo er aufhörte, gegen
ſie auf ſeiner Hut zu ſeyn. Widerſtand erbitter-
te ihn, ohne ihn zu verletzen, weil er ſeine
ſchwächſte Seite, ſeine Eitelkeit beleidigte; ſeine
Liebſchaften gehörten ewig nur in das Fach ſeiner
Liebhabereien und es war das unvermeidliche Loos
einer Geliebten, in ihm alles zu finden, was
ie Eitelkeit einer Frau, der es genügt, ſich vor-
ezogen zu ſehen, in ihrem Anbeter zu finden
egehren kann, und ewig alles in ihm zu ver-
iſſen, was ein weibliches, liebendes Herz zu be-
ücken vermag.

Julie war für Guibert, als er ſie kennen
nte, eine ſo anziehende und bedeutende Erſchei-
ung, daß er alle Hülfsmittel ſeines Geiſtes auf-
t, um ihr zu gefallen, und ſich ihr werth zu
chen. Zu jeder andern Zeit würde ſie ſeinen
rſtand und ſeine Talente anerkannt und be-
ndert haben, allein fern von ihm geblieben
n, weil ſie eine Scheu vor allem hatte, was
Geiſt allein anſprach: jetzt aber glaubte ſie,
t dankbar gegen den Mann ſeyn zu

können, dem es gelang, einen so zerstörenden, so schneidenden Schmerz, wie den ihrigen, auf Augenblicke zu besänftigen. Sein Umgang wirkte wie Opium auf sie: er stillte ihre Leiden, aber er heilte sie nicht. Sie hatte so unbeschreiblich gelitten, daß Seele und Körper durch die Dauer und die Leidenschaftlichkeit ihres Grames gleich erschöpft waren. Gulberts Liebenswürdigkeit, sein Bestreben, ihr zu gefallen, sein Werben um ihre Gunst belebten ihre Seele wieder durch ein Interesse, dem sie sich ohne Vorwurf, ohne Unruhe hingeben zu können wähnte, und das Augenblicke für sie herbeiführte, in denen das Daseyn aufhörte, für sie ein Schmerz zu seyn.

Bald aber vermochte sie nicht mehr, zu unterscheiden, ob es ihr süßer war, diese Milderung ihres Geschickes zu empfinden, oder, sie ihm zu verdanken. Ihr eigenstes, innerstes Seyn und Wesen machte sie dem Mißtrauen in die Zuneigung, die man ihr zeigte, unzugänglich. Alles, was ihr ihre Freunde von Zärtlichkeit und Neigung zuwandten, nahm sie wie eine Gunstbezeugung an; sie erwiederte es in all der Aufrich-

tigkeit und tief empfindungsvoller Fülle ihrer Seele, aber nie empfand sie jene stolze Zuversicht der Gewalt über ihre Freunde, die nicht aus dem Herzen, sondern aus der Eigenliebe entspringt, und die, voll Ansprüche an den geliebten Gegenstand, ihn auf die Probe zu setzen wagt. Das Weltleben hatte keinen Einfluß auf die Wahrheit und die Einfalt von Juliens Empfindungen zu üben vermocht; sie blieb stets über alle jene Berechnungen der Klugheit erhaben, die der Selbstsucht im Betragen gegen Freunde zu Vorschriften werden, sie ließ sich um so sorgloser in ihrer Hingebung an geliebte Menschen gehen, weil sie nichts zu verhüllen, nichts zu verschweigen hatte. Unverhüllt zeigte sie jede Regung ihrer Seele, und erröthete nicht davor, ihren Freunden schwach und liebebedürftig zu erscheinen. Sie dachte nie darauf, ihre Achtung, ihre Bewunderung erobern zu wollen, sie begehrte nichts, als sie von ganzem Herzen lieben und ihnen vertrauen zu dürfen.

Diese Liebebedürftigkeit ihres Wesens machte es ihr fast unmöglich, einem Wesen zu wi-

derſtehen, das mit Innigkeit um ihre Freundſchaft zu werben ſchien, und nur von Freundſchaft redete Guibert. Doch war es ihm unmöglich, nicht zu verſuchen, was er einer ſo tiefbetrübten, ſo glühenden, leidenſchaftlichen Seele abzugewinnen vermöge, und ehe Julie ahnete, daß es ſo ſo weit kommen könne, fühlte ſie ſich durch ihr Verhältniß zu ihm beunruhigt. Es konnte ihr nicht lange verborgen bleiben, wie feindlich Guiberts Charakter dem ihrigen gegenüberſtand, und daß ſeine Freundſchaft für ſie wahrſcheinlich nur ein Unglück mehr für ſie ſeyn werde; aber er war ihr ſchon zu nothwendig geworden, um ſich von ihm trennen zu können, und wenn ſeine Gegenwart ihr nicht immer wohl that, ſo beklemmte ſie doch ſeine Abweſenheit. Unwillkührlich wandte ſich ſchon ihr Herz, wenn ſie litt, zu ihm, um von ihm Troſt zu fordern, und in ruhigeren Stunden zog ſie ein lebensvolleres Bedürfniß, das Bedürfniß der Erheiterung zu ihm hin, deren ſolche leidenſchaftliche Seelen zu ihrem Daſeyn, wie einige Pflanzen des Sonnenlichtes, bedürfen, wenn ihre Kraft ſich nicht feindlich gegen ſie ſelbſt

wenden soll. Solche Unglückliche lieben mit innigster Dankbarkeit alles, was ihnen Trost gewährt. Ein unerklärlicher Zauber band sie an ihn; er war nicht ihr Freund, er konnte dieß nie werden, sie hatte in keiner Art unbedingtes Vertrauen zu ihm, und doch gelang es ihm, ihr allmählig den einzigen Trost zu rauben, der sie bis dahin aufrecht erhalten hatte, die Zuversicht zu sich selbst und zu der unwandelbaren Treue ihres Herzens. Nicht, als ob sie aufgehört hätte, Mora zu lieben; freudig hätte sie noch in jedem Augenblick ihr Leben für ihn hingegeben, kein Opfer wäre ihr für ihn zu groß, zu schwer geworden, allein ehe sie Guibert kannte, hätte sie nie ihm, nur sich selbst eins zu bringen vermocht, weil sie durchaus Eins mit ihm war. Nie hatte sie Mora heißer, wohl aber schöner geliebt. — Sie verabscheuete, als sie sich dieß gestehen mußte, den Zug, der sie zu Guibert zog, aber er hatte die Gewalt eines Fluches, eines unentfliehbaren Verhältnisses, dem ihr Wille, ihre Vernunft, ihr Herz, ihre ganze Seele nicht zu widerstehen vermochten. Keine Pein ist aber schmerzlicher, als

die der Entdeckung, daß wir einen edlen, treuen, würdigen Gegenstand nicht mehr ungetheilt mit der vollen Kraft unsers Herzens lieben. Was uns aus dem fremden Herzen entgegen strömt, was uns die Liebe des Geliebten giebt, macht uns nie so reich, so stark, so glücklich, als die Fülle der eignen Empfindung es zu thun vermag.

Mora war zu gewohnt, in Julens Seele zu lesen, und sie zu wahr, als daß ihre Briefe nicht in ihm die Vermuthung hätten erwecken sollen, ihr Herz sei in Gefahr, sich einer Untreue gegen ihn schuldig zu machen. Um sie, um sich davor zu retten, trat er, obgleich der Zustand seiner Gesundheit es lebensgefährlich für ihn machte, die Reise nach Paris an. Von Bordeaux aus schrieb er ihr noch am 10ten August 1774: „Ich schwöre, daß du unverlierbar mein bist, und daß meiner Liebe die Macht gegeben ist, Dich alles vergessen zu machen, was du um mich gelitten hast" — und am Abend dieses Tages bekam er einen Blutsturz, der sein Leben endete. Weder Unglück, noch Zeit, noch Trennung und Krankheit

hatten dieſe Feuerſeele zu erkälten, oder ſie in ihrer Liebe wankend zu machen vermocht. Er hatte ſein Leben gewagt, um Julie wieder zu ſehen — ſein letzter Herzensſchlag, ſein letzter Gedanke war noch Liebe für ſie — ihr Name der letzte Hauch, der ſeinen Lippen entfloh.

Nur wer die Verzweifelung, dieſe furchtbarſte und gewaltigſte aller Seelenqualen, kennt, kann ermeſſen, was Julie bei der Nachricht ſeines Todes litt. Sie hatte Mora bis zum Wahnſinn geliebt; ſie hatte alle Stufen, alle Uebergänge des Unglücks und der Leidenſchaft kennen gelernt; ſein Verluſt würde hingereicht haben, ſie auf immer unglücklich zu machen, doch noch ſchwerer, als dieſer, laſtete das Gefühl ihrer Schuld gegen ihn jetzt auf ihrer Seele. Jede Hoffnung auf neues Glück und neues Leben war für ſie zum Verbrechen geworden, und ſie fühlte ſich berechtigt, ſich von dem Zwang freizuſprechen, den es Herzen, wie dem ihrigen, auferlegt, ihren Leiden nicht zu erliegen.

Inbrünſtig erſehnte ſie den Tod, und fühlte es, daß die Gewalt ihres Grames und ihrer

Leidenschaft hinreichte, die Ketten zu sprengen, die sie an das Leben fesselten — da drang Guibert zu ihr. Er, der ihr das Glück geraubt hatte, ausschließend und einzig für Mora zu leben, entriß ihr jetzt auch die Freiheit, mit ihm zu sterben. Seine Gewalt über sie erhielt ihr zu Daseyn, das sie nicht zu hassen vermochte, weil es ihr noch die Kraft ließ, zu lieben, und Mora mit unsäglichem Gram zu beweinen.

Unmöglich konnte sie Guibert lieben, wie sie Mora geliebt hatte und ihn noch im Grabe liebte, allein der Mann, der Juliens Herz treulos und strafbar zu machen vermochte, und es über sie gewann, daß sie nach Mora's Tod leben zu wollen gelobte, war unstreitig der Mann, der im Besitz einer unbedingten Gewalt über ihre Seele besaß. Der Zauber, den er schon früher über sie geübt hatte, verdoppelte sich jetzt, wo er von seiner Liebe, von Juliens Unentbehrlichkeit zu seinem Glücke sprach. Wechselsweise zerriß und beseelig-te er ihr Herz; von ihm geliebt, konnte sie nicht sterben, ohne ihn nicht leben. Seine Gegenwart raubte ihr das Bewußtseyn ihrer Leiden; sobald

aber diese und der Gedanke an ihn sie nicht berauschend betäubten, wandte ihre ganze Seele sich dem Gedanken an Mora zu, und ihr Schmerz wurde dann zum brennenden, verabscheuenden Haß der Verirrung und der Leidenschaft, die sie gegen dies große, ihr bis zum Tode treu ergebene Herz strafbar gemacht hatte. Eine tiefe, hoffnungslose Schwermuth blieb der Grundton ihres Wesens. Guibert allein besaß die Macht, sie dieser zu entreißen; in seiner Gegenwart gab es für sie keine peinliche Erinnerung, kein Leiden, keinen körperlichen Schmerz mehr. Im heftigsten Krampf fühlte sie sich erleichtert, sobald er eintrat, und in Stunden, wo der Arzt für ihr Leben fürchtete, wo alle ihre Freunde für sie zitterten, hörte sie auf, krank zu seyn, und schien schmerzensfrei, so lange er gegenwärtig war. Guibert und ihr Schmerz waren alles, was ihr von ihrem ganzen reichen Leben geblieben war — es gab für sie keinen Wunsch, keine Furcht, keine Hoffnung mehr — ihr ganzes Daseyn war in diesen beiden Punkten zusammengedrängt. Wie streng wurde aber Mora durch ihn gerächt! wie

hart mußte sie die feindliche Gewalt büßen, die sie zu ihm hingezogen hatte!

Ihr Herz, ihre Seele, alles, was in uns denkt und empfindet, wurde unaufhörlich durch sein Betragen empört, verwundet und beleidigt. Es war seinem Herzen durchaus kein Bedürfniß, geliebt zu werden, wie sie ihn liebte — der kleinste Theil von der Fülle ihrer Liebe und Empfindung würde schon hingereicht haben, alle seine Forderungen an sie zu befriedigen. Nie durfte sie ihm daher ihre Seele ganz unverhüllt zeigen; bei der großen Verschiedenheit ihrer Ansichten und Empfindungen mußte sie im Gespräch mit ihm stets Verzicht darauf leisten, von dem zu reden, was sie interessirte — sie durfte nicht mit ihm von ihren Klagen, ihren Erinnerungen reden und — was das Härteste für eine liebende Frau ist — sie durfte ihm nie aussprechen, wie sie ihn liebte. Selbst sein Verstand errieth nicht, welche Liebe sie für ihn im Herzen trug und wie sie um ihn litt; man muß selbst lieben, um den Schmerz zu errathen, den man denen verursacht, die uns lieben. Das Herz wird allein vom Her-

zen verstanden und beglückt. Jedesmal, da Gulbert zu ihr kam, hatte er, ohne daß er es wußte, irgend einen ungünstigen Eindruck zu besiegen, und sie ihm neue Opfer zu bringen. Sie lernte in diesem Verhältniß alle Qualen der Verdammten, Reue, Eifersucht, Selbstverachtung, und die peinlichste von allen, Geringschätzung des Geliebten, kennen.

Wenig Menschen ist es gegeben, das Daseyn einer Leidenschaft begreifen zu können, die sich nur von Thränen und Gewissensbissen nährt, und es erscheint als ein Räthsel, wie Julie bis zum letztem Athemzug einen Mann lieben konnte, von dem sie sich nur zu oft eingestehen mußte, daß, das Gefühl, welches er seine Liebe für sie nannte, leer von aller wahren Theilnahme, Zärtlichkeit und Innigkeit war. Juliens Briefe an Gulbert, von denen Jean Paul sagt, „daß sie an ächter, treuer, einfacher Liebeswärme die Rousseauschen der Heloise übertreffen und an Naivetät oft die der Sevigne erreichen," erklären uns dies Räthsel nicht, aber sie sind ein höchst anziehendes Gemälde des allerschmerzlichsten Kampfes,

den je heiße Leidenschaft mit fremdem Unwerth und kalter Herzlosigkeit gekämpft hat, und zeigen uns, wie eine reiche, sinnvolle Natur den unendlichen Schmerz eines solchen Kampfes trägt und zuletzt darin untergeht. „Wenn man diese „Briefe liest, sagt Jean Paul, von denen die „letztere Hälfte fast ein einziger Schmerz ist: so „möchte man sich wohl fragen, ob die Liebe nicht „mehrere Leiden auf der Erde ausgesäet hat, als „der Haß; da ihre Erwiederung nur flüchtige, „kurze Allerheiligen-Tage hindurch entzücken, „aber ihr Versagen durch Marterwochen foltern „kann. Wie lange stirbt die hohe Espinasse an „ihrem Herzen! Und der Schutzengel ihres Le„bens wird täglich dunkler und verfinstert sich zu„letzt zum Todesengel! Guibert aber, immer un„terweges lebend und auf dem Musenberge und „im Ruhmtempel und in weiblichen Boudoirs, „nähte, als ihr Herz in lauter Wunden zuckte, „bald mit seiner weichen Seide einige zu, bald „schnitt er die Naht wieder auf. So verlebte „sie sich zwischen Heilen und Erstehen. Möge „doch ein jeder Mann von hohem Werthe, der

„eben darum eine Frau von ähnlichem aufſucht,
„bedenken, daß ein ſolcher mit einer ſolchen nie
„ſpielen dürfe, wie etwa mit andern — daß er
„wie andere Eroberer deſto leichter Mörder wer-
„den kann, und daß er ſich bei einer Espinaſſe
„nicht erlauben darf, um ihre Liebe zu werben,
„wenn er ihr nicht ſein Herz für das ihre geben
„kann und will."

Nie aber gewann es Guibert über Julie, Mora's Bild in ihrer Seele zu verlöſchen. Sie liebte dieſen auch im Tode unausſprechlich fort, und nie konnte ſie ihr Gewiſſen beſchwichtigen, auf dem ihr Verhältniß zu Guibert fortdauernd wie ein Frevel an dem Heiligthum ihrer Liebe und Treue laſtete. Oft lag für ſie etwas Wohlthuendes in dem Gedanken, daß ſie allein durch Mora glücklich geweſen war; ſie fand ſich weniger ſtrafbar, wenn ſie ſich beſtraft fühlte. Ihre Gewiſſensbiſſe waren für die verletzte Treue eine Huldigung der Tugend — ihr unvergänglicher Schmerz eine Huldigung der Liebe für den Schatten des Verſtorbenen.

Guibert hatte in ſeinem Verhältniß zu ihr

stets das Uebergewicht, das ein kaltes Herz so leicht über ein glühendes zu behaupten vermag, und dieß gab, bei Juliens tiefen Seelenleiden, seinem Betragen gegen sie zuweilen einen Anflug von Mitleid, der ihr Herz vollends brach. Leidend, unaussprechlich leidend, kann ein Wesen, wie Julie, doch noch das Daseyn lieben und den Mann anbeten, um den sie leidet, so lange sie sich nur geliebt glaubt, und das aus Zug des Herzens, nicht aus Dankbarkeit, oder aus schonender Rücksicht. Der Gedanke, dem Geliebten zu seinem Glück entbehrlich geworden zu seyn, entwürdigt eine gefühlvolle Seele in ihrem eignen Bewußtseyn und lähmt alle ihre Fähigkeiten. Das heiligste, das mächtigste Gefühl des menschlichen Herzens soll und darf nie als eine Gabe des Mitleids und der Pflicht erscheinen, da es seiner Natur nach viel erhabener ist, als diese.

Es kamen freilich Stunden, wo ihr war, als gelte er ihr nichts mehr, als sei er ihrer Seele so fremd, daß sie eine Art von Beschämung darin fand, ihr ganzes Daseyn in diese Liebe zu ihm versenkt zu haben; sie glaubte sich dann gegen ihn

erkältet, doch sobald sie ihn wieder sah, reichte ein Wort von ihm hin, ihren Schmerz, ihr Unglück, ihren Willen und ihren Entschluß zu besiegen. Sie fand sich dann stets von Neuem so gefesselt, so unauflöslich an ihn gebunden, daß sie wohl erkennen mußte, es gebe für sie keine andre Zuflucht gegen den Mißbrauch seiner Gewalt, als das Grab. Jede Leidenschaft macht die Menschen zu Sklaven, die ihre Ketten wechselsweise lieben, oder hassen, ohne je die Kraft zu haben, sie zu brechen. Julie fand oft Glück darin, schwach zu seyn; sie wollte doch noch lieber mit Schmerzen fühlen, daß sie ihn liebe und es ihm wiederhohlen, als verläugnen, was er ihr gelte. Ihre Gesundheit erlag diesen Erschütterungen, sie hatte oft Fieber, hustete und fieng an, Blut auszuwerfen.

Während dieses Zustandes verließ Guibert Paris auf einige Monate, um eine Reise nach Straßburg zu machen, wohin ihn Geschäfte und Familienverbindungen riefen. Die Herzlosigkeit, mit der er sich von ihr trennte, empörte sie, und sie gelobte es sich, keinen Brief von ihm mehr

erbrechen, keinen mehr beantworten zu wollen. Acht Tage lang blieb sie diesem Entschluß treu, allein sie wurde in diesen 8 Tagen so blaß und so matt, als habe sie eine schwere Krankheit überstanden. Mit hastigem Herzklopfen empfieng sie am 2ten Tag nach seiner Abreise den ersten Brief, aber sie erzwang es von sich, ihrem Vorsatz treu zu bleiben. Unzähligemal las sie die Aufschrift desselben, unzähligemal nahm sie ihn in die Hand; selbst in der Nacht wachte sie mehreremale auf, um sich zu vergewissern, daß er auf ihrem Herzen ruhe, und daß sie im Besitz desselben sei. So herzensschwach, pries sie sich doch wegen der Stärke und der Selbstbeherrschung, mit der sie dem mächtigen Verlangen, den Brief zu lesen, zu widerstehen wisse. Sechs Tage lang vermochte nichts, sie auch nur einen Augenblick von diesem Brief abzuziehen; hätte sie ihn gleich, als sie ihn erhielt, erbrochen, so hätte er nie einen so erschütternden Eindruck auf sie zu machen vermocht, als jetzt ungelesen. Sie wartete sehnlichst auf einen zweiten Brief; Guibert mußte doch durch ihr Verstummen befremdet werden, und ihr eine Er-

klärung desſelben abfordern; als nun aber dieſer zwei Poſttage lang ausblieb, kam ſie auf den Gedanken, er könne krank geworden ſeyn, und ohne zu wiſſen, was ſie that, war da ſein Brief erbrochen, geleſen, wieder geleſen und mit heißen Thränen benetzt. Dieſer Brief athmete eine Zärtlichkeit, die Juliens Entſchlüſſe in einem Nu vernichtete und ſie ganz wieder in die alten Feſſeln ſchlug.

Guibert lernte auf dieſer Reiſe ein Fräulein von St. Aignan kennen, und ſchrieb an Julien, ihr ſeine Verlobung mit dieſer bekannt zu machen. Julie liebte ihn zu wahr, als daß ſie nicht oft den Wunſch empfunden und auch gegen Guibert ausgeſprochen hätte, ihn mit einer edlen, liebenswürdigen Gattin verbunden zu ſehen. Die Vergeudung ſeiner Talente und ſeiner Fähigkeiten ängſtigten ſie. Dieß unſtäte Umhertreiben in den Pariſer Salon's, bei dem er, durch keine ernſte Thätigkeit beſchäftigt, durch kein tieferes Gefühl beſeelt, nur Befriedigung für ſeine Glanz- und Eroberungsſucht fand, mußten ihn an Geiſt und Gemüth allmählig verarmen, und ſo reich er auch

von der Natur ausgestattet war, doch endlich verderben. Bei der Reinheit ihres Herzens und ihres Verhältnisses zu ihm war es ihr auch kein schmerzliches Opfer, ihn verheirathet zu sehen, und sein Glück ihr in vollster Wahrheit viel heiliger und theuerer, als ihr eignes — aber daß er wählen konnte, ohne sich ihr zu vertrauen, daß sie die wichtigste Entscheidung über sein Leben nur zu gleicher Zeit mit allen seinen andern Bekannten erfuhr — das war mehr, als herzlos. Sie fühlte, daß er verpflichtet gewesen wäre, ihr bei diesem Anlaß etwas Wohlthuendes und Milderndes zu sagen, eben weil sie empfand, daß es in seiner Macht gestanden wäre, es thun zu können, und doch würde ihre Liebe noch über diese persönliche Verletzung, wie über so viele frühere, gesiegt haben, allein nur seine Größe konnte Julie mit seinem Mangel an Güte versöhnen und diese Verbindung zwang sie, klein von ihm denken. Wahrheit war der Grundzug von Juliens Charakter. Hätte Guibert Julien gestanden, daß er, von der Schönheit seiner Gattin geblendet, ohne Berücksichtigung aller Ver-

hältniſſe, einer ſinnlich aufflammenden Neigung Gehör gebe, indem er ſich mit ihr verheirathe, ſo würde Julie ihn beklagt, aber nicht verdammt haben, ſo aber hatte er ſich in ein Gewebe von Lügen verſtrickt, um eine eben ſo unwürdige, als unbeſonnene Wahl zu beſchönigen, und dieſe Unwürdigkeit konnte Julie an dem geliebten Mann nicht verſchmerzen. Guiberts Verheirathung hatte auch auf ſein ganzes Leben den nachtheiligſten Einfluß; ſie wurde allen Planen ſeines Ehrgeizes feindlich; die junge Frau war ſchön, aber ſie blieb es nur ſehr kurze Zeit; dabei war ſie ganz ungebildet; ihr Charakter hatte alle Fehler eines verzogenen Kindes, ganz Paris ſprach von ihrer Dummheit und ihrer Ungeſchicklichkeit, ſich in den geſelligen Kreiſen dieſer Hauptſtadt zu bewegen. Guiberts Familie und alle ſeine Freunde waren unzufrieden mit einer Wahl, die er ſelbſt nur zu bald bitter bereuete und die ihn trotz ſeiner Talente und ſeiner Anſprüche in eine Dunkelheit hinabriß, für die er nicht geeignet war, und die zu ſchmücken, ihm alle Tugenden der Häuslichkeit fehlten.

Julie fühlte, daß jetzt Schweigen allein ihrem Unglück, ihn nicht mehr achten zu können, gezieme, aber die furchtbare Erschütterung dieser Wendung ihres Verhältnisses lähmte wochenlang alle ihre geistigen Fähigkeiten, wie ihre körperlichen Lebenskräfte; sie vergoß keine Thräne, sie erlaubte sich keine Klage, keinen Vorwurf, sondern ließ seinen Brief ganz unbeantwortet, da es ihr als Erniedrigung erschien, mit ihm, dessen Unwerth sie jetzt unglücklich machte, von diesem Unglück zu reden. Er hatte ihr in seinem letzten Briefe geschrieben: „Schonen Sie Ihre „Gesundheit, meine Freundin, und bedenken Sie, „daß ich es keinesweges werth bin, daß Sie um „mich leiden." — Ja freilich war er nicht werth, daß solche Thränen um ihn flossen, solches Herz um ihn brach — aber eben das war es ja, was Julien, für die Leben und Liebe Eins geworden waren, das Todesurtheil sprach!

Juliens Freunde nahmen die Erschöpfung aller ihrer Kräfte für Ruhe, aber sie war nur ein Vorbild von der Ruhe des Grabes, der dieser Zustand sie zuführte. Nichts von allem, was

sie sah, was sie hörte und was sie that, konnte in ihrer Seele eine Regung des Antheils erwecken. Dieß negative und passive Daseyn war für sie, die, so lange die Fülle ihrer Empfindung sie trug und über die Erde emporhob, das Bedürfniß, das Glück und den Wunsch, zu leben, so vollkräftig empfunden hatte, Vernichtung. In diesen Tagen antwortete sie einst, als Diderot sie fragte, wie es ihr gehe? — „beinah so gut, als wenn ich schon gestorben wäre" — und als man von ihren schlaflosen Nächten sprach, sagte sie, man solle einen Unglücklichen, um einen Maaßstab für seine Leiden zu haben, immer zuerst fragen: kannst du schlafen? und dann: wie alt bist du?

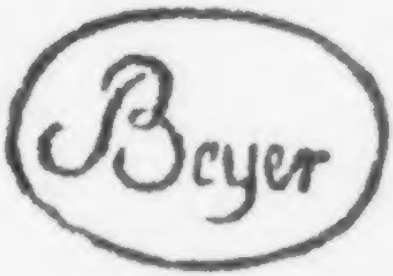
Am Jahrestag von Mora's Tode erhielt sie noch zwei Briefe von ihm, einen aus Madrid vom 3. Mai, geschrieben in dem Augenblick, wo er in den Wagen stieg, um zu ihr zu eilen, den andern aus Bordeaux, wo er schon sterbend angekommen war, und in dem er es noch aussprach, wie sehr er das Leben liebte, weil es ihn glücklich machte, von ihr geliebt zu seyn. — Beide Briefe waren durch einen unerklärlichen Zufall

ein Jahr lang auf der Post liegen geblieben, und sie erhielt sie jetzt an Guiberts Hochzeittage!

Trotz des Heilbalsams, den das Gefühl, sich von edlen Menschen geliebt und unverkannt zu sehen, für Seelenwunden hat, boten Juliens Freunde — D'Alembert, Türgot, Marmontel, Diderot, Thomas, Henault, Chatelux und andere ausgezeichnete Menschen mehr — alles vergeblich auf, um sie zu retten. Die Hoffnung allein erhält den Menschen, und sein ganzes Daseyn welkt unendlich schnell, wenn sie erstirbt. Julie war zu sehr verletzt, um je wieder geheilt werden zu können. Dazu kam, daß Guibert sie jetzt mit seinen Briefen verfolgte. Er, der nie etwas für ihr Glück zu thun versucht hatte, war ein zu kalter Selbstsüchtler, um sich seines Einflusses auf ihr Schicksal und ihr Leben freiwillig zu begeben, oder zuzulassen, daß sie ihm entsagte. Er schrieb an sie, um sich über sie zu beklagen; er nannte ihr Betragen gegen ihn Eigensinn, ihr Verstummen Herzlosigkeit und Treubruch, er glaubte sich zu Vorwürfen gegen sie berechtigt, gegen sie, die ihn mit so unaussprechlicher Hingebung

geliebt hatte, daß das glühendste Herz sich dadurch in seinen kühnsten Forderungen beseligt gefühlt haben würde! „Nicht Unmuth, nicht Dankbarkeit, schrieb er ihr, erzeugen meine Klagen und Vorwürfe, sondern das Gefühl, das Ihre Liebe mir zum Glück meines Lebens unentbehrlich geworden ist, und daß mir nie ersetzt werden kann, was ich in Ihnen verliere.“ — Auch ist es wahr, daß er, ohne Juliens Empfindung zu theilen, ohne daß es ihn beglückte, geliebt zu seyn, wie sie ihn liebte, ohne auch nur ihre Liebe für ihn eigentlich zu begreifen, doch nicht der Befriedigung entsagen konnte und wollte, die für seine Eitelkeit darin lag, so ausschließend und einzig von einer der ausgezeichnetesten und liebenswürdigsten Frauen seiner Zeit geliebt zu werden. — Keine seiner später geschloßnen Verbindungen hat ihm auch je wieder ersetzt, was er mit ihr verlor.

Julie kannte ihn jetzt genug, um ihn in Sicherheit vor tiefen Schmerzen zu wissen, allein sie konnte es sich doch nicht verhehlen, daß ihr Todesröcheln strenge mahnend an sein Ohr schlagen werde, und um ihm dieß zu ersparen, wil-

ligte sie in die Wiederanknüpfung ihres Umgangs und ihres Verhältnisses. Doch sah sie ihn nie wieder unter vier Augen, sondern nur in den Abendstunden, wo alle ihre Freunde sich um sie versammelten.

Sie liebte ihn, sie litt um ihn bis zum letzten Schlage ihres Herzens, das mit allen seinen Flammen, immer schmerzlicher aufzuckend, den 30. Mai 1776, zwei Jahre nach Mora's Tode, in seine Phönix-Asche zusammensank.